

VORSCHULE
DER
AESTHETIK

VON
GUSTAV THEODOR FECHNER.

ZWEITER THEIL.
DRITTE AUFLAGE.



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL

1925

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.

I n h a l t.

	Seite
XIX. Die Kunst aus begrifflichem Gesichtspuncte	4
XX. Bemerkungen über Analyse und Kritik der Kunstwerke	13
XXI. Ueber den Streit der Form-Aesthetiker und Gehalts-Aesthetiker in Bezug auf die bildenden Künste.	20
XXII. Ueber die Frage, wiefern die Kunst von der Natur abzuweichen habe. Idealistische und realistische Richtung	36
XXIII. Schönheit und Charakteristik	64
XXIV. Ueber einige Haupt-Abweichungen der Kunst von der Natur	68
1) Verletzungen der Einheit des Raumes, der Zeit und der Person	68
2) Absichtliche Beschränkung der Detailausführung. Weglassung von Nebendingen	71
3) Vermeidung handgreiflich scheinenden Reliefs in Gemälden	75
4) Uebersetzungen ins Antike und Moderne	76
XXV. Vorbetrachtung zu den drei folgenden Abschnitten.	81
XXVI. Stil, Stilisiren	82
XXVII. Idealisiren	105
XXVIII. Symbolisiren	130
XXIX. Commentar zu einem Ausspruche K. Rahls	135
XXX. Vorzugsstreit zwischen Kunst und Natur.	144
XXXI. Phantasie-Ansicht der Schönheit und Kunst	155
XXXII. Vom Begriffe der Erhabenheit.	168
XXXIII. Ueber die Grösse von Kunstwerken, insbesondere Gemälden, aus ästhetischem Gesichtspuncte	179
XXXIV. Ueber die Frage der farbigen (polychromen) Sculptur und Architektur	192
1) Sculptur	192
2) Architektur	208
XXXV. Beitrag zur ästhetischen Farbenlehre	212
1) Vom directen Eindrücke der Farben	212
2) Vom directen und associativen Eindrücke des Weiss und Schwarz	224

	Seite
XXXVI. Vorbemerkung zu einer zweiten Reihe ästhetischer Gesetze oder Principe	230
XXXVII. Princip des ästhetischen Contrastes, der ästhetischen Folge und Versöhnung	231
1) Princip des ästhetischen Contrastes	231
2) Princip der ästhetischen Folge	234
3) Princip der ästhetischen Versöhnung	238
XXXVIII. Principe der Summirung, Uebung, Abstumpfung, Gewöhnung, Uebersättigung	240
XXXIX. Principe der Beharrung, des Wechsels und Masses der Beschäftigung	246
1) Princip der Beharrung und des Wechsels in der Art der Beschäftigung	246
2) Princip des Masses und Wechsels im Grade der Beschäftigung	250
XL. Princip der Aeusserung von Lust und Unlust	254
XLI. Principe der secundären Vorstellungs-Lust und Unlust	256
XLII. Princip der ästhetischen Mitte	260
XLIII. Princip der ökonomischen Verwendung der Mittel oder des kleinsten Kraftmasses. Frage nach dem allgemeinsten Grunde der Lust und Unlust. Princip von Zöllner. Princip der Tendenz zur Stabilität. Herbartsches Princip	263
XLIV. Anhangsabschnitt über die gesetzlichen Massverhältnisse der Galleriebilder	273
1) Vorbemerkung	273
2) Vertheilungstafeln und Bestimmungsstücke der Galleriebilder	276
3) Asymmetrie- und Abweichungsverhältnisse, Extreme	286
4) Bestimmungen über das Verhältniss zwischen Höhe h und Breite b	291
5) Massbestimmung für den Flächenraum h b	295
6) Vertheilungsgesetze und Bewährung derselben	297
7) Nähere Bestimmungen über die Sachlage der Untersuchung	311
Benutzte Cataloge	314
Zusatz zu Th. I. S. 176. Ueber den Farbeneindruck der Vokale	315
Einzelne nähere Bestimmungen	317

XIX. Die Kunst aus begrifflichem Gesichtspuncte.

Die Kunst in dem engeren Sinne, in dem wir uns hier damit beschäftigen werden, gehört zu den im höheren Sinne bedeutungsvollsten Factoren des menschlichen Lebens, und ihre Werke bieten die höchsten und verwickeltsten Anwendungen ästhetischer Gesetze. Also bildet ihre Betrachtung eine Hauptaufgabe der höheren Aesthetik. Inzwischen ordnet sich die Kunst in diesem engeren Sinne einem viel weiter gefassten Begriffe der Kunst unter, und so wird Einiges über ihre begriffliche Stellung innerhalb dieses weiteren Kreises vorausszuschicken sein.

Im weitesten, hiemit aber weit über das ästhetische Gebiet hinausgreifenden, Sinne versteht man nämlich unter Kunst überhaupt die methodische, d. h. mit bewusster Absicht nach mehr oder weniger bestimmten Regeln und erlangter Geschicklichkeit geschehende, Schöpfung von Werken oder Einrichtungen, welche Zwecken des Menschen dienen. Handelt es sich nun dabei um die unmittelbare Erreichung von Lustzwecken durch sinnliche Mittel, so hat man die angenehmen und schönen Künste, die sich von einander bloß durch die Höhe ihrer Leistung unterscheiden, hiegegen, wenn es sich um Zwecke handelt, die nur mittelbar zur Erhaltung und Förderung des menschlichen Wohles oder zur Hebung oder Verhütung von Nachtheilen dienen, die nützlichen Künste, wozu die Handwerke, als wie Schuhmacherkunst, Töpferkunst, Tischlerei u. s. w. aus dem Gesichtspuncte einer niederen, die Staatskunst, Erziehungskunst, Heilkunst u. s. w., aus dem Gesichtspuncte einer höheren Utilität gehören. Zwar pflegt man nur selten auf erstere das Wort Kunst anzuwenden, weil man eben das Wort Handwerk dafür hat, indess sie doch dem allgemeinsten

Begriffe der Kunst immer untergeordnet bleiben. Eine strenge Unterscheidung der angenehmen und schönen von den nützlichen Künsten oder reine Coordination derselben findet freilich nicht statt; nur der vorwiegende Gesichtspunct lässt sie trennen. Denn auch von den Werken der schönen Künste, als wie einem Drama, einer Musik, einem Gemälde, wird man verlangen oder wünschen, dass sie ausser dem nächsten und vorwiegenden Zweck, unmittelbar ein höheres als blos sinnliches Wohlgefallen zu erwecken, bildend auf den Geist wirken, also durch ihre Folgen nützen, umgekehrt von den Werken der nützlichen Künste, als wie einem Schuh, einem Gefässe, einem Tische, dass sie ausser dem Nutzen, auf den es in der Hauptsache und zunächst bei ihnen abgesehen ist, unmittelbar wohlgefällig erscheinen. Auch können manche Künste sich bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite wenden, oder beiden Seiten gleichmässig gerecht zu werden suchen. So namentlich die Rhetorik, die Architektur und die unter dem Ausdruck Knstindustrie vereinigten sog. kleinen oder technischen Künste, welche sich mit der Verfertigung von Geräthen, Gefässen, Möbeln, Waffen, Kleidern, Teppichen u. dgl. beschäftigen, überhaupt einen grossen Theil der nützlichen Künste unter dem Anspruche vereinigen, zugleich angenehme oder schöne Künste zu sein. Wogegen bei andern nützlichen Künsten, als wie dem Handwerk eines Fleischers, des Essenkehrers, der Kunst des Zahnarztes u. s. w. jene Voraussetzung desshalb nicht erfüllbar ist, weil die unmittelbaren Leistungen dieser Künste mehr im Sinne der Unlust als Lust sind.

In dem engeren Sinne, den die Aesthetik ausschliesslich festhält und den wir daher unsererseits hier festzuhalten haben, versteht man überhaupt unter Kunst nur die angenehmen und schönen Künste oder gar nur die schönen Künste, deren Aufgabe sich dahin bestimmt, das Schöne im engeren Sinne darzustellen, d. i. durch Verwendung sinnlicher Mittel unmittelbar höhere, werthvollere Lust als blos sinnliche oder überhaupt niedre Lust zu erwecken. Wie die Verhältnisse und Dinge in der gemeinen Wirklichkeit, was man so nennt, d. i. der Natur und dem menschlichen Leben abgesehen von schöner Kunst, liegen, erfüllen sie selten diesen Zweck rein und vollständig, und so treten die schönen Künste zugleich mit der Absicht einer Ergänzung der gemeinen Wirklichkeit und einer Erhebung darüber hinzu.

So wenig als die angenehmen und schönen Künste von den nützlichen sind beide erstre von einander durch eine scharfe Gränze zu scheiden. Denn erstens giebt es keinen andern als bloß relativen oder willkürlich abgesteckten Höhenunterschied zwischen angenehm und schön, wonach man z. B. in Zweifel sein kann, ob man die Kunst schöner Gefässe und Tanzkunst hoch genug halten soll, um sie unter die im engern Sinne schönen oder bloß unter die angenehmen Künste aufzunehmen; zweitens geht das dem niedern Sinne wohlgefällige Angenehme vielfach in das dem höhern Sinne wohlgefällige Schöne als wirksames Element mit ein und kann somit auch eine angenehme Kunst in den Dienst einer schönen treten. Hier wie überall, wo keine scharfe Abgränzung in der Sache statt findet, ist die Mühe, die man sich mit einer scharfen Abgränzung der Begriffe gegen einander geben mag, fruchtlos.

Man pflegt Kunst und Natur einander gegenüberzustellen. Nun wird auch der Begriff der Natur verschieden gefasst, und bloß nach einer dieser Fassungsweisen tritt die Natur in jenen Gegensatz ein. Einmal versteht man unter Natur die wesentliche Beschaffenheit irgend eines Dinges, wonach man von der Natur eines Kunstwerkes ebenso wohl als von der eines Naturkörpers sprechen kann; zweitens die materielle äussere Erscheinungswelt gegenüber der innern geistigen, wonach der Marmor einer Statue eben so gut als der eines Gebirges zur Natur gehört. Im Gegensatz gegen Kunst aber versteht man unter Natur eben nur, was abgesehen von Kunst im äusseren Erfahrungsgebiete entsteht und besteht; und natürlich, je nachdem man Kunst weiter oder enger fasst, verengert oder erweitert sich der Begriff der gegenüberstehenden Natur. Den schönen Künsten, insbesondere den bildenden gegenüber, nennt man auch wohl das, was ausserhalb derselben im äusseren Erfahrungsgebiete besteht, gemeine Wirklichkeit oder Wirklichkeit schlechthin.

Aus anderm Gesichtspuncte als der Natur setzt man die Kunst der Wissenschaft und Religion gegenüber, indem man die Pflege des Schönen oder Einbildung desselben in das Leben der Kunst, die des Wahren der Wissenschaft, die des Guten der Religion und mit ihr verwachsenen Moral anheim giebt. Nach dem Zusammenhange dieser drei höchsten Ideen aber, wovon Gelegenheit war im 2. Abschnitte zu sprechen, hat man auch einen davon abhängigen Zusammenhang von Kunst, Wissenschaft und

Religion zu statuiren; worüber sich sehr allgemeine, weit und tief gehende, Betrachtungen anstellen lassen, auf die wir doch hier nicht eingehen, um in den Schranken der Betrachtung der Kunst selbst zu bleiben.

Wie weit oder eng man das Gebiet der schönen Künste fassen mag, so ist eine Eintheilung und Untereintheilung derselben aus verschiedenen Gesichtspuncten möglich, als namentlich nach den Darstellungsmitteln, Darstellungsformen, Darstellungsgegenständen, Weisen der Wirkung, Umständen unter denen die Künste zu wirken bestimmt sind, philosophischen Gesichtspuncten verschiedener Art und Richtung. Und zwar kann unter Umständen jeder Gesichtspunct der Gemeinsamkeit, der mehrere Künste verknüpft und von andern Künsten unterscheidet, Anspruch machen hervorgehoben zu werden, wonach sich die Aesthetik die Aufgabe stellen könnte, die möglichen Eintheilungsweisen und Verknüpfungsweisen der Künste in dieser Hinsicht systematisch durchzuführen. Es wäre nur ein, den Geist subjectiv und objectiv ermüdendes und schwerlich hinreichend lohnendes Geschäft, da es weniger interessiren kann, die begrifflichen Verhältnisse der Künste nach allen sich mannichfach verzweigenden, verflechtenden, kreuzenden Richtungen vollständig darzulegen, als die unstreitig ästhetisch wirksamsten Combinationen von Mitteln, welche in den gemeinhin unterschiedenen Künsten zur Geltung gekommen sind, nach ihren Leistungen zu untersuchen.

Sehr triftig, prägnant und beherzigenswerth ist in dieser Hinsicht, was Lotze S. 459 seiner Geschichte nach Erwähnung verschiedener Classificationsversuche der Künste sagt: »In der Welt des Denkens und der Begriffe haben alle Gegenstände nicht blos eine systematische Ordnung, die unabänderlich feststände, sondern der Zusammenhang der Dinge ist so allseitig organisirt, dass man in jeder Richtung, in welcher man ihn durchkreuzt, eine besondere innere bedeutungsvolle Projection seines Gefuges entdeckt. Keine der erwähnten Classificationen hat nun Unrecht; jede hebt eine dieser gültigen Beziehungen, einen gewissen Durchschnitt der Sache nach einer der Spaltungsrichtungen hervor, die ihr natürlich sind; aber wunderlich ist der Eifer, mit dem jeder neue Versuch sich als den endgültig und einzig wahren ansieht und die vorangegangenen als nuchterne und überwundene Standpuncte betrachtet.« Weiter: S. 504: »Es hat wenig Werth, scharfe Begriffsgrenzen für die einzelnen Künste nur zu suchen, um zweifellos jedes einzelne Erzeugniss einer von ihnen unterordnen zu können.«

Der philosophische Aesthetiker freilich findet sich in seinem Gange von Oben getrieben, aus dem allgemeinen Begriff und

Wesen der Kunst heraus auch eine demgemässe Gliederung der Kunst als nothwendige abzuleiten und damit Begriff und Wesen derselben selbst in principiell bindender Weise zu gliedern. Und warum nicht; nur dass im vollen Umfange des Begriffs und Wesens der Kunst eben nicht blos die Möglichkeit einer, sondern sehr vieler Gliederungsweisen nach verschiedenen Richtungen inbegriffen liegt, wie man auch den Menschen gleich triftig nach verschiedenen Richtungen theilen kann. Indem nun aber der philosophische Aesthetiker seinem speculativen Bedürfnisse in seiner Weise zu genügen und dabei die herkömmliche Eintheilung der Künste noch festzuhalten sucht, entstehen Versuche, wie deren Lotze in s. Gesch. (S. 454 ff.) mehrere aufgezählt hat, die ich unglücklich und unfruchtbar nenne, sofern die herkömmliche Unterscheidung der Künste gar nicht nach der Consequenz eines tief-sinnigen Systems sondern nach einem besonders aufdringlichen Vorwiegen oder Zusammentreffen bald dieser bald jener äusserlichen Momente gemacht ist, was weder einen klaren, noch scharfen Ausdruck in den Abstrusitäten jener Versuche findet.

In der That ist es ein sehr äusserlicher auf die Natur der Darstellungsmittel bezüglicher Gesichtspunct, nach dem die gemeinhin unterschiedenen Künste von vorn herein in zwei Hauptklassen zerfallen. Mit diesem treffen sehr unsystematisch andre Gesichtspuncte in Unterscheidung der einzelnen Künste zusammen. Die einzelnen Künste gehen wieder durch Zwischenglieder in einander über und gehen Verbindungen mannichfacher Art mit einander ein. Die factischen Verhältnisse in dieser Beziehung lassen sich mit Klarheit verfolgen, und mancherlei interessante Bemerkungen daran knüpfen, nur muss man dabei verzichten, mit doctrinär aufgedrungenen Eintheilungsprincipien im Zusammenhange zu bleiben.

Der Unterschied beider Hauptklassen liegt darin, dass die Künste der einen durch ruhende, die der andern durch bewegte oder zeitlich ablaufende Formen zu gefallen streben, jene demgemäss ruhende Massen so umgestalten oder combiniren, diese solche körperliche Bewegungen oder zeitliche Aenderungen erzeugen, dass der Kunstzweck erfüllt wird. Zur erstern gehören Architektur, Plastik (Skulptur), zeichnende Künste, Gartenkunst, die verschiedenen Zweige der Kunstindustrie, wovon man die Gesamtheit unter dem Ausdruck bildende Künste im weitern Sinne zusammenfassen kann; indess man im engern Sinne meist nur die

Plastik und zeichnenden Künste darunter versteht. Zur zweiten Classe gehören die redenden Künste, die Poesie und Rhetorik, die Musik, Schauspielkunst, Tanzkunst, wofür ein gemeinschaftlicher Name fehlt. Der Kürze halber kann man die Künste beider Classen als Künste der Ruhe und Bewegung unterscheiden.

So rein äusserlich der Gesichtspunct der Unterscheidung beider Classen ist, kann man doch nicht zweifeln, dass er als ein besonders schlagender die übliche Eintheilung der Künste von obenherab wesentlich bestimmt hat, indem sich alle Hauptkünste sehr entschieden auf die eine oder andere Seite legen lassen, was nicht mehr der Fall sein würde, wenn man den obersten Gesichtspunct der Unterscheidung irgend anders, z. B. in der Unterschiedenheit der Sinnesgebiete, durch welche die Künste Eingang finden, suchen wollte. Denn die Poesie kann eben so wohl durch geschriebene als gehörte Worte und die Plastik eben so wohl durch Getast als Gesicht den Eingang finden, wenn auch die eine Eingangsweise als bevorzugt vor der anderen anzusehen ist. Eben so wenig kann man die Unterscheidung der Künste in solche, welche wesentlich durch directe, und solche, welche durch associative Eindrücke wirken, als massgebend für die bestehende Eintheilung ansehen, denn wenn schon sich die Musik und die Redekunst in ungebundener Rede danach ziemlich von einander und von anderen Künsten absondern, so treffen doch in den übrigen Künsten beiderlei Eindrücke mehr oder weniger wesentlich, wenn auch nicht überall gleich wiegend, zusammen.

Nun kann man versuchen, jenem äusserlichen Unterschiede der beiden Hauptklassen der Künste einen tiefer gehenden ideellen abzugewinnen; doch wüsste ich keinen zu finden, der scharf, klar, prägnant, durchschlagend, fruchtbar für die Betrachtung hervorträte, wenn es auch unschwer ist, philosophische Floskeln dafür zu finden; und geht man zu den einzelnen Künsten über, so lässt sich überhaupt keine gleich scharfe Abgränzung derselben gegen einander mehr finden, als zwischen jenen Hauptklassen.

Zwar bei den Hauptwerken der Künste wird man nicht in Zweifel sein, wohin sie zu zählen, zur Architektur Tempel der Götter und gezimmerte oder gemauerte Wohnungen der Menschen, zur Plastik menschliche und thierische Statuen, zu den zeichnenden Künsten Gemälde, Zeichnungen, zur Poesie lyrische, epische, dramatische Gedichte u. s. w. Aber in diesen Hauptwerken treffen

Puncte zusammen, die nicht überall zusammentreffen, sondern sich in andern Werken auch wohl trennen, um sich anders zu combiniren; wonach man nur im Allgemeinen sagen kann: je mehr von den Merkmalen, welche den zweifellosen Repräsentanten einer Kunstgattung zukommen, in einem Werke zusammentreffen, desto mehr wird man geneigt sein müssen, es noch zu derselben Gattung zu rechnen, und wird es so lange thun dürfen, als nicht in noch mehreren oder wichtigeren Beziehungen ein Zusammentreffen mit den Merkmalen entschiedener Repräsentanten einer andern Gattung stattfindet. Wo aber das Mehr und Wichtigere beginnt, kann oft nur Sache eines unbestimmten Aperçu sein.

Es mag nützlich sein, diesen für die begriffliche Auseinandersetzung der Künste wichtigen Gesichtspunct an einem besondern Beispiele zu erläutern. Nehmen wir es von der Architektur her. Lotze zeigt in s. Geschichte (S. 505), wie die Bestimmungen, die Kant und Hegel von der Baukunst geben, den Begriff derselben zu weit fassen lassen, indess man fragen kann, ob er nicht von ihm selbst zu eng gefasst wird.

»Begriffe von Dingen — sagt Lotze — die nur durch Kunst möglich sind, und deren Form nicht in der Natur, sondern in einem willkürlichen Zwecke ihren Bestimmungsgrund hat, soll nach Kant die Baukunst ästhetisch wohlgefallig machen und zugleich jener willkürlichen Absicht anpassend verwirklichen. Hegel aber findet ihre allgemeine Aufgabe darin, die äussere unorganische Natur so zurecht zu arbeiten, dass sie als kunstgemässe Aussenwelt dem Geiste verwandt sei.« Aber, macht Lotze mit Recht geltend, nach Kant würde auch die Erzeugung alles Hausgeräthes, sogar eines weissen Blattes Papier, nach Hegel Strassen, Canäle, Eisenbahnen, Gärten und Parke Erzeugnisse der Architektur sein, »jede Ansicht aber sei verdächtig, die sich in so grellen Widersprüchen gegen den Sprachgebrauch bewege.« Lotze seinerseits findet Baukunst überall da, »wo eine Vielheit discret bleibender schwerer Massenelemente [als namentlich Bausteine] zu einem Ganzen verbunden ist, das durch die Wechselwirkung seiner Theile sich auf einer unterstützenden Ebene im Gleichgewichte hält,« — »Werke der Baukunst entspringen immer aus Addition nicht aus Subtraction.« — Dazu scheine die Architektur als Kunst noch zu verlangen, dass das Gleichgewicht ihres ganzen Werkes nicht durch mancherlei verschiedene Kunstgriffe erzwungen, sondern durch die Gewalt eines einzigen Princips und seiner zweckmässigen Anwendung gesichert werde. Hienach wurden die in den Felsen gehauenen Tempel der Inder und selbst manche Wohnungen, die man hier und da in Felsen gehauen findet, von der Architektur ausgeschlossen sein; doch wird man in Verlegenheit sein, sie anders unterzubringen, trotzdem dass sie vielmehr durch Subtraction als Addition des Materials entstanden sind; auch wurden so viele Häuser der Chinesen, die sich auf Flüssen schaukeln, nicht mehr als Bauwerke gelten können, wenn das Gegründetsein auf festem Boden zum Charakter eines Bauwerkes gehörte, und wohin sie doch sonst zählen?

Nun ist die Sache die, dass die zweifellosesten Repräsentanten der Architektur, woran sich der Begriff der Architektur vornämlich geknüpft hat, wirklich alles das in sich vereinigen, was von Kant, Hegel, Lotze zum Begriffe des architektonischen Werkes gefodert wird. Aber nicht überall trifft das Alles zusammen, und nun fodern Kant und Hegel weniger, Lotze mehr davon, als sich mit dem gelaufenen Begriffsgebrauche vertragen durfte. Denn nach diesem mochte man jeden Tempel, jede von der Aussenwelt abschliessende menschliche Wohnung nach kunstmässiger Herrichtung noch ein Werk der Architektur nennen, wenn sie auch nicht aus discretem Material gefugt oder auf fester Ebene gegründet sind. Von andrer Seite möchte man jeden aus discretem Material kunstmässig gefügten, auf einer festen Ebene gegründeten Gegenstand ein Bauwerk nennen, auch wenn er kein Tempel und keine menschliche Wohnung ist, so die Pyramide. Somit schienen alle drei Forderungen unwesentlich zu sein, da bald die eine bald die andre fallen kann, ohne dass der Begriff des Bauwerkes fällt. Wollte man aber alle zugleich fallen lassen, so käme man aus dem Gebiete der für die Hauptrepräsentanten der Architektur charakteristischsten Merkmale so weit heraus, dass man sich vielmehr nach einer andern Kunst zur Unterordnung umzusehen hatte.

Bei einem monolithischen Obelisk und so manchen aus Stein gehauenen Denkmalern kann es hienach ganz zweideutig erscheinen, ob sie vielmehr zur Architektur oder zur Plastik zu rechnen. Denn die entschiedensten Repräsentanten der Plastik vereinigen die Merkmale in sich, Abbilder des Organischen, insbesondere Menschlichen zu sein und vielmehr durch Subtraction als Addition des Materials zu entstehen. Der Obelisk aber, indem er nur das letzte Merkmal mit der Plastik theilt, schliesst sich dagegen in der Abwesenheit des ersten und der dem plastischen Werke häufiger fehlenden als zukommenden festen Grundung im Boden um so entschiedener den Hauptrepräsentanten der Architektur an.

Solche Uebergangsglieder von zweifelhafter Stellung kommen dann auch zwischen andern Künsten vor. Plastik und Malerei gehen durch sehr flache farbige Basreliefs, Architektur und Gartenkunst durch die lebendigen Lauben, Poesie und Rhetorik durch rhetorische Poesie und poetische Reden in einander über.

Nächst den Unterschieden und Uebergängen zwischen den verschiedenen Künsten können die Verbindungen derselben den Aesthetiker beschäftigen. Es kann sein, dass eine Kunst die andere nur als Accompagnement mitnimmt oder nach besondern Beziehungen in Dienst nimmt, oder dass sie eine vollständige Ehe zu einer gemeinsamen Leistung damit eingeht; doch kann sich nicht jede Kunst gleich vorthellhaft mit jeder andern verbinden. Indess Tanz ohne Musik kaum zu bestehen weiss, ein lyrisches Gedicht als gesungenes Lied seinen Eindruck hoch gesteigert findet, hat man zwar mehrfach versucht, den Eindruck von Malerei durch Musik zu heben; aber wenn sich nicht beides mehr störte

als unterstützte, so würde es nicht bei den seltenen Versuchen geblieben sein; beim Tanze ein Gemälde zu besehen oder einen Tanz mit einem Gemälde zugleich anzusehen, will nun vollends gar nicht gehen.

Das scheidet sich wie Oel und Wasser von einander. Doch kann man das nicht schlechthin von den Künsten der Ruhe und Bewegung überhaupt behaupten. Dass bildende Kunst und Poesie eine gewisse, wenn auch nicht so innige, Verbindung als Poesie und Musik, eingehen können, ist früher (Abschn. XI) besprochen. Von anderer Seite scheinen sich nicht alle Künste derselben Hauptklasse sonderlich zu vertragen, wenigstens will man von gemalten Statuen höheren Stils nichts wissen; obwohl mir weder die theoretische noch praktische Frage in dieser Hinsicht erledigt scheint, worauf ich in einem späteren Abschnitte zurückkomme. Auch jene Künste aber, die sich vortheilhaft verbinden können, vermögen es doch nicht auf jede Weise; jeder Tanz, jedes Lied will seine besondere musikalische Begleitung; es bedarf überhaupt der Accommodation, und dabei nicht selten eines Nachlasses von den jeder Kunst eigenthümlichen Vortheilen, um vielmehr das, worin sie sich unterstützen, als das, womit sie sich stören, zur Geltung zu bringen und so doch im Ganzen einen Vortheil zu erreichen, den es Schade wäre verloren gehen zu lassen. Nun ist ein interessantes Thema der Betrachtung, an welchen Bedingungen es hängt, dass manche Künste überhaupt sich mit grösserem Vortheile combiniren können, als andere und wie sie sich zu combiniren haben. Das aber gehört in eine speciellere und sachliche Betrachtung der Künste.

Sehr üblich ist es, den einzelnen Künsten nach einem zum Voraus abgesteckten Begriffe derselben vorzuschreiben, was sie darstellen und nicht darstellen dürfen, und dieses oder jenes Werk zu tadeln oder zu verwerfen, weil es nicht in einen der abgesteckten Begriffe ganz hineintritt. Das aber ist kein richtiger Gesichtspunct der Kritik. Nicht darauf kommt es an, dass ein Werk die Aufgabe dieser oder jener, aus irgend welcher Kategorie abgegränzten, Kunst erfüllt, sondern dass es die Aufgabe der Kunst überhaupt erfüllt, welche auf Erziehung eines unmittelbaren höhern werthvollen Lufteindrucks gerichtet ist. Alles ist der Kunst erlaubt, was sie zur Erreichung eines solchen Zweckes nur nicht in Widerspruch mit einem allgemeineren oder höheren zu leisten vermag. Dazu gilt es, die factischen Mittel jeder Kunst nach ihrer

Leistungsfähigkeit, nicht aber den Begriff nach seiner Leistungsfähigkeit zu untersuchen; und sollte sich ein Werk schaffen lassen, was unter keine der unterschiedenen Künste ganz unterzubringen ist, indess es doch dem allgemeinen Zweck der Kunst genügt, so hätte man nur einen Gewinn darin zu sehen. Freilich besteht die Voraussetzung, dass die Entwicklung der Kunst durch Jahrtausende schon zu Normen und Schranken geführt hat, welche zu sehr in der Natur der Menschen und Kunstmittel begründet sind, um gefahrlos verlassen zu werden, und dass diese in der bisherigen Abgränzung der Künste gegen einander ihren Ausdruck gefunden haben; aber wäre es so, so könnte uns doch der vorgegebene Begriff einer Kunst nichts zu dieser Einsicht helfen.

Von Manchen wird in einer obersten Zweitheilung der Künste die Poesie allen andern Künsten als die allgemeinste gegenüber oder übergestellt. Auch kann sie gewisse Ansprüche in dieser Hinsicht erheben, sofern sie einerseits durch den directen Wohlklang und Tact des Verses ein gemeinsames Element mit der Musik gewinnt, anderseits in den Vorstellungen, die sich an die Worte knüpfen, die durch sämtliche übrige Künste erweckbaren Vorstellungen bis zu gewissen Gränzen reproduciren kann. Wenn man inzwischen gesagt hat, dass jede Kunst nur in so weit Kunst sei, als Poesie darin enthalten sei, so kann man mit dieser Poesie nur ein Abstractum aus der wirklichen Kunst der Poesie meinen, und was in diesem Ausspruche treffend ist, dürfte darauf hinauslaufen, dass eben so wie der wesentliche Eindruck der Poesie auf Associationsvorstellungen dessen, was den Menschen und überhaupt fühlende Wesen interessiren kann, an ein sinnliches Material beruht, diess von jeder Kunst gelten solle, trifft aber bei Werken der Musik weniger zu als bei Werken der bildenden Kunst, sofern die Musik nach schon früher (im 13. Abschn.) gepflogenen Erörterungen wesentlicher durch direkten Eindruck melodischer und harmonischer Beziehungen als angeknüpfte Vorstellungen zu wirken hat. Daher findet man auch die Forderung, einen poetischen Eindruck zu machen, seltener auf musikalische Kunstwerke als Werke der bildenden Kunst angewandt. Viele kunstlose Töne sind sogar aus diesem Gesichtspuncte bei viel geringerer ästhetischer Bedeutung doch poetischer als die Sonate und Symphonie, z. B. der Klang eines Posthorns, eines Alphorns, das Glockengeläute der Herden in den Bergen, der Gesang einer

Nachtigall, der Morgenruf des Hahns, das Frühlingsgeschrei der Frösche, indem sich Erinnerungen an das Leben auf Reisen, in den Bergen, am Morgen und im Lenze unwillkürlich und unweigerlich daran knüpfen, ohne dass ein directer Reiz dieser einfachen Klänge oder Modulationen überhaupt oder sehr erheblich in Betracht kommt; wogegen der Haupteindruck der Sonate und Symphonie darauf beruht, dass sie die Seele unmittelbar in ästhetische Schwelungen durch ihre Tonbeziehungen versetzen. Eine Hütte, die schmucklos so gebaut und in die Umgebung eingebaut ist, dass alle Associationsvorstellungen, die sie erweckt, zum Ausdrucke einer uns interessirenden individuellen Gemüths- und Daseinslage zusammenstimmen, ist weit poetischer als ein prächtiger Palast, der Anspruch macht, durch Grösse, Symmetrie und Zierath direct zu wirken und nur die sehr allgemeine Association von Reichthum und Würde des Bewohners mitführt.

Aus einem andern als dem vorigen Gesichtspuncte kann die Architektur höheren Stils als eine Kunst der Künste gelten*), sofern sie Plastik, Malerei, Kunstindustrie theils in selbständigen Werken, theils decorativ in sich aufnimmt, ihre Palasträume gern zu Musik, Tanz, Schauspiel, Festen jeder Art, ihre Tempelräume zur religiösen Feier darbietet, und, indess sie einen Rahmen für all das bildet, zugleich in Garten- und Parkanlagen einen Rahmen findet, oder den Gipfelpunct oder Zielpunct von landschaftlichen Aussichten darstellt, kurz aus gewissem Gesichtspuncte nicht nur um und zwischen allen andern Künsten, sondern auch vermittelnd zwischen ihnen, der Natur und dem Leben steht, indess sie freilich ohne die andern Künste selbst fast nur als ein Diener der Nothwendigkeit erschiene.

Endlich kann man es aus gewissem Gesichtspuncte auch wohl gelten lassen, wenn Manche über allen andern Künsten als die höchste eine Kunst schön zu leben stellen; nur dass die Absicht einer solchen Kunst nicht in gleicher Vollkommenheit zu erreichen ist, als die Absicht der einzelnen Künste in beschränkterem Kreise, theils weil die Mittel dazu nicht eben so in unserer Hand sind, theils weil die, welche es sind, nicht eben so rein auf diesen Zweck gerichtet werden dürfen. Denn höher als die

*) »Nirgends, -- so hörte ich in einem Vortrage über das Perikleische Zeitalter in Griechenland sagen, -- ist die Kunst überhaupt zu einer Blütezeit gelangt, ohne dass die Architektur die Führung übernommen hätte.«

Foderung, schön zu leben, steht die Foderung, gut zu leben, was zwar bis zu gewissen Gränzen mit einander geht, aber auch in wichtige Conflicte kommt. Niemand kann wahrhaft schön leben, der nicht zugleich wahrhaft gut lebt, denn die höchsten und edelsten Genüsse, die wir uns selbst und Anderen zu bereiten im Stande sind, hängen an der Güte des Lebens, und eine dauernde Befriedigung ist ohne das nicht zu finden; aber nicht wohl kann gut leben, wer seine Absicht blos darauf richtet, schön zu leben, denn an der Güte hängen auch die schwersten Pflichten und Opfer, die nur ein günstiges Geschick ersparen kann und deren vollständige Versöhnung selten in diesem Leben zu finden. Und hienach kann man fragen, ob es nicht besser sei, eine Kunst, schön zu leben, als zu verführerisch neben der Pflicht gut zu leben gar nicht aufzustellen, sondern die einzelnen Künste nur als zeitweisen und örtlichen Schmuck und als mitzählende Bildungsmittel des Lebens in Betracht zu ziehen. Immerhin wird man zuzugeben haben, dass es unzählige aus den Künsten heraustretende private und gesellige Genüsse giebt, die unter einander und mit den Naturgenüssen, endlich mit der moralischen und religiösen Befriedigung zur grösstmöglichen harmonischen Leistung zu combiniren als Aufgabe gestellt werden kann, nur dass man den ästhetischen Gesichtspunct einer solchen Aufgabe nicht obenan zu stellen hat. Das aber vermeidet man eben durch Vermeidung des Ausdrucks Kunst dafür.

Will man versuchen, aus dem Begriffe der Kunst heraus Regeln für die Ausübung der Kunst zu geben, so muss man im Auge halten, dass ihr Begriff überhaupt nur das Ziel aber nicht die Weise, wie dazu zu gelangen, bestimmt; und versucht man, aus der Natur der Menschen und Dinge diese Regeln mit Hinblick auf diess Ziel zu schöpfen und das Allgemeinste darüber zu sagen, was Alles erschöpft und woraus Alles zu schöpfen, so findet man bald, es ist nicht in einem Satze zu sagen. Doch scheint mir mindestens betreffs der bildenden Kunst das Wesentlichste sich in folgende wenige Regeln zusammenfassen zu lassen:

1) Eine werthvolle, mindestens interessirende, ansprechende Idee zur Darstellung zu wählen. 2) Diese ihrem Sinne oder Gehalte nach möglichst angemessen und deutlich für die Auffassung im Sinnlichen auszuprägen. 3) Unter gleich angemessenen und deutlichen Darstellungsmitteln die vorzuziehen, die schon ohne

Rücksicht auf ihre Angemessenheit und Deutlichkeit mehr gefallen als andere. 4) Die in dieser Hinsicht für das Ganze des Werkes massgebenden Gesichtspuncte auch für das Einzelne aber nur in Unterordnung unter das Ganze massgebend zu halten. 5) Bei eintretenden Conflicten zwischen diesen Regeln jede der andern so weit nachgeben zu lassen, dass das grösstmögliche und werthvollste Gefallen im Ganzen dabei herauskommt.

Man darf wohl sagen, dass in diesen Regeln alle Regeln der bildenden Kunst überhaupt inbegriffen sind; nur sind sie nicht eben so leicht für den einzelnen Fall daraus zu holen, als darin einzuschliessen. Der rechte Künstler trägt sie im Gefühl und verwerthet sie im Werke; Aufgabe des Aesthetikers ist, sie verstandesmässig auseinanderzusetzen, so weit es eben verstandesmässig geht; und so werden wir auch unsrerseits diess in folgenden Abschnitten versuchen.

XX. Bemerkungen über Analyse und Kritik der Kunstwerke.

Ein Kunstwerk kann uns gefallen oder missfallen, ohne dass wir uns die Momente und Gründe des Eindruckes und seiner Berechtigung besonders zum Bewusstsein bringen; in sofern es aber geschieht, üben wir ästhetische Analyse und Kritik an dem Werke.

Durch solche wird der Genuss, den wir vom Eindrücke des Kunstwerkes selbst erwarten, unmittelbar nicht erhöht, vielmehr in gewisser Weise gestört, daher bei Manchen ein Vorurtheil dagegen besteht. Man muss sich, sagen sie, dem Eindrücke eines Kunstwerkes nur möglichst rein hingeben, um den wahren und vollen Genuss davon zu haben. Die Empfindung der Schönheit ist keine Sache des Verstandes.

Inzwischen kann von Störung des Genusses durch Reflexion auf dessen Momente und Gründe doch nur in sofern die Rede sein, als die Reflexion mit dem Genusse gleichzeitig geübt werden soll; aber da jeder ästhetische Genuss sich allmählig erschöpft, kann sie recht wohl mit unterlaufend oder nachher geübt werden, und man dann bereichert durch das ästhetische Verständniss zu Genusse zurückkehren. Das ästhetische Verständniss aber trägt nicht nur

wie jede Erkenntniss von Momenten und Gründen dessen, womit wir zu schaffen haben, im Allgemeinen bei, den Geist zu klären und zu läutern, sondern hat auch seine Rückwirkung auf die ästhetische Empfindung selbst, sofern eine öftre Uebung, ästhetische Vorzüge und Nachtheile zu erkennen, solche allmählig auch dem Gefühle geläufig macht und ihre Wirkung von einem auf das andre Werk überträgt. Ja man kann in der verstandesmässigen Beschäftigung mit Kunstwerken selbst einen Genuss eigener Art finden, der beim sog. Kenner sogar oft das Hauptbestimmende seines Interesses für die Kunst ist. Und gewiss wird der sich länger durch ein Kunstwerk unterhalten finden, der sich nicht bloss passiv und kritiklos dem Eindruck desselben hingiebt, sondern auch nach den Gründen desselben und seiner Berechtigung fragt, indess freilich der, wer ohne die Basis eines rein und unbefangenen in sich aufgenommenen Eindruckes immer gleich analysirend und mäkelnd an das Kunstwerk gehen will, nicht nur den Zweck der Kunst, sondern auch den rechten Ausgangspunct kritischer Betrachtung verfehlt.

Im Allgemeinen macht jedes Kunstwerk gleich beim ersten Ueberblick einen gewissen Totaleindruck im Sinne vorwiegenden Gefallens oder Missfallens, und zumeist, wenn schon nicht immer, stimmt damit der Eindruck des letzten Blickes oder Rückblickes, den wir auf das Werk werfen, überein. Geht man nun an die Analyse, so hat man vor Allem die Gründe der vorwiegenden Richtung dieses ersten Eindruckes aufzusuchen, wodurch man am natürlichsten in die Analyse des ganzen Werkes eingeführt wird, hat aber dabei nicht bloss kritisch gegen das Werk sondern auch gegen sich selbst zu verfahren. Jedes Kunstwerk bietet viele Seiten und Gesichtspuncte der Betrachtung dar, und nicht leicht ist Jemandes Geschmack so vielseitig und vollkommen ausgebildet, dass er im ersten Ueberblick von Allem, was zum Totaleindruck beizutragen hat, diesen Eindruck wirklich empfängt. Der Eine sieht ein Bild zuerst und zumeist auf seine Farbebestimmung, der Andre auf den Stil, der Dritte auf die Schönheit oder den Ausdruck der Figuren, der Vierte auf Geschick und Geist der Composition, der Fünfte auf die gelungene Charakteristik, der Sechste auf den Werth oder das Interesse der Idee, der Siebente auf die Vollendung der Technik oder der Achte auf die Correctheit an. Alles das hat im Grunde zum Totaleindruck zusammenzuwirken, wirkt aber nicht

leicht beim ersten Blick im Sinne richtiger Schätzung zusammen; und so gilt es, den ersten Blick durch weitere Blicke zu ergänzen, zu vertiefen, zu berichtigen; wonach das Resultat des letzten Blickes allerdings von dem des ersten abweichen kann. Wenn diess aber im Ganzen selten ist, so hängt es daran, dass das, was unsern Blick zuerst auf sich zieht, im Allgemeinen auch das ist, was uns am meisten interessirt, den Werth oder Unwerth eines Kunstwerkes für uns hauptsächlich bestimmt; und das bleibt sich beim ersten und letzten Blicke noch gleich.

Welche Theile, Elemente, Momente, Seiten des Kunstwerkes selbst, welche Factoren, Stufen, Seiten des Eindruckes, welche Gesetze der Wohlgefälligkeit man nun auch bei der ästhetischen Analyse unterscheiden und dazu zuziehen mag, so sind als allgemeine Forderungen der Kritik an das Kunstwerk zu stellen: dass der Eindruck alles Einzelnen sich überhaupt in einem einheitlichen Totaleindrucke abschliesse und dieser vielmehr im Sinne der Lust als Unlust sei, dass die bloß sinnliche Lust an Höhe überstiegen und das sittliche Princip nicht verletzt werde, kurz dass die Bedingungen der Schönheit im engern Sinne dadurch erfüllt werden. Kunstwerke haben die ausdrückliche Bestimmung, diese Bedingungen, die sich in der Natur höchstens zufällig vereinigt finden, in vortheilhaftester Vereinigung zu verwirklichen, wonach Manche sogar nur Kunstschönheit als wirkliche Schönheit wollen gelten lassen.

Die an das Kunstwerk gestellte Forderung eines einheitlichen Totaleindruckes coordinirt sich der Forderung, dass es einen möglichst starken und hohen Lusteindruck zu machen habe, nicht sowohl, als sie vielmehr selbst in diese Forderung hineintritt. Denn bei Wegfall derselben geht nicht nur die Wohlgefälligkeit, die wir der einheitlichen Verknüpfung des Mannichfaltigen an sich zuzuschreiben haben, und die Höhe des Eindruckes, welche das Kunstwerk dadurch gewinnt, verloren, sondern es kann auch nicht leicht fehlen, dass die Unlust des Widerspruches eintritt, da das, was sich in einem Kunstwerke nicht zu einem einheitlichen Eindrucke fügt, oder darin abschliessend versöhnt, doch nicht leicht gleichgültig neben einander bestehen kann. Dazu kommt, dass, nachdem wir die Forderung der einheitlichen Verknüpfung an das Kunstwerk einmal ausdrücklich stellen, die wir nicht eben so an die Dinge, die uns täglich umgeben, stellen, auch das getäuschte Verlangen in dieser Hinsicht selbst zur Unlust beiträgt.

Von vorn herein erscheint es natürlich, von der Idee oder allgemeinen Stimmung, welche ein Kunstwerk beherrscht, einen lustvollen Charakter zu fordern, damit das Kunstwerk im Ganzen einen lustvollen Eindruck mache, womit doch von andrer Seite in Widerspruch scheint, dass wir uns Trauermärsche, traurige Lieder, Tragödien, Romane, welche traurig abschliessen, ganz gern gefallen lassen. Aber wir würden sie uns nicht gefallen lassen, wenn sie uns nicht doch im Ganzen gefielen. Wie diesen Widerspruch heben?

Hauptsächlich ist es der Gesichtspunct der Versöhnung, in dem die Erklärung liegt, einer Versöhnung, die theils in der Idee der Darstellung selbst begründet sein kann, sofern der traurige Abschluss so zu sagen als Negation zweier Uebel durch einander erscheint, wohin die Idee der strafenden Gerechtigkeit gehört, theils darin, dass eine traurige Stimmung sich durch den angemessenen Ausdruck der Trauer vielmehr erleichtert als verstärkt, und wir, wenn wir keinen objectiven Anlass zur eignen Trauer haben, diese versöhnende Kraft des Ausdrucks leicht mit stärkerer Lust empfinden, als die Unlust der traurigen Stimmung, in die wir uns dabei gewissermassen nur äusserlich versetzen. Ueberhaupt lieben wir mitunterlaufend starke receptive Erregungen und eine Abwechslung in der Art dieser Erregungen; dazu gehört aber, uns mitunter in eine sich irgendwie versöhnende traurige Stimmung zu versetzen. Immer liegt doch in der traurigen Idee oder Versetzung in eine traurige Stimmung ein Anlass zur Unlust, der überwunden werden muss, soll nicht das Wohlgefallen am Ganzen verkümmern; daher ja so Manche von traurigen Melodien und Trauerspielen nichts wissen wollen, indem die Versöhnung des Unlust-Anlasses sich bei ihnen nicht wirksam genug vollzieht. Auch würde man ja sehr irren, wenn man das Gefallen, was man an einem traurig abschliessenden Roman oder Drama hat, allein auf die oft in der That nicht sehr kräftig wirkende Idee der Versöhnung des Schlusses schieben wollte; vielmehr ist es die Beschäftigung mit dem ganzen Gange des Drama's oder Romanes, was hiebei hauptsächlich in Betracht kommt, ohne zu hindern, dass man einen Fehler darin zu sehen hat, wenn das Werk durch Abschluss in einer unversöhnten Idee einen bitteren Nachgeschmack hinterlässt. In der That genügt das Factum solcher Werke nicht zur Rechtfertigung derselben; vielmehr gehört der versöhnende

Abschluss zu dem, worin die Kunst die Natur zu überbieten hat, wobei man den Hintergedanken haben kann, dass auch in der Welt ausserhalb der Kunst Alles einem versöhnenden Abschlusse zugehe, den das Kunstwerk aber schon in sich selbst darbieten soll.

Eine auf das Einzelne eines Kunstwerkes eingehende Analyse und Kritik hat zwei Seiten, sofern man dabei einmal zu fragen hat, was jeder Theil, jede Seite des Werkes durch eigene Wohlgefälligkeit oder Missfälligkeit zum ästhetischen Eindruck des ganzen beiträgt und was nach seinem Verhältnisse zu den übrigen Theilen, Seiten oder als Theil, Seite des Ganzen; denn man würde sehr irren, wenn man meinte, dass der ästhetische Werth jedes Theils bloß nach seinem Verhältnisse zu dem Uebrigen zu bemessen sei; vielmehr hat er auch eigenen Antheil an dem ästhetischen Eindruck des Ganzen; und so wird, alles Uebrige gleich gesetzt, ein Bild mit schönen Figuren oder schönem Colorit besser gefallen als mit minder schönen. Es kann aber die ästhetische Wirkung, die etwas für sich hervorbringt, mit der, die aus seinem Verhältniss zum Uebrigen hervorgeht, eben so wohl in Widerspruch als Einstimmung stehen, und sollte eine schöne Einzelwirkung mit der Gesamtheit des Uebrigen in einem missfälligen Widerspruch stehen, so würde etwas Unversöhntes in der Totalwirkung übrig bleiben, indess an sich missfällige Einzelwirkungen sich recht wohl noch durch das Verhältniss zum Uebrigen in einer wohlgefälligen Totalwirkung versöhnen können.

Nun ist es überhaupt nicht wohl möglich, alle einzelnen Bedingungen der Wohlgefälligkeit für sich zum Maximum zu steigern ohne mit andern in demselben Werke in Conflict oder Widerspruch zu gerathen, wie z. B. der grösstmögliche Reiz des Colorits, die grösstmögliche Idealität der Formen sich selten mit der Wahrheit der Charakteristik verträgt und die Foderung grösstmöglicher Deutlichkeit einheitlicher Verknüpfung mit der Foderung grösstmöglicher Mannichfaltigkeit in Conflict kommen kann. Allgemeine Regel nun ist, jede Bedingung der Wohlgefälligkeit nur so weit zu steigern, dass nicht durch die daraus hervorgehende Schwächung anderer ästhetisch mehr verloren als von erster Seite gewonnen werde. Bei der grossen Zusammensetzung der Bedingungen aber, welche zum Eindruck des Kunstwerkes zusammenwirken, kann hierüber im Allgemeinen nur der Tact des Künstlers entscheiden.

Als allgemeinste Bedingungen vollendeter Kunstschönheit kann man vier aufstellen, erstens, dass das Ganze durch das Dasein jedes einzelnen Theiles an lustzeugender Kraft gewinnt; zweitens, dass es durch Hinzufügung irgend andrer Theile daran verlieren würde; drittens, dass es durch die Verknüpfung der Theile an lustzeugender Kraft über die Wirkung der Summe der einzelnen hinaus, wie man auch die Zerlegung vornehme, gewinne; viertens, dass durch keine andre Verknüpfungsweise der Theile mehr gewonnen werde. Natürlich kann eine solche vollendete Schönheit nur als ein Ideal betrachtet werden, dem sich der Künstler so viel als möglich anzunähern suchen muss.

Die Natur kümmert sich so zu sagen wenig um Erfüllung dieser Bedingungen. In wenig Landschaften stimmen alle Partien so zusammen, dass jede wirklich durch Verbindung mit den übrigen den Reiz des Ganzen erhöht, die Landschaftsmalerei muss da immer nachhelfen, und so zumeist die Kunst der Natur, soll ein vollkommen schönes Werk entstehen. Hiegegen nehme man aus einem vollendeten Kunstwerke heraus, was man will, ein grosses, kleines Stück, dies oder jenes, zerlege das Werk in viel oder wenig Theile, man wird aus den gesonderten Theilen nie so viel Lust im Ganzen schöpfen können, als man aus ihrer Vereinigung schöpfen konnte. Liesse sich bei einem Gemälde, Gedichte oder sonst einem Kunstwerke irgend eine Zerlegung in Theile finden, durch deren gesonderte Auffassung man im Ganzen gewönne, so würde es eben in dieser Zerlegung vorzuführen sein. Von andrer Seite ist selbstverständlich, dass, wenn ein Kunstwerk durch Hinzufügung eines Theiles noch gewinnen könnte, so würde dieses ergänzte Kunstwerk das vollendetere sein; aber schon der Umstand, dass der zu grossen Theilung der Aufmerksamkeit gewehrt werden und ein bei vielen Theilen schwer zu erhaltendes kräftiges Gefühl einheitlicher Verknüpfung gewahrt werden muss, setzt hierin Gränzen.

Die obigen Foderungen an die Vollkommenheit eines Kunstwerkes stimmen so sehr mit den Foderungen an die Vollkommenheit eines Organismus überein, dass Manche den organischen Charakter eines Kunstwerkes als Hauptcharakter desselben geltend machen. Inzwischen handelt es sich bei der organischen Einrichtung von Kunstwerken mehr um die unmittelbare Erfüllung von Lustzwecken, bei der von pflanzlichen, thierischen und menschlichen Organisationen um allgemeine Lebenszwecke. Auch kann

der Hinweis auf die Aehnlichkeit der Kunstwerke mit Organismen directere Betrachtungen weder in der Lehre von jenen noch diesen ersparen.

Ausser der Betrachtung eines Kunstwerkes nach seinen inneren Bedingungen gilt es, dasselbe nach seinen äusseren Beziehungen zu betrachten, wodurch seine Bedeutung erst in volles Licht tritt. Jedes Bild hat seinen bestimmten Platz in der historischen Entwicklung der Malerei, sein bestimmtes Verhältniss zu den Bildern desselben Meisters, derselben Schule, andrer Meister, andrer Schulen, dem Geschmacke und Interesse der Zeit, gleicht nach gewisser Beziehung andren Bildern und ist nach anderen davon verschieden, steht von gewisser Seite an Werth unter anderen, von andrer darüber. Das giebt namentlich bezüglich bedeutenderer Meister und Kunstwerke nicht nur einen unerschöpflichen Stoff der Betrachtung, sondern es liegt auch in Verfolgung solcher Beziehungen das wichtigste Bildungsmittel für den Genuss und das Verständniss der Kunst. Schon der Vergleich von einzelnen Kunstwerken verwandten Inhalts verschiedener bedeutender Meister kann eben so interessant als instructiv sein; als: der Raphael'schen Sixtina und der Holbein'schen Madonna, der Raphael'schen und Michel Angelo'schen Schöpfungsgeschichte, der Michel Angelo'schen und Rietschel'schen Pieta u. s. w.

Unstreitig kann ein Kunstwerk seinen Eindruck ganz naturalistisch ohne allen klar bewussten Verfolg solcher äusseren Beziehungen desselben, scheinbar ganz durch seine eignen innern Momente und die natürlicherweise sich daran anknüpfenden Associationen, machen; aber eine gewisse, wenn auch nicht methodische, Bildung durch die Kunst geht doch selbst in die allgemeine Bildung jedes sog. Gebildeten ein und spielt dann auch ihre Rolle in den unwillkürlichen Associationen mit. Eine richtige Schätzung eines Kunstwerks kann jedenfalls nur mit Rücksicht auf eine genauere Kenntniss seiner Verhältnisse zur gesammten Kunst, als dem mittleren Bildungszustande geläufig ist, geschehen.

XXI. Ueber den Streit der Form-Aesthetiker und Gehalts-Aesthetiker in Bezug auf die bildenden Künste.

Es giebt einen sehr allgemeinen, auf die ganze Aesthetik bezüglichen, also auch Musik und Baukunst mit in sein Bereich ziehenden, Streit zwischen den philosophischen Aesthetikern, welcher Kürze halber als Streit der Form-Aesthetiker und Gehalts-Aesthetiker bezeichnet wird, den ich aber hier zur Concentrirung des Interesses und zu leichter Vermeidung abstruser Gesichtspuncte, in der Beschränkung auf das Gebiet der bildenden Künste betrachten werde, sollte auch dabei die Fühlung mit dem philosophischen Streite, wie er neuerdings namentlich zwischen Vischer und Zimmermann geführt wird, etwas verloren gehen. Ausserhalb der philosophischen Aesthetik wird doch der Streit hauptsächlich in der hier eingehaltenen Beschränkung geführt und kommen die hier anzuführenden Gesichtspuncte theils zur Sprache, theils scheinen sie mir zur Sprache zu bringen.

Der Streit geht um folgende Frage: kommt bei dem Werthe eines Kunstwerkes als solchen etwas wesentlich auf die Beschaffenheit des Inhaltes, den es darstellt, den Werth der Idee, die sich darin ausspricht, nicht vielmehr Alles auf die Form an, in welcher der Inhalt sich darstellt, und womit der Künstler die Natur bis zu gewissen Gränzen charakteristisch wiederzugeben, darüber hinaus aber zu überbieten hat. Soll hienach das Trachten des Künstlers vielmehr dahin gehen, irgend einen Inhalt, eine Idee in schöner Form auszudrücken, ihm jeder Stoff recht sein, der sich so ausdrücken lässt, und soll er selbst die natürliche Form der Gegenstände in diesem Sinne abändern, nur ohne der Charakteristik zu viel zu vergeben; oder dahin, einen werthvollen oder mindestens interessirenden Inhalt, Stoff in irgend einer Form auszudrücken, die denselben klar und eindringlich für das Bewusstsein herstellt, und ihm jede Form recht sein, die solchem Zwecke genügt. Der Beschauer, soll er, um den rechten Kunstgenuss zu haben, seinen Geschmack in solchem Sinne bilden, dass er vielmehr vom Inhalt oder dass er vielmehr von der Form angesprochen wird; und der Kritiker sein Urtheil vielmehr nach dem Werthe des Inhaltes, den die Form treffend ausdrückt, oder der Form, in der er

sich ausdrückt, fällen? Mit einem Worte; hat die Kunst mehr das Interesse am Inhalt oder der Form zu befriedigen?

Es wird sich zeigen lassen, dass dieser Streit wie so viele andre Streite zum Theil darauf beruht, dass man sich über den Streitpunkt nicht recht versteht; in so weit es aber gelingt, ihn klar zu stellen, zeigt er sich als der Streit zweier Einseitigkeiten, die sich zu vertragen haben. Von vorn herein zwar könnte man meinen, er lasse sich einfach durch die Regel schlichten, dass die Kunst überhaupt nur Gegenstände darzustellen habe, bei denen ein werthvoller Inhalt zugleich Bedingung einer schönen Form ist; aber hiegegen würde sich der Form-Aesthetiker sehr sträuben, indem er der Kunst zutraut, selbst an sich werthlosen Gegenständen oder solchen von negativem Werthe durch die Darstellungsform Werth verleihen zu können; und wie man auch Form und Inhalt gegen einander abgränze, so kann man den Werth von Kunstwerken nicht von einem Parallelismus beider abhängig machen.

Um nun den Streit vor Allem zu fassen, wie er geführt wird und Form und Inhalt dabei aus einander und gegen einander gehalten zu werden pflegen, lassen wir zuvörderst den Form-Aesthetiker bezüglich eines Beispieles sprechen.

Dass Bacchus dem Amor eine Schaafe mit Wein reicht, kann den Inhalt eines Gemäldes oder einer plastischen Gruppe bilden. Da wir nicht mehr an die alten Götter glauben und das Darreichen eines Trankes eine ganz unbedeutende Handlung ist, so hat dieser Inhalt kein Interesse, was ihn der Mühe werth machte, dargestellt zu werden. Aber er gewinnt ein grosses Interesse dadurch, dass er Gelegenheit giebt, schöne und charakteristische Menschenformen und diese in anmuthiger stilmässiger Stellung und Zusammenstellung anzubringen; und selbst, wenn wir über jenen Inhalt in Zweifel blieben, nicht wüssten, dass es sich um Bacchus. Amor, um einen erweckenden oder einen Schlaftrunk handelt, würden die Gestaltungen, Stellungen, die stilmässige Zusammenstellung, die gelungene Charakteristik der vollen Blüte der Männlichkeit gegenüber der reinsten Blüte jugendlichen Alters, der Darstellung noch Eindruck und Werth verleihen. Hiegegen hilft es bei einer mangelnden Darstellungsform dem Künstler nichts, wenn sich ein noch so werthvoller Inhalt des Werkes deutlich genug verräth, ja dasselbe wird um so mehr missfallen, je mangelhafter die Darstellung im Verhältniss zum Werthe des Inhalts erscheint, wogegen

der unbedeutendste, ja selbst an sich nicht zusagende Stoff durch künstlerische Darstellung hohen Reiz erlangen kann. Man denke z. B. an den Barberinischen Faun.

Im Allgemeinen ist der Inhalt der Kunstwerke der Kunst nicht eigenthümlich, sondern ihr mit dem Leben, der Geschichte, der Sage, dem Mythos, der Wissenschaft gemein. Es ist keine Kunst, ihn daraus zu entnehmen, sondern ihn erstens so zu fassen, dass er sich einer schönen Darstellungsform fügt, was Sache der künstlerischen Conception ist, zweitens ihn in dieser Form darzustellen. Den Werth eines Kunstwerkes kann nicht das ausmachen, was man ohne die Kunst schon hat, sondern was die Kunst zur Werthvermehrung hinzufügt, oder als Werth daran erst schafft.

Viele Darstellungsstoffe von bedeutendem Inhalt, namentlich solche von religiöser oder mythologischer Natur, sind zugleich fruchtbar hinsichtlich der Möglichkeit schöner grossartiger, stilvoller und charakteristischer Darstellungs- und Zusammenstellungsformen, und insofern wichtige Gegenstände der Kunst. Doch wird ihr Werth für die Kunst vom Gehaltsästhetiker theils übertrieben, theils aus einem falschen Gesichtspuncte aufgefasst, indem er nicht im Werthe der Form aufgehend gedacht, sondern selbständig geltend gemacht wird. Um so leichter vermischt und verwechselt das Laienpublicum das unkünstlerische Interesse am Inhalte eines Kunstwerkes mit dem Kunstinteresse. Der rechte Künstler aber vermag an ganz unbedeutenden Gegenständen leicht die grösste Kunst zu beweisen, indem er ihnen durch charakteristische und stilvolle Behandlung ein Interesse verleiht, was mit dem ihres Inhaltes ganz incommensurabel ist. Auch macht sich dieser Massstab praktisch bei den Preisen der Kunstwerke geltend. Sie werden nicht, und zwar mit Recht nicht, nach dem Werthe der darin zur Darstellung kommenden Idee, sondern dem Werthe der von der Kunst abhängigen Darstellungsform bezahlt.

Zwar ist dem religiösen Bilde nicht zu wehren, Andacht zu erzeugen; im Gegentheil soll es, namentlich als Kirchenbild, ausser seinem Kunstzwecke noch einem andern Zwecke entsprechen; nur liegen beiderlei Zwecke ganz auseinander und hat die Andacht, welche die Beschäftigung mit dem Inhalte des Bildes hervorzurufen vermag, mit dem Kunstgenusse daran nichts zu schaffen; ja je mehr jemand beim Beschauen eines religiösen Bildes sich der Andacht hingiebt, desto mehr tritt das Kunstinteresse am Bilde,

hiemit an der Schönheit des Bildes, zurück und umgekehrt. Man kann also nicht die von Beschäftigung mit dem Inhalte abhängende Andacht als einen Theil des Kunstgenusses selbst ansehen wollen. Entsprechend mit der Wirkung jedes andern Inhaltes. Das wahre Interesse an einem Kunstwerke als solchem, d. i. das Forminteresse, ist überhaupt ein ganz eigenthümliches, mit sonst nichts vergleichbares Interesse, und um diess Interesse wirksam zu erzeugen und zu befriedigen, muss die Form die eigenthümliche Wirkung des Stoffes vielmehr aufheben als heben. Ein Bild, was eine traurige Scene darstellt, hat uns nicht traurig zu machen, ein Bild, was eine schreckliche Scene darstellt, uns nicht zu erschrecken; ist es der Fall, so ist es ein schlechtes Bild. Ein Bild, was eine heitere Scene darstellt, soll freilich die allgemeine Heiterkeit erwecken, welche jedes Kunstwerk überhaupt, auch das mit dem ernstesten Inhalte, zu erwecken hat, indem es den Spieltrieb unsrer Phantasie oder Einbildungskraft beschäftigt und befriedigt, aber eben nur diese, nicht die besondere Art der Heiterkeit, die in der Scene spielt, in uns erwecken, die vielmehr zurückzutreten hat, um jener Platz zu machen.

Mit Vorigem meine ich, wesentlich erschöpft zu haben, was Seitens der Form-Aesthetiker hier und da zur Stützung ihrer Ansicht von der Kunst geltend gemacht wird, und habe es möglichst mit den gemeinhin dazu gebrauchten Ausdrücken zu thun gesucht. Dabei bleibt noch gründlich unklar, wie eigentlich Form und Inhalt gegen einander abzugränzen sind, was doch nicht meine Schuld ist, da der Streit zum grössten Theile eben auf dieser Unklarheit und der Unbestimmtheit, die factisch in dieser Beziehung besteht, beruht. Was aber wird der Gehalts-Aesthetiker gegen die vorigen, bei aller begrifflichen Unbestimmtheit doch wesentlich sachlich durchschlagend scheinenden, Betrachtungen des Form-Aesthetikers erwidern können? Ich denke, so weit ich ihn im Rechte halte, Folgendes:

Wenn man im Ausgangsbeispiele zum Inhalte des Gemäldes gegenüber seiner Form nichts rechnet, als den abstracten Gedanken, dass Bacchus dem Amor einen Trank reicht, so kann die Herabsetzung des Werths des Inhaltes für die Kunst selbstverständlich erscheinen. Nichts Andres aber macht doch jene Formen in höherem Sinne schön, als dass uns Jugend, Lebensfülle, höheres Behagen, Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung daraus

ansprechen, was Alles keine sichtbare Form, vielmehr ein Inhalt ist, den wir durch unsre Lebenserfahrungen daran haben anknüpfen lernen, wie wir einen Inhalt an Worte und Schriftzeichen anknüpfen lernen, sei es auch dass jener Inhalt in einer wesentlicheren Beziehung zur Form steht, als dieser. Freilich sind wir überall gewohnt, das was Sache einer unwillkürlichen, durch das Leben uns geläufig gewordenen, Association an die Form ist, als Sache eines Eindruckes der Form selbst zu rechnen, hiemit einen Theil des geistig angeknüpften Inhaltes unmittelbar in diese selbst zu verlegen, und dadurch den Reiz des Inhaltes auf die Form zu übertragen (vergl. Abschn. IX), aber begehen damit in der That einen Raub am Inhalt, und können dann freilich leicht den so verarmten Inhalt als bedeutungslos gegen die dadurch bereicherte Form schelten. Im Grunde ist es die ganze Durchdringung der sinnlichen Form und Formverhältnisse mit geistigem Gehalte und der ganze Aufbau und Ausbau dieses Gehaltes mit einem Abschlusse in der Spitze der Totalidee, um was es sich bei der Schätzung eines Kunstwerkes handelt; man muss nur den Werth desselben nicht einseitig in der höchsten Spitze einer abstracten Idee suchen. Der in allen Einzelheiten noch unbestimmte Gedanke, dass Bacchus dem Amor einen Trank reicht, will in der That wenig sagen; die ganze Fülle werthvoller Associationsvorstellungen aber, welche die anschauliche Ausführung davon mit einem Schlage erweckt und der Phantasie zur Ausbeute und weiteren Verarbeitung darbietet, will viel sagen.

Die so oft gehörte und namentlich von Schiller mit so viel Nachdruck vertretene Behauptung, dass die Wirkung des Stoffes oder Inhaltes eines Kunstwerkes vielmehr durch die Kunst vernichtet als gehoben werden solle, ist halb wahr und halb nicht wahr. Ein Bild mit traurigem Inhalt soll uns freilich nicht traurig machen, ein Bild mit schrecklichem Inhalt nicht erschrecken, weil es überhaupt wider den Kunstzweck läuft, uns Missstimmung zu erwecken. Stellt also das Bild doch etwas Trauriges, Schreckliches dar, so muss es das Bild durch ein versöhnendes Moment gut machen, oder durch irgend eine gefallende Eigenschaft überbieten, oder durch einen äusseren Zweck, wie den der historischen Aufbewahrung oder gar Abschreckung, was jedoch nicht ins ästhetische Gebiet gehört, zu rechtfertigen suchen. Hiegegen ist kein Grund, warum uns ein Bild nicht durch seinen Inhalt andächtig, heiter, gemüthlich, scherzhaft stimmen sollte; vielmehr, je mehr es diess

vermag, so mehr beweist und bewährt es unmittelbar seine Kraft und seinen Werth. Und wird wohl jemand eine Landschaft von Claude Lorrain deshalb schlechter finden, dass sie das eigenthümliche wonnige Gefühl des Blickes in eine italienische Landschaft kraftvoll in uns hervorzuzaubern vermag, es vielmehr durch die Kunst vernichtet haben wollen?

Nun wird freilich keine heitre oder gemüthliche Scene im Bilde uns überhaupt gleiche Heiterkeit erwecken, gleich gemüthlich stimmen können, als wenn wir in Wirklichkeit selbst an der Scene Theil hätten, und die schönste gemalte Landschaft nach gewisser Beziehung noch viel vom Eindruck der wirklichen Landschaft vermissen lassen, indess sie nach andern denselben überbieten kann. In jedem Falle aber kann durch das Bild ein Abklang desjenigen Gefühls in uns erzeugt werden, was die Scene in der Wirklichkeit oder Natur in uns zu erzeugen vermöchte; und jedes andre Bild wird und soll uns hienach anstatt immer dieselbe allgemeine Kunstheiterkeit zu erwecken, durch seinen andern Inhalt anders werthvoll stimmen. Will der Kunstkennner diess Andre vom Eindrücke abziehen, um die allgemeine Kunstheiterkeit rein zu haben, so mag er es für sich thun; er hat aber damit eben nur ein Abstrac-tum statt des vollen lebendigen Eindruckes, den das Kunstwerk machen kann und machen soll.

Wer nun freilich bloss bei der allgemeinsten oder Hauptwirkung des Inhaltes stehen bleibt und das Einzelne nur nach der Frucht, die es dafür trägt, beachtet und schätzt, also vom religiösen Bilde nichts weiter hat und verlangt als Erweckung von Andacht oder religiöser Stimmung, wer sich gar davon über das Bild hinweg in die Betrachtung himmlischer Dinge heben lässt, statt von da mit der Betrachtung in die Ausführung des wie oben gefassten Inhaltes des Bildes einzudringen, um sich auch am Einzelnen darin zu erfreuen, von dem kann man allerdings nicht sagen, dass er einen Kunstgenuss habe, indem er blos den Gipfel der Sache statt der Sache, die Frucht des Baumes statt des Baumes mit der Frucht hat; aber umgekehrt hat der, der sich blos mit den Mitteln der Totalwirkung, ohne diese selbst zu empfinden, beschäftigt, die Sache ohne den Gipfel.

Also statt als allgemeine Regel auszusprechen dass die Kunst die eigenthümliche Wirkung des Gehaltes ihrer Stoffe solle durch irgendwelche Formwirkung vernichten, hat sie eben so alles

Mögliche zu thun, die traurige Wirkung ihrer Stoffe zu entkräften, als die erfreuliche, erhebende Wirkung derselben zu kräftigen, und das nicht nach einem in sich widersprechenden, sondern dem in sich einstimmigen Princip, dass sie zur Mehrung der Lust nicht der Unlust da ist.

In solcher Weise etwa möchte ich das Wort für den Gehalts-Aesthetiker, so weit ich ihn im Rechte halte, nehmen, um den Werth des Inhalts für die Kunst gegenüber der Form in Fällen zu vertreten, wo, wie in unserm Ausgangsbeispiel, die Form wirklich Träger eines werthvollen Inhaltes ist; aber es giebt andre Beispiele, bei denen man mit vorigen Betrachtungen allein nicht ausreicht, und das Princip des einseitigen Gehaltsästhetikers überhaupt nicht ausreicht.

Wie ist es mit einer Niederländischen Schenkenscene? Was macht, dass eine solche einem Kenner so grosses Wohlgefallen erwecken, ihn dafür sogar viel höhere Preise zahlen lassen kann, als für so viele Bilder von werthvollem ideellen Gehalt? ist es ihm zu verdenken, ist es sein schlechter Geschmack? Der Inhalt solcher Scenen ist doch auch nach der Erweiterung, die wir ihm im Obigen gegen eine zu beschränkte Fassung gegeben haben, kein erbaulicher. Der Gehaltsästhetiker sagt etwa: es müssen solche Scenen doch etwas gemüthlich Ansprechendes oder überhaupt aus irgend einem Gesichtspuncte Interessirendes haben, so dass man auch einmal gern in Wirklichkeit einer solchen Scene durch das Schenkenfenster zusähe, möchte man schon selbst nicht in Wirklichkeit darunter sein. Und ich meine, der Gehaltsästhetiker hat in so weit Recht, dass das, was gar kein Interesse in wirklichen oder Glaubensgebieten hat, nicht oder nur als Studie gemalt zu werden verdiente, aber doch sehr Unrecht, wenn er meinte, dass die ganze Darstellung der Schenkenscene dem Kenner oder auch Nichtkenner nichts weiter leistete und zu leisten hätte, als jenes Interesse, was man durch den Blick ins wirkliche Schenkenfenster befriedigen kann, dauernd oder wiederholt zu befriedigen, und die Kunst hiebei nur den Vortheil vor der Natur hätte, dass sie die Scene im interessantesten Momente und prägnanter als die Natur selbst zu fixiren vermöchte. Es ist ein Vortheil, aber nicht der ganze, und bei Gemälden solcher Art kein Gewicht darauf zu legen. Im Gegentheile, so viel Interesse man an der wirklichen Schenkenscene nehmen möchte, es wäre mit einem kurzen Blicke

befriedigt, und sie lange oder oft wiederholt ansehen zu sollen, würde uns sogar widerstreben. Warum zieren nun doch Bilder des Art viele Stuben, ja wohl Stuben von Gehaltsästhetikern selbst und gelten für Zierden von Gallerien. Nothwendig muss ein andres Interesse sich hiebei geltend machen, als was der einseitige Gehaltsästhetiker in Anspruch nimmt. Aber was kann es sein?

Nun wird zuvörderst dem Formästhetiker zuzugestehen sein, dass abgesehen von allem geistig angeknüpften Inhalt eine Art der sinnlichen Form- und Farbegebung mehr ansprechen kann als die andre (vergl. Abschn. XIII und XXVI), und dass ein Genrebild hierin ein Verdienst so gut als jedes andre Bild suchen kann, wenn nur den Forderungen des angeknüpften Inhaltes nicht dadurch widersprochen wird. Aber was weit wichtiger ist, es giebt noch ein Interesse, was die anschauliche Form und den daran geknüpften Inhalt in Eins betrifft, also sich dem Entweder-Oder der Formästhetiker und Gehaltsästhetiker entzieht, mag auch der erstere geneigter sein, es auf seine Seite zu schlagen. Jedenfalls wird man es besser ein formales als ein Form-Interesse nennen, um es nicht mit dem Interesse an der anschaulichen Form zu vermengen und zu verwechseln. Versuche ich, es mit drei, doch der Auslegung noch bedürftigen, Worten zu bezeichnen, so ist es das, in früher (Absch. VI, VII, VIII) besprochenen Principien begründete, Interesse an Wahrheit, Einheit und Klarheit, was weit über das ästhetische Gebiet hinaus aber auch tief in dasselbe hineingreift. Genüge es, hier Folgendes in dieser Beziehung zurückzurufen.

Jedes Bild hat die Aufgabe, etwas darzustellen, was, sei es in der Wirklichkeit sei es in unsrer Vorstellung, erstenfalls bestimmt, zweitenfalls mehr oder weniger unbestimmt schon vorgegeben ist. Wir freuen uns nach unserem Wahrheitsinteresse, wenn kein Widerspruch zwischen dem, was dargestellt werden soll, und der Darstellung im Bilde sich geltend macht, so mehr je grösser die Gefahr des Widerspruches ist. Die Wirklichkeit und eigene Vorstellung kann uns diese Freude nicht gewähren, weil dieselbe eben nur in einem Verhältnisse der Uebereinstimmung des Kunstwerkes damit beruht.

In der Wirklichkeit liegt fernem viel zusammen, was sich für unsere Auffassung nicht unter einen einheitlichen Gesichtspunct fügt, aber wir haben Freude an der einheitlichen Verknüpfung des

Mannichfaltigen, und danken der Kunst auch diese Leistung. Das Interesse der Wahrheit würde die Kunst an sich nicht hindern, Alles so wiederzugeben, wie es liegt, aber sie fasst ihre Ideen so und führt sie so aus, dass der Bedingung der einheitlichen Verknüpfung alles Einzelnen möglichst genügt wird.

In der Wirklichkeit versteckt sich ferner das Wesentliche oft hinter dem Unwesentlichen, tritt das, an was sich das Interesse hauptsächlich knüpft, nicht in das Hauptlicht, bleiben Beziehungen, um die es zu thun ist, unklar; wir erfreuen uns aber der klaren Darstellung eines Redners, der diesen Mängeln in seiner Darstellung abhilft, selbst wenn seine Rede einen Gegenstand betrifft, der uns an sich nicht interessirt, indess uns die unklare Darstellung des interessantesten Stoffes abstösst; wie es uns aber mit einer Rede geht, geht es uns mit jedem Kunstwerk.

Noch Eins, was zwar nur nebensächlich ist, doch nicht vergessen werden darf. Nach allem, was geltend gemacht worden ist, bewundert man auch den Künstler, der die schwierige und so selten ganz gelingende Aufgabe erfüllt hat, Alles am Werke zu einer vollendeten Leistung zu fügen, und in dieser Bewunderung des Künstlers liegt etwas, was sich zugleich als Freude an seinem Werke geltend macht. Bewundert man doch sogar Kraftkünstler und Seiltänzer wegen der Ueberwindung von Schwierigkeiten, die uns als solche erscheinen, und findet Vergnügen in der bewundernden Anschauung solcher Leistungen, ungeachtet diese an sich zwecklos sind; um so leichter und lieber wird man den Künstler bewundern und Genuss in bewundernder Anschauung seines Werkes finden, wenn die Ueberwindung der Schwierigkeit einen Erfolg hat, der auch abgesehen von der Ueberwindung der Schwierigkeit uns gefällt; nur muss man im Auge halten, dass diese Ueberwindung selbst mit zu den Momenten, die gefallen, zählt, und sich mit den andern dazu hilft.

Man sieht jedenfalls, dass mancherlei Momente zum Gefallen an einem Kunstwerke beitragen, die sich nicht klar und einfach nach den Kategorien von Form und Inhalt scheiden lassen. Es sind Momente, die in die künstlerische Darstellung jeder Art von Formen, der hässlichsten wie schönsten, so wie jeder Art von Inhalt, des bedeutungslosesten wie erhabensten, eingehen, weder den Reiz der anschaulichen Form noch den Reiz des angeknüpften Inhaltes an sich angehen, wohl aber ihrem Reize, wo ein solcher

vorhanden ist, den eigenen Reiz hinzufügen, und wo er nicht vorhanden ist, dem Kunstwerke einen solchen noch geben können.

Im Grunde nun hat der Künstler alle Momente, die zum Gefallen an einem Kunstwerke beitragen können, so viel wie möglich zu vereinigen; insofern solche aber auch in Conflict mit einander kommen können, nur darauf zu achten, dass unlustgebende Momente im Ganzen durch lustgebende überwogen und versöhnt werden.

Nun freilich möchte der philosophische Aesthetiker für die aufgezählten verschiedenartigen Gesichtspuncte, aus denen ein Kunstwerk zu schätzen sein soll, — will sagen, nach dem Reize der anschaulichen Form, dem Reize des daran angeknüpften Inhalts, formalen Vorzügen angegebener Art, — einen aus dem Begriffe der Schönheit oder Kunst abgeleiteten einheitlichen haben; nur dass bisher keiner aufgestellt ist, der eine solche Aufzählung wirklich ersetzte. Noch ist der Stein der Schönheit nicht gefunden, mit dem man, wie mit einem Stein der Weisen, einen Gegenstand nur begrifflich zu bestreichen brauchte, um denselben schön zu finden. Womit nicht gesagt sein soll, dass die obige Aufzählung und Nebeneinanderstellung die zulänglichstmögliche ist; jeder Aesthetiker wird seine Forderungen an das Kunstwerk etwas anders formuliren, eintheilen und gruppiren; im Wesentlichen werden sie immer auf obige herauskommen; niemals aber werden die Vorzüge, aus denen ein Kunstwerk zu schätzen, sich rein und einseitig auf Vorzüge der Form oder solche des Inhaltes zurückführen lassen, es sei denn durch entsprechend einseitig gewandte Definitionen von Form und Inhalt.

Unstreitig zwar giebt es wirklich einen einheitlichen Gesichtspunct, aus dem sich alle obigen oder sonst irgendwie an das Kunstwerk zu stellenden Forderungen ableiten lassen, es ist der, dass es in seiner unmittelbaren Auffassung ein möglichst reines und ein höheres als blos sinnliches (doch diess nicht ausschliessendes) Wohlgefallen zu erwecken habe; aber dazu giebt es verschiedene Angriffspuncte im Menschen, die sich noch unter keine zulängliche und klare Formel habe vereinigen lassen, wenn schon sie sich unter erfahrungsmässige Gesetze bringen lassen. Wie man nun auch Form und Inhalt unterscheiden mag, so haben beide ihre Angriffspuncte im Menschen.

Es macht aber die Unsicherheit ihrer Unterscheidung überhaupt die Kategorien von Form und Inhalt nicht sehr brauchbar, an die Spitze ästhetischer Betrachtungen, wozu sie doch im Streite der Formästhetiker und Gehaltsästhetiker erhoben werden, zu treten.

Im Allgemeinen ist es mit Beurtheilung eines Kunstwerkes wie mit Beurtheilung eines Menschen, an dem man Mancherlei loben und Mancherlei vermissen kann, ohne eine Formel zu haben, nach der man ihn in Bausch und Bogen zulänglich beurtheilen könnte. Sollte man sich etwa auch bei einem Menschen streiten, ob er mehr nach seiner Form oder seinem Gehalt zu beurtheilen sei? Aber niemand wird hier diese Kategorien recht brauchbar finden. Man würde gleich fragen: wäre nicht vor allem erst die anschauliche Form und die Form des daran angeknüpften geistigen Inhalts zu unterscheiden? ist nicht aber die Beschaffenheit des Inhaltes selbst durch seine innere Form bestimmt und kann man also vom Inhalt sprechen ohne seine Form mitinzubegreifen? Ich wüsste aber nicht, wiefern sich nicht ganz dasselbe betrifft Beurtheilung und Schätzung eines Kunstwerkes sagen liesse. Auch hätte sich aus diesem allgemeinen Gesichtspunct der ganze Streit zwischen Form-Aesthetik und Gehalts-Aesthetik von vorn herein als unfruchtbar abweisen lassen; da er aber doch einmal geführt wird, so suchte ich ihm im Vorigen noch so weit als möglich sachlich beizukommen; wozu noch folgende Bemerkungen etwas beitragen mögen.

Wenn Formästhetiker das Interesse an Kunstwerken als ein eigenthümliches Interesse in Anspruch nehmen, was sich ausserhalb der Kunst weder in der natürlichen Wirklichkeit, noch Wissenschaft, Geschichte, Mythos u. s. w. trotz Gemeinsamkeit des Inhalts mit der Kunst, sondern eben nur durch die Formgebung der Kunst befriedigen lasse, so haben sie freilich insofern Recht, als die Kunst überhaupt Bedingungen unmittelbaren Gefallens zuziehen, zu combiniren und in der Wirkung zu steigern vermag, wie es die kunstlose Natur, Wissenschaft u. s. w. nicht versucht und nicht vermag, wozu auch sonst eine Kunst. Die Kunst hat ja eben, wie wir sagten, den Zweck, unmittelbar ein möglichst reines und ein höheres als bloß sinnliches Wohlgefallen zu erwecken, nimmt also auch in ihren Werken Mittel dazu möglichst zusammen und erreicht damit Erfolge, wie sie sonst nirgends

erreichbar sind. Aber der einseitige Formästhetiker fehlt dabei leicht in dreifacher Hinsicht.

Er fehlt erstens, wenn er die Eigenthümlichkeit der Kunstwirkung in etwas Andreem sucht, als eben in der Unmittelbarkeit, Reinheit und Höhe der Lustwirkung, welche sich durch einheitliches Ineinanderarbeiten aller zu Gebote stehenden Mittel des Gefallens erzeugen lässt. In den einzelnen Mitteln hat die Kunst gar nichts vor anderen Gebieten voraus noch Eigenthümliches für sich. In den formalen Bedingungen des Gefallens thut es die Wissenschaft der Kunst nicht nur gleich, sondern in Wahrung der Wahrheitsfoderung sogar noch zuvor, weil diese in ihr eine allen andern Foderungen übergeordnete Stellung hat, indess sie in der Kunst bei Conflicten mit andern Foderungen so viel nachgeben muss, dass doch im Ganzen mehr an Lust gewonnen als verloren wird, weil eben nicht die Foderung der Wahrheit sondern der Lust hier die höchste Stelle einnimmt. Indess aber die Wissenschaft in dieser Beziehung der Kunst vielmehr voransteht als nachsteht, kümmert sie sich bei den Gegenständen, die sie behandelt, nicht um einen Reiz, sei es der anschaulichen Form oder des angeknüpften Inhaltes. Die Kunst hingegen thut es. Aber sie wird oft von der natürlichen Wirklichkeit darin nicht nur erreicht, sondern übertraffen. So schön der Maler ein Gesicht malen mag, den lebendig wechselnden Ausdruck kann er nicht malen; und wie sieht ein gemalter Sonnenaufgang aus? Aber die natürliche Wirklichkeit erfüllt die Foderungen in dieser Hinsicht selten rein, und bleibt immer hinter den formalen Foderungen zurück, ja die Foderung der Wahrheit kommt besprochnermassen bei ihr gar nicht zur Geltung, und wie viel kann doch zum Gefallen an einem Kunstwerk beitragen, dass es mit seiner Charakteristik ganz aus dem Leben gegriffen scheint. In diesen Beziehungen wird die Wirklichkeit von der Kunst unsäglich überboten. Diese arbeitet nun die formalen Vorzüge in die sachlichen der anschaulichen Form und des angeknüpften Inhaltes hinein oder diese im Sinne von jenen aus, und steigert beide dadurch wechselseitig in ihrer Wirkung, wie es weder Sache der Wissenschaft noch der natürlichen Wirklichkeit ist.

Indem solchergestalt die Kunst alle Mittel des unmittelbaren Gefallens, über die sie zu verfügen hat, und über welche die andern Gebiete theils nicht vollständig, theils nicht rein verfügen,

nicht nur äusserlich neben einander, sondern in einheitlicher Verknüpfung, nur begrifflich nicht sachlich scheidbar, in Wirkung setzt, entsteht eine Lustresultante, die auch nichts als ein Nebeneinander der einzelnen Wirkungen zu betrachten ist, sondern sich in Qualität von jeder insbesondere unterscheidet und nach dem Princip der ästhetischen Hülfe auch die Summe der einzelnen an Grösse übersteigt, dabei aber, statt überall dieselbe monotone Qualität zu haben, die man als spezifische Kunstwirkung fassen möchte, vielmehr bei jedem Kunstwerke nach Massgabe des Vorwiegens andrer Bedingungen des Gefallens eine andere ist.

Der Formästhetiker fehlt zweitens, wenn er die Umwandlung, die der Künstler an den von der Natur, Geschichte u. s. w. dargebotenen Stoffen vornimmt, um sie seinem Zwecke dienstbar zu machen, blos auf die Form bezieht, da der Inhalt nicht minder dadurch abgeändert wird, wie man auch Form und Inhalt von einander unterscheiden mag.

Er fehlt drittens, wenn er das Interesse und den Werth von Kunstwerken blos an das knüpft, was die Kunst über Natur, Geschichte u. s. w. hinaus hat oder durch deren Umformung anders macht; da vielmehr alle Bedingungen unmittelbaren Gefallens, welche die Kunst aus andern Gebieten zur Erfüllung ihres Zwecks in ihre Werke hinüberzunehmen vermag, dazu beitragen, indem sie zu eignen Bedingungen des Gefallens für sie werden.

Glaubt man zwar, durch solche Unterscheidung etwas gewinnen zu können, so mag man immerhin den Kunstwerth eines Kunstwerkes vom ganzen Werthe desselben unterscheiden, erstern als nur auf Momente gehend, welche die Kunst hinzubringt, oder auf das Andre, was die Kunst aus den dargebotenen Stoffen macht, letztere als auf alle Momente gehend, wegen deren ein Kunstwerk zu schätzen und zu suchen ist, nur dass man nicht letztern Werth durch erstern erschöpft halte; wie der Werth eines Schuhes nicht durch die Arbeit des Schuhmachers daran erschöpft ist; es kommt auch auf die Güte des Stoffes an, den er dazu nimmt.

In der That sieht man nicht ein, warum nicht Alles, was an einem Bilde zum Gefallen beitragen kann, sofern es nur nicht anderem und grösserem Gefallen im Wege steht, auch dazu beitragen soll, und wie von dem, was sich wechselseitig zum Gefallen hilft und steigert, diess oder das bei der Frage ausgeschieden

werden kann, was das Kunstwerk im Ganzen werth ist. Warum soll man eine sinnliche Formwohlgefälligkeit verachten, wenn sie nur die Charakteristik und die Befriedigung höherer Forderungen nicht beeinträchtigt; warum die sixtinische Madonna nicht für ein schöneres und werthvolleres Kunstwerk halten als eine gleich gut gemalte Marterscene, ungeachtet der Vorzug blos im grösseren Werthe des gleich gut herausgestellten Inhaltes liegt; warum nicht Darstellungstoffen von an sich geringem Form- und Inhaltsinteresse doch gestatten, zur Befriedigung des formalen Interesses und des Interesses an der Leistungsgrösse des Künstlers, doch ausgeführt zu werden; warum endlich soll die Freude an dieser Leistungsgrösse für nichts zählen. Factisch und praktisch zählt das Alles; die Theorie ist eine schlechte, die es nicht mit zählt.

Von andrer Seite fehlt der einseitige Gehaltsästhetiker, erstens, wenn er meint, dass die Kunst weiter nichts leiste, als Gefühle und Empfindungen, die wir ausser der Kunst schon haben können, in besonders vortheilhafter Weise zu erzeugen, ohne das höhere einheitliche Gefühl in Rechnung zu bringen, was durch das, nur in der Kunst geschehende, Ineinanderarbeiten der verschiedenen Mittel, wodurch der Mensch lustvoll angesprochen werden kann, zu erzeugen ist; und fehlt zweitens, wenn er die formalen Bedingungen des Gefallens blos in sofern werth hält, als sie beitragen, einen werthvollen Inhalt ins Licht zu stellen, ohne ihren eigenen Lustwerth in Rechnung zu ziehen.

Beide aber scheinen mir zu fehlen, insofern sie überhaupt eine Frage stellen, zu beantworten suchen und Betrachtungen über Kunst von höchster Höhe an eine Frage knüpfen, die sich bei der Unbestimmtheit, wie Form und Inhalt auseinander zu halten sind, von vorn herein weder klar stellen noch nach allen Erörterungen darüber einfach beantworten, oder im Sinne der Fragestellung nach einer oder der andern Seite bestimmt entscheiden lässt.

Um diese Unbestimmtheit nicht sowohl zu heben, als auf einige allgemeine Gesichtspunkte zurückzuführen, schliesse ich endlich mit folgenden Bemerkungen.

Unstreitig wird eine, auf den Grund gehende, Betrachtung immer zu einer solchen Auffassung des Inhaltes der Form gegenüber im Kunstgebiete führen, wonach alles an den directen Eindruck einer sinnlichen Form geistig Angeknüpfte zum Inhalte

geschlagen wird, weil kein festes und klares Princip einer anderen Abgränzung des Inhalts, wenn einmal abgegränzt werden soll, vorliegt. Doch kann man auch, um sich mit geläufigen Betrachtungsweisen zu begegnen, darauf eingehen, den Inhalt so zu sagen in beliebiger Höhe oder Allgemeinheit abzugränzen und die ganze Weise, wie sich derselbe ausführt, zur Darstellungsform rechnen, ohne dabei vergessen zu dürfen, dass die Form dann doch viel von associirtem Gehalt einschliesst, und dass die Abgränzung eine willkürliche ist. Erläutern wir es am Eingangsbeispiel.

Um den Inhalt der Darstellung, dass Bacchus dem Amor einen Trank reicht, sehr allgemein zu fassen, könnte man ihn in die Idee zusammenfassen, — Idee aber ist ein auf einem mehr oder weniger allgemeinen Gesichtspunct reducirter Inhalt — dass eine ältere und eine jüngere Person sich in einem anmuthigen Verhältnisse begegnen. Dann ist es schon eine besondere Form, in der sich diese Idee, dieser Inhalt ausspricht, dass es eben Bacchus und Amor sind, die sich so begegnen. Aber man könnte das auch gleich in die Idee aufnehmen. Dann ist Sache der Darstellungsform, dass sie sich in Darreichung eines Tranks begegnen. Auch diess lässt sich in die Idee aufnehmen; dann bleibt für die Darstellungsform übrig, wie sich die Gestalten, die Gesichtszüge, die Stellungen, die Gewänder präsentiren. Und will man endlich auch das in die Idee aufnehmen, denn es besteht keine Gränze darin, so bleibt endlich noch die Weise, wie die Formen sich ins Einzelste ausführen, die Art der Pinselführung, die ganze Technik der Malerei als Letztes der Darstellungsform.

Je weniger man nun in den Begriff des Inhaltes, die Idee desselben aufnimmt, d. h. je abstracter man ihn fasst, desto mehr Gewicht fällt von selbst der Form zu; je erschöpfender man ihn fasst, desto mehr gewinnt der Inhalt an Bedeutung. Nun giebt es extreme Formästhetiker unter den Beurtheilern, Beschauern und Künstlern, die den Werth eines Kunstwerkes fast blos nach den untersten artistischen Formbedingungen beurtheilen, ohne freilich im Stande zu sein, sie von den oberen recht abzugränzen; ein Bild soll vor Allem gut gemalt sein, nach etwas Anderem fragen sie nicht oder halten das Andre nur für ein Mittel, eine gute Malerei an den Mann zu bringen. Von andrer Seite giebt es extreme Gehaltsästhetiker, wohin hauptsächlich die in Kunstbetrachtung ungeübten Laien gehören, die sich gar nicht um diese letzte Form-

stufe kümmern. Der volle Kenner, der nur aus grosser Uebung mit offenem Blicke erwächst, weiss Alles am Kunstwerke zu würdigen und zu schätzen, was wirklich zum Gefallen daran nicht nur beiträgt, sondern auch heizutragen berechtigt ist.

In letzter logisch-metaphysischer Instanz versteht man unter Form überhaupt die Verbindungsweise des Einzelnen, unter Inhalt, Stoff das Einzelne, was verbunden ist. Insofern aber das Einzelne nicht ein Einfaches ist, sondern selbst eine Mehrheit noch in sich verbunden enthält, lässt sich Form und Stoff nicht sachlich scheiden, und hängt die Beschaffenheit jedes gegebenen Stoffes, Inhaltes selbst wesentlich von der Verbindungsweise des ihm untergeordneten Stoffes ab. Nun wird Niemand dem Einfachen eine ästhetische Bedeutung beilegen, und wollte man einen Gegenstand bis ins Letzte zerlegt denken, so würde bei ästhetischer Betrachtung desselben der Formästhetiker unbedingt Recht behalten; Alles kommt da auf die Verbindungsweise an, und so verstanden, wäre ein Streit zwischen Form-Aesthetik und Gehalts-Aesthetik überhaupt nicht möglich. In der That aber wird Form und Stoff bei diesem Streite in ziemlich unbestimmter Weise anders unterschieden, wonach man sich dann allerdings eben so über die zu machende Unterscheidung, als das danach zu fällende Urtheil streiten kann, ohne die sachlich belangreichen Gesichtspunkte überhaupt damit scharf fassen zu können.

Ich gestehe nun freilich, dass ich auch die allgemeine Frage über die Aufgabe der Kunst lieber durch Bezugnahme auf andre Hauptkategorien als Form und Inhalt behandelt sehen möchte; doch ist stets meine Absicht, mich mit dem philosophischerseits darüber geführten Streit sei es auseinanderzusetzen, sei es in denselben zu mischen, wenn schon es ohne Begegnung damit nicht abgehen konnte.

XXII. Ueber die Frage, wiefern die Kunst von der Natur abzuweichen habe. Idealistische und realistische Richtung.

Nach der, im vorigen Abschnitte behandelten Streitfrage, fassen wir eine andre, zwischen Aesthetikern so wie Kunstkennern und Künstlern viel verhandelte, an praktischer Wichtigkeit die vorige weit übertreffende, Frage ins Auge, welche wie die vorige von philosophischen Aesthetikern auf die gesammten Künste ausgedehnt wird, doch gleich der vorigen ihr Hauptinteresse in Bezug auf die bildende Kunst hat. Also soll auch folgendes unter Kunst schlechthin nur die bildende Kunst, Malerei und Plastik, im Auge gehalten werden, indess wir unter Natur die Wirklichkeit gegenüber oder abgesehen von Kunst verstehen, woraus die Kunst ihre Formen entlehnt ohne sich streng daran zu halten. Die Frage nun ist: worin liegt der Gesichtspunct ihrer Abweichungen davon und wie weit dürfen sie gehen? Von vorn herein stellen sich doch die bildenden Künste die Aufgabe, etwas von dem, was nicht Kunst ist, abzubilden, warum bilden sie es nicht getreu ab?

Bei der Musik und Architektur kann Niemandem so leicht eine entsprechende Frage einfallen, weil es in diesen Künsten von vorn herein nicht eben so darauf abgesehen ist, etwas ausserhalb der Musik und Architektur schon Vorgegebenes abzubilden; wenn schon es Aesthetiker giebt, welche zu Gunsten ihres allgemeinen Begriffes von Kunst diesen Künsten dieselbe Aufgabe als eine gleich fundamentale wie den bildenden Künsten zuerkennen mochten. Nun begegnen sich freilich Musik und Architektur mit der Natur in gewissen Beziehungen; eine lustige und traurige Musik hat etwas gemein mit dem natürlichen Ausdrucke der Lustigkeit und Traurigkeit durch die Stimme, und ein Haus muss so gut hohl sein wie eine Hohle. Aber nicht nur bilden beide Künste die rohen Elemente, die sich von der Natur empfangen, sofort ohne Anschluss an ein natürliches Vorbild um, den thierischen Laut der Empfindung endlich bis zur Symphonie, die Hohle zum Palaste, sondern die Musik tritt auch mit Melodie und Harmonie, die Architektur mit Gliederung und Verzierung so ganz und so principell aus dem Bereiche der natürlichen Vorbilder heraus, dass es in der That den Eindruck der Geschraubtheit macht, für diese Künste den Gesichtspunct der Abbildlichkeit noch eben so wie für die bildenden Künste fundamental festgehalten zu finden. Hiegegen beschränkt sich die bildende Kunst von vorn herein und durch ihre ganze Entwicklung der Hauptsache nach auf Wiedergabe von gegebenen Formen; in ihren höchsten Werken sieht man noch Menschen und Scenen zwischen solchen abgebildet, nur nicht ganz so wie sie in Wirklichkeit vorkommen,

sie will von vorn herein und heute noch nachahmen, und hier fragt es sich allerdings, warum will sie es nur bis zu gewissen Gränzen aber nicht über gewisse Gränzen hinaus, und wie bestimmen sich diese Gränzen.

Bei der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, feste Gränzen in Beantwortung unsrer Frage zu ziehen, kann es nicht befremden, wenn sie hin- und hergeschoben werden, bald so, dass das Hauptgewicht noch auf den Anschluss an die Natur, bald so, dass es auf die Abweichungen von der Natur fällt, wodurch man zu den mancherlei Einseitigkeiten, die aus andern Gesichtspunkten in der Auffassung der Kunst herrschen, zwei mehr erhält. In der That kann man, jenachdem das Hauptgewicht auf letztere oder erstere Seite gelegt wird, zwei verschiedene Richtungen in Auffassung und folgeweis Ausführung der Kunst unterscheiden, die wir kurz als idealistische und naturalistische oder realistische*) einander gegenüberstellen, und in der freilich grossen Unbestimmtheit, die ihr allgemeiner Gegensatz noch übrig lässt, zuvörderst durch die geläufigsten Ausdrücke sich aussprechen lassen wollen, ehe wir bestimmtere Anhaltspunkte der Betrachtung suchen.

Selbstverständlich, und ohne dass hierüber schon ein Streit bestände, wird man der Kunst Abweichungen von der Natur nach allen Beziehungen gestatten müssen, nach welchen sie dieselbe nicht erreichen kann. Weder der Bildhauer noch Maler vermag seinen Gestalten Fleisch und Blut zu verleihen, der Maler eine Landschaft nicht so herzustellen, dass man in dieselbe wirklich hineintreten kann, und selbst den Schein der Tiefe nur unvollständig zu erzeugen; der Bildhauer nicht allen Feinheiten der Haut und des Haares nachzukommen, und beide den Moment nicht anders als dauernd vorzustellen, u. s. w. Auch werden unerfüllbare Forderungen in dieser Hinsicht weder von Idealisten noch Realisten gestellt.

Wenn nun die Kunst nach so vielen und wichtigen Beziehungen nothwendig hinter der Natur zurückbleibt, so lässt sich von vorn herein fragen: wozu überhaupt noch Kunst der Natur gegenüber? Wirklich hat Plato aus diesem Gesichtspunkte die

*) Aus diesem oder jenem Gesichtspunkte lässt sich auch wohl ein Unterschied zwischen Naturalismus und Realismus in der Kunst machen, ohne dass die folgenden allgemeinen Erörterungen einen Anlass enthalten, darauf einzugehen.

Kunst weit hinter die Natur zurückgestellt. So viel die Natur hinter der Idee, bleibe die Kunst hinter der Natur zurück; denn so wenig ein Naturgegenstand seine Idee, sein Musterbild, vollständig erreiche, so wenig der Künstler die Natur. Auch weist er desshalb (im Phädrus) dem Dichter und dem nachbildenden Künstler eine sehr niedre, erst die sechste, Rangstufe unter den himmelentstammten Seelen an, welche Stufen nach Massgabe der Erkenntniss des wahrhaft Seienden geordnet sind.

Inzwischen, so sehr die heutigen Idealisten im Uebrigen noch von Plato's Ideenlehre beeinflusst werden, lassen sie doch diese Erniedrigung der Kunst gegen die Natur auf Grund ihrer Abweichungen davon nicht gelten; vielmehr, anstatt der Kunst solche zum Nachtheil zu rechnen, suchen sie einen Hauptvorzug der Kunst vor der Natur darin; gebieten dem Künstler, er solle die Natur gar nicht so treu als möglich wiedergeben, sich vielmehr mit einer, nur durch höhere Rücksichten gebundenen, Freiheit über sie erheben, wahrnehmen lassen, dass es ein Kunstwerk, ein Geisteswerk, kein Naturwerk sei, was man vor sich hat. Die Durchdringung der idealen schöpferischen Thätigkeit des Künstlers mit dem von der Natur gebotenen realen Stoffe, die Beherrschung, Ueberwältigung desselben durch den Geist, bedinge erst den Adel, den Werth, ja den Begriff des wahren Kunstwerkes, und selbst nothwendige Abweichungen der Kunst von der Natur sollen hienach weiter getrieben werden, als sie nothwendig sind, z. B. Statuen sollen nicht gemalt werden, obwohl sie gemalt werden könnten, der Schein eines täuschenden Relief in der Malerei absichtlich vermieden werden, die naturwahre Detailausführung beschränkt werden, bedeutungslose Nebentheile weggelassen werden, die Gegenstände theils enger zusammengedrückt theils weiter auseinander gehalten werden, als in der Natur oder äussern Wirklichkeit. Was habe der Mensch davon, die gemeine Wirklichkeit durch die Kunst noch einmal wiedergegeben zu sehen; vielmehr gelte es, von den Dingen der Wirklichkeit zum Ideal derselben aufzusteigen und damit das reine Wesen derselben auszuprägen, was die Natur ausser der Kunst darzustellen immer verweigere. In diesem Uebersteigen der Natur durch die geistige Thätigkeit des Künstlers im Sinne vom höheren, allgemeineren, werthvolleren Ideen, nicht in der Wiedergabe der Naturdinge, wie sie die Welt der Zufälligkeiten uns vor Augen stellt, hiemit vielmehr in dem, was der Geist des

Künstlers dem Kunstwerke giebt, als was er dazu von der Natur empfängt, liege die Aufgabe der Kunst, der Werth und die Bedeutung des Kunstwerkes. Höher sich versteigend fasst der Idealist wohl die Aufgabe des wahren Künstlers dahin, er solle als Organ der göttlichen Schöpferthätigkeit oder inspirirt durch sie, das göttliche Schöpferwerk der Natur in freieren höheren Schöpfungen fortsetzen, und damit gleichsam eine höhere Natur über die Natur bauen.

Im Ganzen darf man wohl sagen, dass die Auffassung der Kunst, deren hauptsächlichste Stichwörter im Vorigen wiedergegeben sein dürften, unter den philosophischen Aesthetikern, den durch sie geschulten Kunstkennern und dem von diesen beeinflussten Laienpublicum bei Weitem vorherrscht. Dagegen fällt nun freilich sehr ab, wie sich manche alte Künstler die Aufgabe der Kunst dachten und dazu stellten. Rührend war mir in dieser Beziehung, folgendes, für die realistische Auffassung charakteristische, Geschichtchen*) zu lesen, was ich hier wörtlich wiedergebe:

»Ein kunstfertiger Steinmetz in Speyer hatte ein schönes Bild aus Marmor sauber und rein nach Kaiser Rudolph gehauen, dessen überraschende Aehnlichkeit jeder, der es sahe, eingestand. Der Künstler oder Meister war aber auch dem Könige lange nachgegangen und hatte so die Gestalt sich eingeprägt und abgenommen, dass er selbst die Runzeln des kaiserlichen Antlitzes gezählt hatte. So stand das Bild manche Jahre; als der Künstler aber vernahm, dass das Alter dem Herrn eine Runzel mehr gefurcht hatte, machte er sich auf bis ins Elsass, um den Kaiser selber wiederzusehen, und als er die Sache richtig erfand, ging er heim wieder gen Speyer und überarbeitete sein Standbild von Neuem, dem Kaiser getreulich und ähnlich. Später setzte man dieses Bild auf des Kaisers Grab.« (Ist in der Reimchronik von Ottokar besungen.)

Unstreitig nun kann man sagen: das war ein Steinmetz und kein Künstler, und sein Werk kein wahres Kunstwerk, sondern nichts mehr und besseres als eine steinerne Photographie. Aber auch Albrecht Dürer geht ganz in den Sinn dieses Steinmetzen ein, indem er erklärt: »Du sollt wissen, je genawer man dem Leben und der Natur mit Abnehmen nachkummt, je pesser und künstlicher dein Werk wird«, und Leonardo da Vinci giebt in

*) Kunstbl. 1834. No. 42.

seinem Tractat von der Malerei*) Regeln wie folgt: »Ein Maler muss von der Art einer jeden Sache, die ihm in das Gesicht fällt, die allerbeste erwählen und es wie ein Spiegel machen, der so viele Farben annimmt, als die Sachen besitzen, die man ihm vorhält. Wenn er nun also mit sich umgeht, wird er gleichsam die andere Natur zu sein scheinen«; — und weiter: »die vornehmste Intention eines Malers soll darin bestehen, wie er es angreifen möge, dass die Körper auf der ebenen Oberfläche seiner Tafel erhoben und abgesondert erscheinen: und derjenige, welcher andre hierinnen übertrifft, verdient grosses Lob.« Nach Leonardo sollen also die Werke des besten Künstlers nichts mehr als Spiegelbilder der schönsten wirklichen Formen sein und scheint er noch nichts von der Regel, dass man das Relief in der Malerei nicht zu weit treiben dürfe, gewusst zu haben.

Wie dem auch sei, so sehen wir in vorigen Beispielen die realistische Auffassung und Richtung der Kunst schlicht und naiv genug der idealistischen gegenüber vertreten. Hienach wird überhaupt die Nachahmung der Natur durch die Kunst als Hauptgesichtspunct derselben festgehalten. Anstatt den Gegenständen im Kunstwerke den Stempel des eigenen Geistes aufzudrücken oder einen Ausdruck göttlicher Ideen damit zu prä tendiren, soll der Künstler nur darauf ausgehen, die Natur, insoweit es überhaupt ein Interesse hat sie wiederzugeben, durch möglichst objectiv Darstellung so wahr, klar und eindringlich als möglich für den Beschauer herauszustellen. Insofern es aber auch einen Reiz oder Zweck haben könne, mythologische oder Glaubensgegenstände darzustellen, seien sie doch immer möglichst in den Formen und nach den Bedingungen der Wirklichkeit darzustellen.

Es ist nicht ohne Interesse, dass wir Aussprüche von unsern zwei grössten Dichtern haben, welche sich zwischen der idealistischen und realistischen Richtung theilen. Schiller sagt in seiner Abh. über das Pathetische**): »Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Uebersinnlichen«; Göthe hingegen in den Pro pyläen: ***) »Die vornehmste Foderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die, dass er sich an die Natur halten, sie

*) 14. Obs. 10. Thl. p. 186

**) Taschenausg. XVII. S. 242.

***) Taschenausg. XXXVIII. S. 9.

studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen soll.«

Nun lässt sich zwar auch das Uebersinnliche, auf das Schiller die Kunst anweist, realistisch in Formen gemeiner Wirklichkeit darstellen, doch besteht nicht nur die natürliche Neigung, sondern kann man auch Recht und Pflicht entsprechend finden, mit Uebersteigen der gemeinen Wirklichkeit in der Idee sie auch in den Formen zu übersteigen.

Fragen wir nun nach der Entscheidung zwischen beiden gegensätzlichen Auffassungen der Kunst, so wird sich eine solche überhaupt nicht geben, sondern nur eine Verständigung dazwischen suchen und ein Compromiss dazwischen finden lassen. Handelt es sich doch dabei überall nur um ein Mehr oder Weniger, wozwischen zugestandenermassen die Gränze nicht scharf bestimmbar oder wozwischen sie nach Umständen verschiebbar ist. Auch kommen sich von vorn herein beide Ansichten bis zu gewissen, nur nicht bestimmt formulirbaren und fixirbaren, Gränzen entgegen.

In der That, der besonnene Idealist verlangt ja nicht, dass der Künstler Alles aus seinem Geiste producire, vielmehr dass er die Natur als Unterlage und Ausgangspunct zu seinen Schöpfungen benutze. Bekannt ist, was Raphael in diesem Sinne an den Grafen Castiglione schrieb: »Ich muss viele Frauen gesehen haben, die schön sind; daraus bildet sich dann in mir das Bild einer einzigen.« Also vermochte Raphael die ideale Schönheit seiner Madonnen nur auf Grund der vorgegebenen realen Schönheiten zu schaffen; und unstreitig je mehr schöne Frauen und je schönere Frauen er in der Wirklichkeit sahe, desto schönere Ideale vermochte er zu schaffen; aber das Schaffen dieser Einen, mit der keine der einzelnen übereinkam, die Vollendung dessen, was in der Natur nur angestrebt schien, blieb doch eine That seines eigenen Geistes.

Von andrer Seite verlangt der besonnene Realist nicht, dass man die Natur ganz treu copire, und würde man das auch weder bei Albrecht Dürer noch Leonardo finden; er verlangt vielmehr, dass der Künstler doch irgendwie reinigend, zurechtlegend, auswählend sich zur Wirklichkeit verhalte; und schon der Realist Aristoteles verlangte in diesem Sinne nicht eine reine, sondern eine reinigende Nachahmung der Natur durch die Kunst. Auch

erhebt sich Göthe in mehr als einem Ausspruche (z. B. Propyl. S. 21, Wahrh. und Dicht. III. 49) über die Vertretung eines rohen Realismus.

Nun suchen Manche den Rest des Zwiespaltes und Streites zwischen beiden Ansichten durch Aussprüche wie folgt zu tilgen: das ideale und reale Element sollen sich im Gleichgewicht durchdringen, zu einer unterschiedslosen Einheit aufheben, eines ganz im andern aufgehen, und was dergleichen Redeweisen mehr sind. Nur dass damit nicht viel geholfen ist, indem der rechte Punct und Gesichtspunct des Gleichgewichts danach eben so unbestimmt bleibt, als der des Uebergewichts nach den Redeweisen, deren sich Idealisten und Realisten zu bedienen pflegen. Wenn aber doch Kenner und Künstler sich der einen oder andern gern bedienen, je nachdem sie mehr da- oder dorthin neigen, so wird ihr Urtheil in der Hauptsache und in jedem besondern Falle in der That vielmehr anderswie bestimmt.

Hierüber unterhielt ich mich einmal mit einem allgemein geschätzten Kunstfreunde und Kenner, und will zunächst wiedergeben, was ich als seine Ansicht aus dem Gespräche mit ihm geschöpft habe, indem man darin die factische und praktische Ansicht der meisten Kunstfreunde und Kenner, wenn auch nicht zu gleicher Klarheit als hier erhoben, wiederfinden dürfte.

Die Natur und Kunst sind jedes ein Reich für sich, das man aus sich selbst kennen lernen und nach seinen eigenen Regeln beurtheilen muss, da die Kunst doch eben nur durch ihre Abweichungen von der Natur zur Kunst wird, wozu die Regeln nur aus der Kunst selbst zu schöpfen sind. Demnach werden die Abweichungen der Kunst von der Natur recht sein, welche man in den besten Werken der besten Meister findet, und welche den besten Eindruck auf die machen, die mit der besten allgemeinen Bildung sich in die Welt der Kunst am meisten eingelebt haben, d. i. auf die wahren Kenner oder ächten Freunde der Kunst, denen es um die Kunst als Kunst und nicht darum zu thun ist, das, was man in der Natur schon hat, in der Kunst noch einmal zu haben, woraus sich überhaupt keine Abweichungen der Kunst von der Natur erklären lassen würden. Nur an jenen Kennern kann der Kunst wahrhaft gelegen sein, weil nur solchen wahrhaft an der Kunst gelegen ist. Ausdem, was solchen gefällt, mag man die der Kunst wesentlichen Abweichungen von der Natur abstrahiren,

und die Frage, warum sie bestehen, eben nur damit beantworten, dass das eigenthümliche höhere Wohlgefallen, was die Kunst über alle Leistungen der Natur hinaus zu erwecken vermag, nicht anders zu erzeugen ist; in wem es aber erzeugt werden kann, der wird damit selbst einen der Charaktere haben, die zum rechten Kenner gehören. Bleibt nach all' dem noch eine Unbestimmtheit, was man für die bessten Meister und Muster und wen man für die bessten Kenner zu halten hat, so ist ein bestimmteres Princip, als sich auf solche zu berufen, doch überhaupt nicht zu haben, nie zu haben gewesen und wird nie zu haben sein. Bis zu gewissen Gränzen ist man doch darüber einig, was man dafür anzuerkennen hat; in so weit es der Fall ist, wird man sich auch über das, was danach in der Kunst erlaubt und nicht erlaubt, geboten und nicht geboten ist, einigen können; und in so weit es nicht der Fall ist, giebt es kein Princip, sich zu einigen. Ueberall macht es sich so, dass die, welche in der Kunst heimisch geworden sind, sich zusammenfinden, sich der Uebereinstimmung ihres Gefühles und Urtheiles nach Hauptsachen erfreuen, in der Nichtübereinstimmung über Einzelnes auf gemeinsamer Grundlage aber eine wechselseitige Anregung finden. So bilden sie, wenn man will, eine Kaste für sich, den Laien gegenüber, die von der Natur her zur Kunst kommen, ohne in ihr eigenthümliches Wesen eingedrungen zu sein. Wird die Berechtigung des Urtheiles und Gefühles solcher Kenner und Freunde der Kunst von den Laien nicht anerkannt, so müssen sie es sich gefallen lassen; sie behalten doch vor diesen einen Genuss voraus, den diese missen, ein Feld geistiger Anregung, auf welchem diese Fremdlinge bleiben, und spüren keinen Nachtheil davon an ihrer allgemeinen und höheren Bildung, finden vielmehr diese selbst dadurch gefördert. Ein feines Gefühl für die Schönheit der Kunst, aus dem Umgange mit ihr selbst erworben, wird auch von selbst Früchte für die Schönheit der Lebensführung tragen.

Zuletzt ist jedes Kunstwerk eine freie Geistesthat; jeder andre Künstler wird nach seiner andern Individualität die Natur in andrer Weise verlassen und verlassen dürfen; man kann ihn und die Kunst überhaupt nicht in Regeln einzwängen wollen, welche gleich Naturgesetzen binden. Die Schönheit ist etwas Mystisches, und die Kunst, indem sie die Schönheit darzustellen hat, theilt diese Mystik. Sie mit dem Verstande aus ihr wegbringen

wollen, heisst ihr Wesen aus ihr wegbringen; diese Mystik anerkennen, ist ein Theil des Verständnisses, sich dieser Mystik hingeben, ein Theil des Genusses der Kunst.

Waren diess nicht genau die Worte, so war es doch der Sinn der Ansicht meines Kunstfreundes; und läge nicht viel Richtiges darin, so würden nicht so Viele sich factisch und praktisch dazu bekennen. Aber sollten wir wirklich in unsrer Frage blos auf Autorität und Mystik verwiesen und gar keine Gesichtspuncte angebbar sein, welche hinter die Autorität zurückgehen, auf die sich jede weitgreifende Verirrung des Geschmacks berufen kann? Suchen wir doch bestimmtere Anhaltspuncte in Sachen unsrer Frage zu gewinnen, wobei sich Gelegenheit finden wird, auch das Recht der vorigen Betrachtungsweise, so weit solches besteht, anzuerkennen und selbst hervorzuheben.

Vor Allem nun ist festzuhalten, dass jede Abweichung der Kunst von der Natur noch eines andern Motivs bedarf, als dass die Kunst überhaupt von der Natur abzuweichen, das Kunstwerk den Stempel des schaffenden Künstlergeistes aufzuweisen habe, um sich als Kunstwerk zu beweisen, da sonst jede Phantasterei in der Kunst gerechtfertigt wäre. Jede Abweichung der Kunst von der Naturwahrheit hat gewisse Nachtheile, die nur zu dulden sind, wenn sie durch grössere oder höhere Vortheile überwogen werden, wonach es gilt, sich Nachtheile und Vortheile klar zu machen. Wird nun auch die letzte praktische Abwägung beider immer Sache des Künstler- und Kennergefühles bleiben, so wird es doch Sache klarer Einsicht sein, die dazu gehörigen Gewichte besonders vor Augen zu haben. Denn so schwer es sein mag, eine Wage sicher zu gebrauchen, ist sie doch gar nicht zu gebrauchen, wenn man nicht einmal die zur Abwägung dienenden Gewichte kennt. Sprechen wir zuerst von den Nachtheilen.

Indem alle Werke der bildenden Kunst etwas über ihre sinnliche Erscheinung hinaus bedeuten und ihren Hauptinhalt in dieser Bedeutung haben (Th. I., Abschn. IX. S. 446), besteht ein Theil der Abweichungen der Kunst von der Natur darin, dass sie uns die natürlichen Mittel zur Anknüpfung gegebener Bedeutungen unvollständig, verkürzt, abgeschwächt wiedergiebt, so, wenn die Plastik bei den Statuen die Farbe, die Malerei von den Gestalten das Relief weglässt, beide von einer ganzen Handlung nur einen Moment geben. Ein andrer Theil der Abweichungen besteht darin,

dass uns die Kunst Erscheinungen mit andrer Bedeutung oder andre Erscheinungen für gegebene Bedeutungen bietet, als wir durch die Wirklichkeit ausserhalb der Kunst an einander zu knüpfen gelernt haben, so wenn eine würdige Menschengestalt Gott, eine Taube den heiligen Geist, ein stilisirtes Pferd ein Pferd bedeuten soll.

Die Nachtheile der Abweichungen erster Art liegen darin, dass danach mit dem sinnlichen Eindrücke zugleich die Anknüpfungspuncte für die Bedeutung dieses Eindruckes abgeschwächt, verkürzt wiedergegeben werden, womit die Kraft und Vollständigkeit des Eindruckes von zwei Seiten zugleich leidet.

Wenn ich ein Gesicht in Wirklichkeit vor mir sehe, so verathen mir nicht nur die bleibenden sondern auch die wechselnden Züge desselben das Leben der Seele dahinter; das gemalte hat bloß bleibende dafür; und indess der Charakterausdruck einer Gestalt vollständig nur in dem Verhältniss hervortritt, in welchem ihre Theile gegen einander vorspringen und zurücktreten, giebt uns das gemalte Bild hievon nur einen abflachenden Schein. Die Statue anderseits lässt die Farbe weg, in der doch so viel von Charakteristik und Schönheit der lebendigen Gestalt liegt.

Die Nachtheile der Abweichungen zweiter Art sind diese. Wir kommen vom natürlichen Leben zur Kunst; aus jenem sind uns die Bedeutungen der Dinge geläufig geworden, nicht aus dieser. Indem nun die Kunst von der natürlichen Ausdrucksweise der Bedeutungen oder natürlichen Bedeutung der Erscheinungen abweicht, empfinden wir entweder einen Widerspruch zwischen der gewollten Bedeutung und dem Ausdruck, der wie jeder Vorstellungswiderspruch missfällt, oder es entsteht eine Schwäche oder Unsicherheit des Eindruckes, oder wir knüpfen gar eine andre als die vom Künstler gewollte Bedeutung an. Kurz wir sind über die Bedeutung der Erscheinungen durch das natürliche Leben, die Wirklichkeit orientirt, finden uns durch jede Abweichung davon mehr oder weniger desorientirt und unterliegen den davon abhängigen Nachtheilen.

Zu diesen Nachtheilen negativer Natur tritt noch der Verlust positiver Vortheile, die unter Umständen durch die treue Wiedergabe zu erreichen wären.

An wie viele Gegenstände der Wirklichkeit knüpft sich doch für uns ein lebendiges Interesse der Art, dass wir uns gern sei es

genau erinnern möchten, wie wir sie gesehen, oder sie genau so zu sagen von Angesicht kennen lernen möchten, wenn wir sie nicht gesehen; und der Kunst vermögen wir diesen Vortheil zu verdanken, wenn sie sich diesen Dank nur verdienen will; aber jede Abweichung derselben von der Natur über das Unvermeidliche hinaus verkürzt den Anlass zu diesem Danke. Das Beispiel des, durch den alten Meister gefertigten, Kaiserbildnisses legt uns diesen Gesichtspunct nahe. Selbst Vertreter der idealistischen Richtung möchte es mehr interessiren, dieses getreuliche Counterfei zu sehen, was den Kaiser so menschlich als er war, dargestellt, als ein idealisirtes Schemen desselben, worin der Künstlergeist die Gestalt des Kaisers im Sinne seiner höheren Idee von demselben auszuprägen gesucht, und jedes Fältchen, was nicht zu diesem idealen Kaiser zu passen schien, wegliess. Nun mag man darauf zurückkommen, solche treue Nachbildungen seien vielmehr Sache der Photographie als der Kunst, und man wird in gewissem Sinne Recht haben, nur damit den Vorzug, den die Photographie in gewisser, ich sage damit nicht in aller, Beziehung vor der Kunst vorausbehält, nicht wegbringen. Wirklich ziehen wir desshalb oft die Photographie, bei der wir wissen, woran wir sind, dem Bilde, bei dem wir das nie recht wissen können, vor und möchte es wünschenswerth sein, zum bessten Bilde von einer uns interessirenden Persönlichkeit noch eine gute Photographie derselben zu haben, stimmt diess schon nicht zu der oft gehörten Aeusserung, dass jedes gute Bild uns mehr von dem uns interessirenden Wesen der dargestellten Persönlichkeit giebt, als die besste Photographie. Was aber von diesem Ausspruche richtig ist, hängt nicht sowohl an Abweichungen des Bildes von der Natur, als daran, dass der Künstler einen besonders charakteristischen und glücklichen Moment der Natur sei es nach der Wirklichkeit selbst oder den Bedingungen der Wirklichkeit, die wir bei Besprechung unsrer Frage überall mit zur Natur rechnen, besser wählen, als der Photograph zufällig treffen kann; ja das Sitzen einer Person vor dem Photographischen Apparate ist wohl eine der ungünstigsten Bedingungen, den günstigsten Moment treffen zu lassen.

Ich habe sagen hören, dass man dem Landschafter, der eine wirkliche Gegend zum Motiv seiner gemalten nimmt, selbst mit Rücksicht auf das Interesse, was jemand an der wirklichen nehmen mag, doch Abweichungen davon in so weit gestatten

könne, als in der nie ganz scharfen Erinnerung die Abweichungen nicht spürbar werden. Aber im Gegentheil verkürzt er gerade dadurch den Vorthail, den das treue Gemälde bieten könnte, das in der Erinnerung undeutlich Gewordene deutlich herzustellen und aufzubewahren. Ich sage nicht, dass Landschaften in jenem Sinne nicht gemalt werden sollen, insofern Kunstlandschaften überhaupt mehr bestimmt sind, uns schöne Gegenden zu schenken, als an wirkliche zu erinnern; insofern sie aber den Anspruch machen, Letzteres zu thun, haben sie zum Zweck auch das Mittel zu wollen.

Muss man nicht auch im sprachlichen Gebiete zugeben, dass uns der Inhalt einer Geschichte noch einmal so sehr interessirt, wenn wir wissen, so ist sie geschehen, als wenn wir wissen, so ist sie nicht geschehen; dass bei dem Lesen eines historischen Romanes ein störendes Gefühl der Ungewissheit mitgeht, wie viel wahr und wie viel nicht wahr sei; ja wohl manchen Roman, der sich den Anschein gab, eine wahre Geschichte zu sein, haben wir aus der Hand gelegt, so wie wir merkten oder erfuhren, er wolle uns nur täuschen. Dieses Interesse an der Wiedergabe der Wirklichkeit steigert sich nach Massgabe als sie uns näher selbst betraf. Nun kann ein Kunstwerk, wenn schon nicht allein auf diess Interesse speculiren, soll es den Namen eines Kunstwerkes verdienen, doch unter Umständen einen Theil seiner Wirkung ihm verdanken, hierauf allerdings mit speculiren.

Kurz, die Aufbehaltung, Vergegenwärtigung, Wiedergabe dessen, was ins menschliche Leben an irgend einem Punkte bedeutungsvoll eingriff, die Befriedigung des Verlangens, das was uns durch seine Wirklichkeit interessirte, auch für die Erinnerung so wie es wirklich war, treu aufbehalten zu sehen, ist zwar nicht die alleinige, nicht allein zu berücksichtigende, noch höchste, aber in sofern mitzählende Aufgabe der Kunst, als die Wirkung vieler Leistungen der Kunst durch Mitbefriedigung dieses Interesses zur Höhe auch an Stärke gewinnen kann.

Ganz abgesehen aber von dem so zu sagen stofflichen oder persönlichen Interesse, was jemand an dem Gegenstande einer Kunstdarstellung nehmen mag, macht es dem Menschen an sich ein eigenthümliches Vergnügen, die Natur durch freie Thätigkeit des Menschen treu wiedergespiegelt zu sehen, so dass das dadurch gewonnene Spiegelbild ein Interesse haben kann, wenn der Gegen-

stand selbst keins hat. Ueber die Natur dieses Vergnügens kann man freilich in Zweifel sein, und an Mehrerlei dabei denken.

Liegt der Grund in der Freude an der überwundenen Schwierigkeit der treuen Wiedergabe? Und eine Schwierigkeit der treuen Wiedergabe besteht doch. Gewiss ist, dass überhaupt jede Ueberwindung einer Schwierigkeit durch Wissen, Kraft oder Geschick des Menschen uns ein Gefühl der Bewunderung und hiemit des Gefallens abgewinnt. Zwar lässt sich dagegen einwenden, dass uns ein Kunstwerk gerade am besten gefällt, wenn wir einer überwundenen Schwierigkeit darin gar nicht gewahr werden, es sich vielmehr leicht und wie von selbst gemacht zu haben scheint. Inzwischen wissen wir doch recht wohl, dass das Kunstwerk sich nicht von selbst gemacht hat und hat machen können; und jedenfalls der Kenner findet darin, dass es doch in gewissem Sinne diesen Eindruck macht, den besten und einzigen Beweis, dass die Schwierigkeit wirklich vollständig überwunden ist; auch beim Laien aber könnte ein Gefühl davon unbewusst die Freude an dem Werke mitbestimmen.

Oder liegt der Grund vielmehr in der Befriedigung eines eingeborenen Nachahmungstriebes, der bei Kindern und Wilden noch deutlich genug zu Tage tritt — denn manche sind ja wahre Affen — der zwar später in der Hauptsache von Erziehungseinflüssen und höheren Rücksichten überwogen wird, doch sich noch unwillkürlich bei fehlenden Gegenmotiven geltend macht, wie wenn wir bei Schilderung einer Bewegung sie unwillkürlich gesticulirend nachahmen, der Kegelschieber ein Stück hinter der Kugel herläuft u. s. w., auch wohl noch in der Macht der Mode erkennbar ist, und überhaupt beiträgt, Gemeinsamkeiten in der Menschheit zu erzeugen? Könnte nun nicht der eingeborene instinctive Trieb zur Nachahmung mit einem eben so instinctiven Gefallen daran in Beziehung stehen, was wenn auch von vorn herein weniger rege und leichter von Gegenmotiven überwuchert als der Trieb, doch bei recht vollkommener Nachahmung zum Durchbruch käme.

Ich erinnere mich noch aus meiner Studentenzeit, wo ich ein Collegium der Physik bei Prof. Gilbert horte, wie derselbe, mit der Kreide vor der schwarzen Tafel stehend und sich auf einem Beine hin- und herwiegend, jede Bewegung, von der er sprach, aufwärts, abwärts, horizontal, geradlinig, krummlinig, schwingend, schnell, langsam mit einem entsprechenden Kreide-

strich auf der Tafel begleitete, so dass nach manchen Stunden die ganze Tafel mit einem kunterbunten Gemisch solcher Kreidestriche durchsetzt war.

Oder endlich: liegt der Grund in dem nicht minder eingeborenen Gefallen an Wahrheit, Widerspruchslosigkeit, drohendem Widerspruch gegenüber? Von einer Seite besteht die Voraussetzung, dass das Bild seinem Gegenstande gleiche; und je nachdem dieser Voraussetzung durch die Vorstellung, die das wirkliche Bild erweckt, widersprochen oder entsprochen wird, kann nach dem, im VII. Abschnitte besprochenen Princip, Unlust oder Lust entstehen.

Vielleicht tragen alle diese Gründe zum Gefallen an der gelungenen Nachahmung bei; gewiss jedenfalls der letztere. Und da mit der Schwierigkeit genauer Nachahmung die Gefahr des Widerspruches wächst, so wird natürlicherweise auch das Gefallen an der Ueberwindung der Gefahr damit wachsen, also der erste Grund mit dem letzten in Eins zusammengehen. Doch überlassen wir der Psychologie, genauer auszuklügeln, was das Hauptbestimmende bei dem Gefallen an gelungener Nachahmung ist, und halten uns hier einfach an die Thatsache.

Schon Hogarth weist auf dieselbe und ihre Gründe hin, indem er sagt (Zergliederung der Schönheit, S. 4): »Es steckt wirklich in unsrer Natur von Kindheit an eine Liebe zur Nachahmung, und das Auge wird oft durch Nachäffung vergnügt sowohl als auch in Erstaunen gesetzt, und ergötzt sich an der Genauigkeit der Copieen.«

In der That erscheint es uns das Lustigste, was es giebt, die Stimme und Geberden eines Menschen durch einen Andern genau nachgeahmt zu sehen, so lange wir nicht unser moralisches Gefühl durch die Absicht des Spottes dabei verletzt finden; ja das so zu sagen instinctive Gefühl der Lust an der gelungenen Nachahmung kann selbst die moralische Unlust an dem Zwecke derselben so überbieten, dass wir sie uns gefallen lassen, wenn der Spott nicht gar zu bössartig ist. Warum aber sollte das Gefallen an gelungener Nachahmung, was sich ausserhalb der Kunst geltend macht, nicht auch in der Kunst sich geltend machen? Und wozu die Frage! Fraglos macht es sich geltend.

Denn wer möchte in Abrede stellen, giebt er sich anders klare und unbefangene Rechenschaft von den Gründen seines Eindruckes, dass die Lust, einen Schauspieler zu sehen, der seine

Rolle ganz aus dem Leben greift, das Gefallen an einem niederländischen Genrebilde, was eine Schenkenscene getreu nach den Bedingungen der Wirklichkeit auf der Leinwand widerspiegelt, an einer Landschaft, in welcher der Natur ihre feinsten Tinten abgelauscht sind, wesentlich mit — ich hüte mich wohl zu sagen, allein — auf der Freude an der gelungenen Nachahmung der Natur beruht, nicht blos darauf beruht, dass eine interessirende Scene uns vorgeführt wird, da uns vielmehr die Scene in der Natur selbst oft wenig interessiren würde, auch nicht blos auf der stillvollen Behandlung derselben, da sich vielmehr der Stil sehr zu hüten hat, nicht Abänderungen zu treffen, wodurch diese Freude zu sehr verkürzt wird. Wenn es aber Bilder giebt, worin sie doch sehr verkürzt ist, so müssen sie es, um noch zu gefallen und Gefallen zu verdienen, durch andre Vorzüge vergüten, wie umgekehrt der Mangel anderer Vorzüge theilweis durch den hier betrachteten vergütet werden kann. Alles darauf zu geben, fällt uns ja nicht ein.

Mag man nun auch diesem Vergnügen an sich selbst, so wie es sich ausserhalb der Kunst beweist, keine hohe Bedeutung beilegen, und der Kunst nicht zumuthen, es nackt für sich zu erzeugen, so ist es mit diesem wie mit andern Elementen oder Bedingungen des Gefallens, deren sich die Kunst zur Hervorbringung einer gefallenden Totalwirkung bedient, die auch für sich kein Kunstwerth geben, und doch nach dem Hülfsprincipe im Zusammenwirken mit anderen und Eingehen in höhere Bedingungen des Gefallens mächtig zur Steigerung desselben im Ganzen beitragen. So auch, indem die gelungene Naturnachahmung sich mit andern Elementen des Gefallens verbindet, etwa beiträgt, eine, wenn selbst an sich nur wenig werthvolle oder interessirende Idee anschaulich auszuprägen, vermag sie das Gefallen zugleich durch ihren eigenen Lustwerth zu erhöhen und zwar mehr zu erhöhen, als nach ihrem Lustwerth für sich vorauszusetzen.

Auch würde es unrecht sein, zu sagen, dass man das Gefallen an der gelungenen Nachahmung der Natur erst absondern müsse, um die reine Kunstfreude zu haben; es gehört vielmehr ganz eigentlich dazu; und jeder Kenner wie Laie wird bei seiner Schätzung eines Kunstwerkes dadurch mitbestimmt, ja oft hauptsächlich dadurch bestimmt.

Natürlich kann uns die Natur selbst das betreffende Vergnü-

gen nicht machen, weil eben erst die Nachahmung der Natur es macht; und hierin liegt ein Vortheil der nachahmenden Kunst vor der dadurch nachgeahmten Natur selbst, den ich als solchen nicht nur von den Idealisten ganz verkannt, sondern überhaupt fast niemals recht gewürdigt finde, indem auch die Realisten, welche das Wesen der Kunst hauptsächlich in Nachahmung der Natur suchen, den Werth der Nachahmung vielmehr nur im Werthe der abgespiegelten Natur als in dem Werthe der Abspiegelung suchen, oder beides wenigstens nicht klar als unterscheidbare Momente vor Augen haben. *) Sagt doch Herbart (Ges. W. II. 111), um der Nachahmung der Natur durch die Kunst den ästhetischen Werth abzusprechen: »Die Nachahmung ist höchstens eben so schön als das Urbild.« Im Gegentheil kann vielmehr ein Schauspieler die Rolle eines Bösewichts oder Narren sehr schön geben; man muss nur berücksichtigen, dass die Schönheit einer künstlerischen Darstellung sich nicht blos nach der Beschaffenheit und den eigenen Verhältnissen ihres Gegenstandes, sondern auch nach dem Verhältnisse der Darstellung zum Gegenstande richtet, und sie nicht nach einem doctrinären Begriffe von ihrem Wesen, sondern dem im Leben gültigen von ihrer Leistung beurtheilen.

Durch welches Motiv immer die Kunst veranlasst werden kann, von der Naturwahrheit abzuweichen, so trägt deren Verletzung an sich selbst überhaupt nirgends etwas zum Gefallen bei; vielmehr befriedigt jedes Kunstwerk um so mehr, je mehr die treue Nachahmung der Natur noch mit den durch die Kunst bezweckten höheren Vortheilen vereinbar ist, nur dass diese Vereinbarung nicht über gewisse Gränzen hinaus reicht.

Und was ist es nun, was die aufgezählten mannichfachen Nachtheile der Abweichung der Kunst von der Natur so weit zu

*) Nur bei Burke (Vom Schönen und Erhabenen S. 74) erinnere ich mich, einer klaren Unterscheidung und richtigen Würdigung in dieser Beziehung begegnet zu sein, indem er sagt: »Wenn der im Gedicht oder im Gemälde vorgestellte Gegenstand so beschaffen ist, dass wir keine Begierde haben würden ihn zu sehen, wenn er wirklich wäre. dann ruht seine Kraft im Gemälde oder dem Gedicht lediglich von der Kraft der Nachahmung her und von keiner in dem Dinge selbst wirkenden Ursache. So verhält es sich mit den meisten solchen Stücken, die die Maler die stille Natur nennen. In diesen ist eine Hütte, ein Misthaufen, sind die niedrigsten und gemeinsten Küchen-gerathe vermagend, uns Vergnügen zu machen.«

compensiren und selbst zu überbieten vermag, dass eine Kunst gegenüber der Natur nicht nur bestehen, sondern nach gewissen Beziehungen sie zu ergänzen, nach andern zu übertreffen vermag?

Mit einer einfachen Phrase aus den Begriffen der Kunst und Schönheit heraus wird sich die Antwort wieder nicht geben lassen; sondern wie die Nachtheile werden die gegenüberstehenden Vortheile in Betracht zu ziehen sein, da sie zum Theil gar nicht auf einander zurückführbar sind, und die Conflictte derselben mit den Nachtheilen sich nicht verstehen und klären lassen, wenn man nicht auf jene in entsprechender Weise als auf diese im Besondern eingeht. Vor Allem aber ist einer wichtigen Selbsthülfe der Kunst jenen Nachtheilen gegenüber zu gedenken.

Die Nachtheile, welche davon abhängen, dass wir von vorn herein nur im natürlichen Leben, nicht im Kunstleben heimisch und orientirt sind, lassen sich, wenn nicht ganz aufheben doch dadurch mindern, dass wir uns im Kunstleben heimisch machen, wodurch eine neue Orientirung entsteht, welche die natürliche Orientirung bis zu gewissen Gränzen ersetzen kann. In dieser Hinsicht wie noch nach andern Hinsichten haben die Kenner allerdings ganz Recht, dass der Mensch durch Kunst zum Genusse der Kunst, zum Urtheil über Kunst, erzogen werden müsse. Das Leben in der Kunst muss in der Wirkung der Kunst nothwendig in Rechnung gebracht werden, sonst vernachlässigt oder unterschätzt man einen Hauptfactor dieser Wirkung.

In der That, durch das Leben in der Kunst lernen wir Bedeutungen, welche die Kunst gewissen Formen geradezu octroyirt, fast eben so geläufig daran knüpfen, als an die Formen der Natur, und lassen uns selbst die grössten Naturwidrigkeiten, wie Centauren, Minotauren, Sirenen, Sphinxen, Satyrn mit Bocksfüssen, Gestalten über den Wolken, Engel mit Flügeln, marmor- und gypsweisse Statuen, gefallen, ohne dadurch gestört zu werden. Gehören sie nicht in die natürliche Welt, so gehören sie eben in die Kunstwelt, und haben darin ihre Leistungen so gut als die natürlichen Geschöpfe in der natürlichen Welt; Leistungen, ohne welche die Kunst manche ihrer höheren Aufgaben gar nicht erfüllen könnte. Aber nur in der Kunst selbst lernt man sich damit befreunden, indem man ihre Bedeutung darin verstehen lernt oder einfach, sich an gegebene Bedeutungen derselben gewöhnt. Und eben so kommt man bald dahin, der Kunst Alles zu erlassen und nichts zu

vermissen, was ihr zu leisten unmöglich oder nur zu schwer fällt; anderseits Freude an der Ueberwindung von Schwierigkeiten zu finden, welche der in die Kunst Uneingeweihte nicht kennt, so wie an dem historischen Fortschritte in dieser Ueberwindung, den er eben so wenig kennt. Aus all' dem aber erwächst dem Kunst-Freunde und Kenner ein wesentlich anderer Massstab der Schätzung eines Kunstwerkes, als nach dem blossen Grade seiner Uebereinstimmung mit einem Naturwerk, der zusammen mit dem stofflichen Interesse den alleinigen oder Hauptmassstab für den in die Kunst Uneingeweihten bildet.

Jedoch besteht nicht darin die rechte Bildung durch die Kunst für die Kunst, noch die rechte Gewöhnung, sich überhaupt irgendwelche Naturwidrigkeiten von ihr gefallen zu lassen, da vielmehr die Gewöhnung eben so gut eine schlechte als eine rechte sein kann, sondern erstens sich die nothwendigen gefallen zu lassen, zweitens die nicht nothwendigen gefallen zu lassen, welche wesentliche Vortheile einbringen; sonst würden trotz der Gewöhnung Nachtheile aus folgenden Gesichtspuncten bleiben.

Erstens: Bedeutungen, welche die Kunst uns octroyirt, stehen im Conflict mit solchen, welche wir aus dem natürlichen Leben schöpfen, nothwendig an Kraft gegen diese zurück, da wir in der Natur in der Regel, in der Kunst nur ausnahmsweise leben, und erfahren selbst im Zusammenhange der Kunstbetrachtung eine stille Gegenwirkung von denselben. Zweitens: die Gewöhnung, uns gewisse Abweichungen von der Natur gefallen zu lassen, kann zwar das Missbehagen heben oder mindern, was aus Verletzung der Naturwahrheit erwächst, aber uns für den Verlust des Vergnügens, was uns die treue Wiedergabe der Natur macht, nicht entschädigen. Drittens: Abweichungen der Kunst von der Natur, die auf keinen haltbaren Motiven beruhen, d. h. keine Vortheile einbringen, welche die Nachtheile vergüten, können zwar in einer gewissen Schule, einem gewissen Volke, durch eine gewisse Zeit geduldig, geläufig und genehm werden, aber können sich nicht allgemein und auf die Dauer in der Kunst halten, weil ein Princip der Gemeinsamkeit und Haltbarkeit fehlt. Ein darauf eingerichteter Geschmack behält also statt objectiver Berechtigung nur subjective Gültigkeit und die Schätzung der Kunstwerke, die demselben huldigen, ist vergänglich.

Demnach wird die Kunst zwar mit darauf fussen können, ja

müssen, dass das Leben in der Kunst die Nachteile ihrer Abweichungen von der Natur bis zu gewissen Gränzen zum Verschwinden bringt; aber unversöhnte Nachteile würden bleiben, wenn sie nicht dieselben mit positiven Vortheilen überböte.

Am wenigsten aber entgehen diesen Nachtheilen Künstler, welche entweder kein Bewusstsein derselben haben oder keine Nachteile darin sehen; und zum Beweise, dass es nicht an solchen fehlt, will ich von genug zu Gebote stehenden Beispielen nur ein von gewisser Seite eben so niedliches als von der andern crasses anführen. *)

Der bekannte Landschaftsmaler Ed. Hildebrandt hatte in seinem grossen Landschaftsbilde, benannt »Am Weiher« einigen am Wasser stehenden Störchen widernatürlich dicke Beine gegeben. Als man ihn darauf aufmerksam machte, und es »unatürlich« fand, erwiderte er: »Ich weiss sehr wohl, dass die Störche in der Wirklichkeit dünnere und auch längere Beine haben, aber was kann ich dafür, dass die Natur diess gethan? Man kann von mir nicht verlangen, dass ich ihre Fehler nachmache.«

Wie man nun auch sonst Schönheit definiren mag, jedenfalls soll ein möglichst reines Wohlgefallen dadurch erzeugt werden. Jeder aber wird zugeben, dass die Unlust aus dem Widerspruche zwischen der Erscheinung der Beine und der Bedeutung als Storchbeine oder aus der Unsicherheit über die Bedeutung ob Storch oder nicht Storch, hier jeden Lustvortheil überbieten musste, den man etwa durch eine an sich schönere Form des Storchs, sollte auch eine solche durch Verdickung seiner Beine erzielbar sein, erlangen konnte.

Indem wir uns nun zu den positiven Vortheilen, welche durch den Nachlass von der vollen Naturwahrheit erreichbar sind, wenden, steigen wir dabei von mehr äusserlichen und niedern zu mehr innerlichen und höhern auf.

Die Natur bietet uns wegen der Unmöglichkeit oder Schwierigkeit, einen Gegenstand oder ein Ereigniss aus einem Raum, einer Zeit in die andere zu versetzen, der Anschauung unzählige Schwierigkeiten dar, welche sich durch die Kunst bis zu gewissen Gränzen überwinden lassen, indem sie den Gegenständen leicht transportable, aus beliebiger Nähe zu beschauende, leicht zu ver-

vielfältigende, Abbilder substituirt, und von den in der Wirklichkeit flüchtig vorübergehenden Ereignissen den interessantesten oder werthvollsten Moment festhält. Das Alles aber kann nur geschehen, indem sie von der Naturwirklichkeit die eine oder andere Seite Preis giebt, Grosses ins Kleine zieht, die Tiefe auf die Fläche projicirt, die Bewegung auf den Moment reducirt, das pulsirende Leben auf die todte Leinwand oder in den starren Stein bannt. So kann man eine wirkliche Landschaft nicht ins Zimmer hängen, die entfernteste nicht herbeizaubern, den günstigsten Standpunct dazu nicht so leicht finden, dem Moment schönster Beleuchtung keine Dauer verleihen; die gemalte Landschaft gewährt uns mit Allem, worin sie gegen die natürliche zurücksteht, diese grossen Vortheile vor derselben, und von welcher Masse interessanter Scenen sieht man die interessantesten Momente in den Räumen eines Museum für immer aufbehalten.

Das sind in der That nur äussere aber immerhin sehr wichtige Vortheile der Kunst, die allein schon hinreichen würden, sie mit allen ihren nothwendigen Unvollkommenheiten zu rechtfertigen, und wodurch wirklich viele möglichst getreue Nachahmungen der Kunst gerechtfertigt werden, bei denen die Kunst eben nichts von Naturwahrheit Preis giebt, als was sie wegen Unzulänglichkeit ihrer Mittel nicht erreichen kann oder wegen verhältnissmässig zu grosser Kosten an Zeit, Raum, Mühe, Mitteln zu erreichen verzichtet. Zu solchen möglichst getreuen Naturnachahmungen gehören nicht nur die Illustrationen von naturgeschichtlichen und ethnographischen Werken, sondern auch Veduten von Gegenden und Portraits von Personen, bei denen es uns mehr interessirt, möglichst genau zu wissen, wie sie sind als wie sie ein Künstler aus höheren Schönheitsrücksichten hat darstellen wollen. Gehört nun auch all' das noch nicht ins höhere Kunstgebiet oder Kunstgebiet in dem engern Sinne, von dem man sprechen kann, so gehen doch die meisten vorigen Vortheile beim Eintritt in dasselbe nicht verloren, sondern treten mit hinein, verdienen also auch im engern Kunstgebiete keinesfalls unterschätzt zu werden. Fragt man aber endlich nach den höheren Vortheilen, die durch freiere Abweichungen erreichbar sind, so werden wir nicht nur nichts Falsches sagen, sondern es auch mit ziemlich hergebrachten Ausdrücken sagen, wenn wir antworten:

Die Kunst kann uns dadurch, dass sie den sklavischen

Anschluss an die Natur aufgiebt, in eine höhere, reinere, klarere Welt erheben, als die gemeine Wirklichkeit, in eine Welt, worin das Wesen, die Idee, die reine Natur der Dinge, die in der Wirklichkeit nur getrübt, gestört, verworren, unvollkommen oder gar nicht sichtbar ausgeprägt erscheint und Seitens der Wissenschaft nur der verstandesmässigen Einsicht unterliegt, uns unmittelbar anschaulich entgegenleuchtet, in einer Form entgegenleuchtet, welche den Geist leicht anspricht, zu wohlthuender Bethätigung anregt und unmittelbar mit Lust erfüllt. Damit gewinnen wir auf Kosten der Naturwahrheit, was man höhere Wahrheit nennen kann und nennt. Nur bedarf eine solche Zusammenfassung der ganzen höheren Leistung der Kunst in wenig Worte noch einer genauern Auslegung und Ausbreitung des Allgemeinen in das darunter gefasste Besondere. Beschränken wir uns auf die Hauptpuncte in dieser Hinsicht.

Die Natur bietet uns Vieles, was durch ursächliche, teleologische, ethische, gemüthliche, begriffliche, kurz ideelle Beziehungen irgend welcher Art verknüpft ist, so in Zeit und Raum auseinanderliegend oder so durch andere Gegenstände verdeckt oder durch Zufälligkeiten und Nebendinge gestört dar, dass diese Beziehungen sich in der Anschauung nicht leicht noch rein, wenn überhaupt geltend machen können. Insofern es aber ein Interesse oder einen Werth für die Menschen haben kann, sich dieser Beziehungen der Wirklichkeit geistig zu bemächtigen, kann die Kunst dadurch, dass sie die Gegenstände der Wirklichkeit in demgemäss abgeänderter Weise zusammenstellt, zusammenzieht, von Hindernissen der Anschauung, störenden Zufälligkeiten, unwesentlichen Nebendingen und unwichtigen Details frei darbietet, jenem Bedürfnisse entgegenkommen.

Die Kunst kann ferner dadurch, dass sie Dinge der Wirklichkeit vielmehr so darstellt, wie wir wünschen möchten, dass sie wären oder wie sie sein sollten, als wie sie wirklich sind, uns Musterbilder vor Augen stellen, deren Betrachtung uns theils an sich Genuss gewährt, theils unsern Sinn veredelt und unser Streben in gutem Sinne richtet; von andrer Seite dadurch, dass sie das Böse der Gerechtigkeit anheimfallend, unverschuldetes Leid sich versöhnend darstellt, unserer Ansicht von einer guten und gerechten Weltordnung dienen.

Die Kunst kann endlich dadurch, dass sie Gegenstände, die

zwar nicht in der Welt der äusseren Wirklichkeit wohl aber in der des religiösen Glaubens oder auch uns der Mythos oder Märchens existiren, veranschaulicht, dem öffentlichen Cultus und der Privatandacht Hülfe bieten, die Schönheitsfoderung durch Formen, die in der gemeinen Wirklichkeit nicht zu finden, befriedigen, die Phantasie ernst oder anmuthig beschäftigen, und kann selbst die trockne und langweilige Darstellung allgemeiner Begriffe und Ideen in Worten durch Bilder ersetzen.

In Besprechung dieser Verhältnisse spielen drei Begriffe eine Hauptrolle, indem sie die Hauptabweichungen der Kunst von der Natur, wodurch die Kunst ihre höheren Vortheile erreicht, aus verschiedenen, sich ergänzenden Gesichtspuncten bezeichnen und dadurch zu Angelpuncten werden, um welche sich die ganze höhere Kunstbetrachtung dreht, die Begriffe des Stilisirens, Idealisirens und Symbolisirens, Begriffe, welche weder in der Betrachtung der Natur noch der sog. nützlichen Künste Anwendung finden. Hierauf näher einzugehen, wird einigen späteren Abschnitten vorbehalten sein. Vorläufig nur einiges ganz Allgemeine.

So gross die Vortheile sind, welche die Kunst nach den genannten Beziehungen über die reine Naturnachahmung hinaus zu erreichen vermag, darf man doch nicht vergessen, dass ein Conflict mit den Nachtheilen der Abweichung stets bestehen bleibt. Mag also die Kunst stilisirend, idealisirend, symbolisirend von der Natur abweichen, wird es doch nur so weit geschehen dürfen, als es zur Erlangung der Vortheile nothwendig ist und als diese in Uebergewicht gegen die Nachtheile bleiben; ja die Abweichung von der Natur wird so viel als möglich im Sinne der Natur selbst geschehen müssen. Die Kunst mag geflügelte Engel darstellen, weil sie sonst die himmlische Herrlichkeit und Botschaften Gottes an die Menschen nicht darzustellen vermöchte; aber sie wird die Flügel, das Schweben und Fliegen so natürlich als möglich darstellen müssen. Sie wird einem Jupiter, einer Venus eine Gesichtsbildung und Züge geben dürfen, wie sie nirgends in der Wirklichkeit gefunden worden sind noch zu finden erwartet werden können, aber doch nur solche, welchen die Natur um so näher kommt, je erhabnere und schönere Persönlichkeiten sie darstellt, und die auch, kämen sie wirklich in der Natur vor, den Eindruck der erhabensten und schönsten Persönlichkeiten machen würden.

Sie wird in der Detailausführung eines Gemäldes von der Naturwahrheit nachlassen dürfen; aber nur so, dass der naturwahre Gesamteindruck dadurch vielmehr gewinnt als verliert. Sie wird von einer Scene jede Zufälligkeit absondern dürfen, welche die Auffassung des Gehaltes der Scene, um den es uns zu thun ist, stört, alle Gestalten so stellen und gruppiren dürfen, dass wir uns des Sinnes der ganzen Scene leichter als in der Wirklichkeit bemächtigen können, aber es doch nicht anders dürfen, als es die Wirklichkeit selbst thut, wenn sie uns einmal etwas recht klar und deutlich vor Augen stellt; nur dass die Kunst das, was die Natur blos ausnahmsweise bald blos nach dieser, bald nach jener Seite thut, als Regel nach allen Seiten zugleich thut und doch nicht weiter thut, als es die Natur im günstigsten Falle auch vermöchte.

Mit all' dem freilich wird die Kunst, wenn sie Gott oder als göttlich gedachte Persönlichkeiten u. s. w. darstellen will, weit hinter der Idee zurückbleiben und dadurch in relativen Nachtheil Kunstwerken gegenüber gerathen, welche einer an sich niedrigeren Idee vollständiger mit naturwahrer Darstellung gerecht zu werden vermögen. Gewiss ist, dass der Eindruck des eigenthümlichen Genügens, welchen die besten realistischen Darstellungen von Gegenständen und Scenen, die noch ganz ins Gebiet der Wirklichkeit gehören, in dieser Hinsicht machen, von idealistischen Darstellungen, welche sich mit überwirklichen Gegenständen befassen, nicht erreicht werden kann. Wogegen realistische Darstellungen von menschlich noch so sehr interessirenden Scenen mit ihrem Anschlusse an die Naturwahrheit die Tragweite und Höhe des Eindruckes nicht erreichen können, welchen die besten idealistischen machen, und keiner gleichen Durchbildung der Schönheit im Einzelnen Raum geben; was nicht hindert, dass manches kleine Genrebild einem grossen religiös-historischen Gemälde aus obigem Gesichtspuncte in der Schätzung den Rang ablauft. Ja könnten die Gegenstände religiöser Andacht adäquat dargestellt werden, wer möchte ein Genrebild dagegen hoch schätzen; aber der ungeheure Nachtheil, in dem das religiöse Bild in Betreff der Möglichkeit wahrer Darstellung seines Gegenstandes gegen das Genrebild steht, compensirt in gewissem Sinne den ungeheuren Vortheil, in dem es gegen dasselbe durch den Werth der dargestellten Idee steht. Da nun die Kunst in derselben Richtung nicht alle Vortheile zu vereinigen vermag, muss man ihr gestatten, sie

in der Gesammtheit der Richtungen zu erreichen; und wenn beide Richtungen einander scheele Blicke zuzuwerfen pflegen, verdienen es beide eigentlich nur dadurch, dass sie es thun.

Eine der einfachsten und allgemeinsten Regeln, die man dem Künstler in Sachen unsrer Frage geben kann, ist die, dass er die Wirklichkeit mit seinen Formen nur in so weit überschreite, als er sie mit einer zur Darstellung berechtigten Idee überschreitet, dass er aber auch jenes thue, sofern er dieses thut. So selbstverständlich diese Regel scheint, indem es nur die Regel ist, Darstellungs-Stoff und Form einander angemessen zu halten, giebt es doch kaum eine Regel, die häufiger verletzt wird, namentlich von erster Seite. Denn nach dem missverstandenen Princip, dass die Kunst Darstellung des Schönen sein solle, meinen viele Künstler, die unschöne Natur verschönert wiedergeben zu müssen. ohne zu bedenken, dass sie damit einen Widerspruch mit der Wahrheit heraufbeschwören, der, rücksichtslos auf Schönheit oder Unschönheit des Gegenstandes, der Schönheit seiner Darstellung Abbruch thut. Nicht minder, nur von andrer Seite her, wird aber die Wahrheit verletzt, wenn überwirkliche Gegenstände in Formen gemeiner Wirklichkeit dargestellt werden. Im Sinne des ersten Fehlers sahen wir Hildebrandt die Storchbeine verdicken und verkürzen, und sehen wir in den meisten Bildern sog. grossen ja oft selbst kleinen Stils gemeines Volk in schönen neuen Kleidern, mit idealen Gesichtstypen und in möglichst anmuthigen Stellungen dargestellt. Man nennt das wohl auch höhere Wahrheit, was vielmehr höhere Unwahrheit ist. Den zweiten Fehler doch meist mehr aus Ungeschicklichkeit als Princip begangen, bieten manche ältere Bilder dar, sofern Gott Vater, die Madonna, das Christkind darin mit gemeinen, ja hässlichen Zügen erscheinen.

In erster Beziehung ist freilich ein Conflict zu berücksichtigen. Die Lust aus directer Anschauung von Schönheit und Anmuth dessen, was wir vor uns sehen, kann die Unlust aus dem Widerspruche, der in Verletzung der Wahrheitsforderung liegt, überbieten, zumal wenn die Kunstgewöhnung solchen nicht mehr fühlbar macht; und in der That hat Kunstgewöhnung uns in dieser Hinsicht viel vertragen gelehrt, fraglich ob nicht zu viel, und ob nicht eine künftige Kunstgewöhnung die jetzige in dieser Hinsicht rectificiren wird. Man traue doch der jetzigen nicht gar zu sehr, und sollte überhaupt mehr als es geschieht, überlegen,

ob nicht Manches, was man für Sache der Kunstberechtigung hält, nur Sache einer Kunstgewöhnung ist, die besser durch eine andere vertreten würde. Es frommt der allgemeinen Geistesbildung nicht, den an sich berechtigten höheren Reiz, der in anschaulicher Erfüllung der Wahrheitsfoderung liegt, dem Reize an sich schöner aber unwahrer Formgebung nachzusetzen; wer sich daran gewöhnt, büsst dadurch an Empfänglichkeit selbst für jenen Reiz ein, und verliert im Ganzen mehr und Besseres als er durch die falsche Gewöhnung von andrer Seite gewinnt. Mit all dem aber bleibt folgender Gegenrücksicht Raum.

Die Wahrheitsfoderung ist der Kunst mit der Wissenschaft gemein, aber für beide von verschiedenem Gewicht. In der Wissenschaft ist ihre Erfüllung wesentlicher Zweck und um jeden Preis von ihr anzustreben, mag sie gefallen oder nicht gefallen; der Kunst ist sie nur ein Hauptmittel zum Zweck, was nie anders als nach untergeordneten Beziehungen andern Mitteln weichen sollte, doch wirklich nach solchen einer Uebermacht andrer weichen darf. Zuzugestehen ist, dass eine bestimmte Gränze in dieser Beziehung nicht festzustellen ist; man kann eben nur im Allgemeinen sagen, es muss dann geschehen, wenn Vortheile der Verletzung ihre Nachtheile überwiegen. Das kann sich für verschiedenen Geschmack verschieden stellen, und gehört zu den Fällen, wo es nicht leicht oder möglich ist, über die grössere oder geringere Berechtigung des einen oder andern Geschmackes zu entscheiden. (Vgl. Th. 1. S. 258.); indess man sich doch immer der dabei abzuwägenden Gründe bewusst werden kann. Wiederholt werden wir bei unsern künftigen Betrachtungen hieran erinnert werden; aber betrachten wir zunächst nur ein Beispiel.

In der Pieta von Michel Angelo hält eine sitzende Madonna den Christus-Leichnam auf dem Schoosse liegend. In der Pieta von Rietschel hat eine knieende Madonna den Christusleichen gerade vor sich liegen. Beide Werke lassen sich im Leipziger Museum gut vergleichen, indem sie sich an den entgegengesetzten Enden des Saales gegenüberstehen. Beides sind Werke von grosser Schönheit, jedes nur in anderem Sinne, worauf hier nicht ausführlich einzugehen, um nur folgenden Punct ins Auge zu fassen. Trotz dem, dass das Verhältniss des Christus zur Madonna in der Pieta von R. naturwahrer als in der von M. A. ist, wird man es doch in letzterem Werke entschieden schöner als in ersterem finden, indem

der Vortheil der Naturwahrheit dort durch andre Vorzüge hier überwogen wird. In der *Pieta* von R. ist der Christus-Leichnam der eines voll ausgewachsenen Mannes, welcher sein natürliches Grössenverhältniss zur Madonna hat. In der *Pieta* von M. A. aber ist der Leichnam der eines nicht recht vollwüchsigen Mannes, welcher gegen die Grösse der Madonna etwas zurücksteht, was naturwidrig ist. Aber mit dieser Naturwidrigkeit erkaufte sich M. A. den Vortheil, den Leichnam auf den Schooss der Madonna legen zu können, die Madonna dadurch in das innigste Verhältniss zu ihm setzen zu können, was an ihr erstes mütterliches Verhältniss zu ihm erinnert und gegentheils dem Leichnam über den Knien eine bewegte Lage geben zu können, wogegen die starre Ausstreckung des Christus-Leichnams vor der R.'schen *Pieta* sehr in Nachtheil steht. Es ist wie Fluss gegen Eis. Man findet in der That das Verhältniss in der *Pieta* von M. A. so schön, dass man über die dabei unterlaufende Naturwidrigkeit wegsieht, ohne dadurch gestört zu werden, wozu freilich zweies mit gehört, erstens dass die Verjüngung des Christus sehr massvoll gehalten ist, zweitens dass man in dieser idealen Sphäre überall gewöhnt ist, von den Foderungen an strenge Naturwahrheit nachzulassen. Weder aber hätte der Christus-Leichnam sehr viel kleiner sein dürfen, wenn sich nicht die Störung entschieden geltend machen sollte, noch die verhältnissmässige Grösse des Christus-Leichnams der R.'schen *Pieta* haben dürfen, um nicht der Madonna eine zu schwere Last aufzubürden und das Nehmen des Leichnams auf den Schooss selbst wider-natürlich erscheinen zu lassen. Die *Pieta* von M. A. möchte ich überhaupt reicher an Schönheit und diese Schönheit romantischer nennen, als die der Rietschel'schen *Pieta*, indess in dieser die Schönheit so zu sagen in eine einfache Natürlichkeit, Würde und Tiefe gekleidet ist, die auch ihren Werth hat. Wer aber kann solche Werke überhaupt mit ein paar Worten erschöpfen wollen.

Schliesslich noch folgende Bemerkung. Es kann sein, dass die allgemein geläufige Vorstellung derer, auf die ein Kunstwerk zu wirken hat, von der wissenschaftlichen, objectiv richtigeren, aber auch nur in wissenschaftlichem Zusammenhange, auf Grund wissenschaftlicher Studien zur Geltung kommenden, Vorstellung des dargestellten Gegenstandes abweicht. In sofern es nun der Künstler nicht für seine Aufgabe hält, noch als Künstler dafür zu halten hat, die wissenschaftliche Vorstellung zu stützen, die

gemeine zu berichtigen, wird er seines Zweckes verfehlen, wenn er sich in seiner Darstellung vielmehr an die wissenschaftliche als geläufige Vorstellung hält, indem der Vorstellungswiderspruch, den er vermeiden soll, vielmehr dadurch entsteht. In der That kommen Conflictе der Art vor, und es wird Gelegenheit sein, hierauf zurückzukommen.

Als der vorstehende Abschnitt schon zum Druck gegeben war, kam mir erst das kurzlich erschienene Schriftchen von Konrad Fiedler »Ueber die Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst, Lpz. Hirzel 1876«, zur Hand, was mir dadurch ein eigenthümliches Interesse erweckt hat, dass es so zu sagen in jedem Punkte den, in diesem und so manchen früheren Abschnitten aufgestellten, Ansichten widerspricht. Nun ruht das Schriftchen von einem, nicht nur privatim in Kunstreisen sehr geschätzten und selbst die Kunst fördernden, Kunstfreunde und Kenner her, sondern ist auch, wie mir bekannt, von andern Kennern wie Künstlern in günstigster Weise aufgenommen worden, und hat eine uneingeschränkt rühmende Besprechung in der Augsb., allg. Zeit. 1876. Beil. Nr. 68 erfahren, ja wird darn als von fundamentaler Bedeutung für die Kunstbetrachtung erklärt; begegnet sich auch wesentlichst mit den Ansichten jenes andern Kunstfreundes, deren ich oben gedachte: und giebt mit all' dem einen nicht uninteressanten Beitrag zur Charakteristik der jetzt herrschenden Kunstansichten. Also mögen wenigstens einige Vergleichspunkte mit unsern eigenen Ansichten, worin sich der Gegensatz besonders geltend macht, einfach aus dem Schriftchen hervorgehoben werden, da sich eine vollständige Analyse desselben hier nicht geben lässt.

Auch nach dem Verf. lassen sich die Abweichungen der Kunst von der Natur nur aus der Kunst selbst verstehen und beurtheilen: »Die Kunst ist auf keinem andern Wege zu finden, als auf ihrem eigenen« (S. 37). Regeln, wonach die Leistungen der Künstler zu beurtheilen, sind überhaupt zum Voraus gar nicht zu geben. »Das Verständniss kann den Leistungen des Künstlers immer nur nach- niemals vorausseilen, und wenn nicht, welche Aufgabe ihm die künstlerische Thätigkeit der Menschen in Zukunft noch stellen wird.« Hienach fällt die ganz Auseinandersetzung von Vortheilen und Nachtheilen der Abweichungen der Kunst von der Natur, auf die oben eingegangen ist, eben so wie nach der Ansicht des obigen Kunstfreundes, von selbst weg; und wenn man nicht wird leugnen können, dass solche factisch bestehen, und sich aus den angegebenen Gesichtspunkten verstehen lassen, so würde doch im Sinne des Verf. eine Rücksichtnahme darauf den Künstler wie Beschauer und Beurtheiler vom rechten Wege der Leistung und Betrachtung nur abführen. Der Künstler soll vielmehr rücksichtslos auf alle ihm zum Voraus zu gebenden Regeln im Drange einer inneren Nothigung (S. 47—51) aus einer, ihn vor den Kunstlaien auszeichnenden, Anschauungsweise heraus produciren (S. 42. 50. 56), und der Kunstgeniessende nur in sofern den rechten Kunstgenuss haben, als er die Thätigkeit des Künstlers in sich zu reproduciren vermag (S. 64). Das Eigenthümliche des Bewusstseins oder der Anschauung aber, aus welcher der Künstler producirt, bestehe darin,

dass er, wie von der Anschauung ausgehe, so auch dabei verharre, weder wie die wissenschaftliche Betrachtung von da zum Begriffe aufsteige [was unstreitig keinen Widerspruch leidet], noch sich von der ästhetischen Empfindung befangen lasse, nicht Reinheit, Reichthum, Fülle der Anschauung dadurch beschränken, noch Besonnenheit, Klarheit storen lasse (S. 5 ff. 29 ff.). Während ich selbst in der von aller Bedeutung entkleideten menschlichen Gestalt nach ihrer rein anschaulichen Seite so zu sagen nur einen symmetrischen Krakehl zu erblicken vermag, will der Verf. überhaupt von einer, über die reine Anschauung hinausgehenden, Bedeutung der Dinge in der bildenden Kunst abstrahirt haben (S. 50. 54). Dieselbe Anschauungsweise, die das Kind hat, ehe sie bei ihm durch Gewohnung an begriffliche Betrachtungen verkummert ist, findet sich nach dem Verf. im Künstler nur gesteigert, ausgedehnt, zu grosserer Klarheit entwickelt. Damit ignorirt oder verwirft der Verf. factisch, wie jetzt in Kunstkreisen allgemein üblich, das von uns für so wichtig gehaltene Associationsprincip, und die ganze (nichts weniger als begriffliche) Entwicklung, welche das Bewusstsein des Künstlers mittelst desselben über das Kind hinaus zu nehmen hat, um dem im gleichen Sinne entwickelten Erwachsenen noch etwas bieten zu können. Die ästhetische Empfindung, wie sie sonst gewöhnlich zum Genusse des Schönen gerechnet und verlangt wird, schliesst der Verf. ausdrücklich von den richtig leitenden Momenten beim Schaffen des Künstlers und der Beurtheilung der Kunstwerke, wie vom Wesen des eigentlichen Kunstgenusses aus, [was doch wohl Vielen zu stark sein dürfte,] kennt hiegegen (S. 28) »eine Lust, eine Freude an dem lebendigen Sein der Dinge, die über Unterschieden, wie dem von schön und hasslich steht, es ist ein Erfassen nicht einzelner, der Empfindung sich enthullender, Eigenschaften, sondern der Natur selbst, die sich erst nachher als die Tragerin jener Eigenschaften beweist«; was mir etwas mystisch erschienen ist; aber etwas Mystik ist ja überhaupt den herrschenden Kunstansichten nicht fremd (vgl. S. 43). Ohne auf den Streit der Formasthetiker und Gehaltsasthetiker einzugehen, erklärt sich der Verf. doch entschieden im Sinne der erstern.

Es ist mit einem Worte eine Vertretung der herrschenden Kunstansichten mit einem in weiten Kreisen willkommen erschienenen Versuche einer Vertiefung derselben, der aber mit dem, in vorliegender Schrift von uns gemachten Versuche, den Absichten und Mitteln der Kunstleistung und Kunstwirkung an den Grund zu gehen, kaum irgendwo zusammenstimmt.

XXIII. Schönheit und Charakteristik.

In analoger Weise als der Streit zwischen Idealismus und Realismus dürfte sich der, nicht damit zusammenfallende aber sich damit verflechtende, Streit zugleich klären und erledigen, ob die Kunst mehr auf Schönheit oder Charakteristik zu gehen habe, und wiefern das Charakteristische selbst zum Schönen zu rechnen sei.

Charakteristisch nennen wir überhaupt die Darstellung eines Gegenstandes, insofern sie die Momente, die ihn von andern unterscheiden, wahr und deutlich, doch ohne Uebertreibung, zur Geltung bringt, denn durch Uebertreibung wird die Charakteristik zur Caricatur.

Eine gelungene Charakteristik gewährt zwei wichtige ästhetische Vortheile, einmal, dass sie durch Erfüllung der Wahrheitsförderung direct zum unmittelbaren Gefallen an einem Werke beiträgt, zweitens, dass sie der Monotonie entgegenwirkt, welche um so leichter Platz greift, je mehr unterscheidende Züge der Gegenstände weggelassen und diese durch Reduction auf einen allgemeinen Typus einander verähnlicht werden.

Insofern nun schön im weitesten Sinne heisst, was unmittelbar Gefallen weckt, eine gelungene Charakteristik aber hiezu beitragen kann, wird sie auch zwar nicht als Schönheit schlechthin, aber zu den Schönheitsbedingungen zu rechnen sein, was nicht hindert, dass sie in Conflict mit andern Bedingungen treten kann. Ist ein Gegenstand an sich selbst hässlich, so muss er, um charakteristisch dargestellt zu werden, auch als hässlich dargestellt werden; und dann kann uns die Darstellung zwar durch ihre Wahrheit gefallen, aber durch ihren Gegenstand missfallen. Und so kann die Charakteristik überhaupt zwar nicht der Schönheit einer Darstellung im weitesten Sinne, in deren Bedingungen sie vielmehr mit eingeht, aber den Bedingungen, die ausser ihr zur Schönheit beitragen, gegenübergestellt werden. Da man nur für die Schönheit abgesehen von Charakteristik eben auch kein anderes Wort als Schönheit hat, so kommt hiedurch die Gegenüberstellung der Charakteristik gegen die Schönheit in einem engern Sinne derselben, der die Charakteristik davon absondert, zu Stande. Ob man aber nach dem weitern Sinne der Schönheit die Charakteristik unter deren Bedingungen mit einrechnen oder

nach dem engern Sinne derselben den andern gegenüberstellen soll, kommt darauf an, ob das Interesse der Betrachtung vielmehr das der Zusammenfassung oder Gegenüberstellung ist. Wo die Gegenüberstellung statt findet, ist sie jedenfalls in vorigem Sinne zu verstehen.*)

Fragt man also, ob die Kunst mehr auf Schönheit oder Charakteristik gehen soll, so sagt diese Frage nichts Anderes, als: soll die Kunst das Gefallen an ihren Werken vielmehr durch Momente, die abgesehen von Charakteristik das Gefallen daran bedingen, wie die Wohlgefälligkeit des Gegenstandes an sich, oder durch die Charakteristik zu erzeugen suchen? Aber diese Frage so allgemein gethan lässt nur die eben so allgemeine Antwort zu: Die Kunst soll überhaupt durch jede Bedingung des Gefallens wirken, wo und so weit eine jede Platz finden kann, jede aber soll im Conflict mit andern so weit zurücktreten, dass doch der grösstmögliche Vortheil des Gefallens im Ganzen dadurch erreicht wird, und die Charakteristik macht hievon keine Ausnahme. Insofern sie aber nach ihrer Beziehung zur Wahrheit eine positive Hauptbedingung höheren und rechten Gefallens und durch Verhütung der Monotonie eine nicht minder wichtige negative Bedingung desselben ist, wird sie überhaupt keine starke Verletzung dulden, ohne dass der Verlust grösser als der Gewinn ist.

Gewiss ist, dass es Kunstwerke giebt, die hauptsächlich durch ihre Charakteristik ansprechen, und dass es andere giebt, die mehr durch Schönheitsbedingungen abgesehen von Charakteristik ansprechen; und man sieht nicht ein, warum es nicht sowohl diese als jene geben soll, da sich nun einmal nicht alle Bedingungen der Schönheit in gleichem Grade vereinigen und zu gleichem Grade steigern lassen.

Cornelius freilich, — um nur einer Hauptautorität von dieser Richtung das Wort zu leihen — hat unter den Regeln, die er seinem Schüler Max Lohde als eine Art Vermächtniss hinterlassen, auch die: »Streben Sie mehr nach der Schönheit als nach der Charakteristik. Oft wirkt ein einfach schönes Antlitz mehr, als alle Betonung des Individuellen.«**)

*) Aehnlich als mit Schönheit und Charakteristik in der bildenden Kunst verhält es sich in dieser Beziehung nach Abschnitt XV mit Schönheit und Zweckmassigkeit in der Baukunst.

**) K. v. Lutzows Zeitschr. f. bild. K. 1868 S. 86

Aber man bemerke, dass diese Regel von einem Künstler gegeben ist, der in einem Gebiete, dem idealen Kunstgebiete, schuf, wo das Hauptgewicht eben nicht auf der Charakteristik liegt, und die ihm beistimmen, halten sich im Allgemeinen in demselben Gebiete und achten grossentheils kein anderes. Immerhin ist zu bedauern, dass eine allgemeingesprochen doch nur einseitige Regel durch ihren Ausspruch Seitens einer grossen Autorität als allgemeine sanctionirt zu werden scheint. Im Grunde wird die Darstellung selbst der idealsten Persönlichkeit noch so charakteristisch als möglich bezüglich der Vorstellung, die man sich vom Charakter dieser Persönlichkeit zu machen hat, zu halten sein; womit sie nun eben eine ideale wird, so dass hier möglichst weit getriebene Schönheit und möglichst weit getriebene Charakteristik von selbst mit einander gehen, ohne dass von einer Bevorzugung der einen vor der andern an sich die Rede sein kann. Nur bleibt bei den Hauptgegenständen der idealen Kunst die möglichst weit getriebene Charakteristik immer noch weit hinter dem Gegenstande zurück — denn das als göttlich Vorgestellte lässt sich nun einmal nicht adäquat darstellen, und nach dem Charakter des Idealen selbst verläuft sich die Charakteristik desselben in mehr oder weniger allgemeine Normaltypen, so dass sich hier durch Charakteristik nicht so viel leisten lässt, als durch Schönheitsbedingungen abgesehen von Charakteristik; wesshalb ich sagte, dass hier ein grösseres Gewicht auf der Schönheit als auf der Charakteristik liege, und man auch hier von Charakteristik gar nicht zu sprechen pflegt. Jedoch auch im idealen Kunstgebiete gilt es nicht bloss ideale Persönlichkeiten, sondern auch Nebenpersonen, untergeordnete Personen mit darzustellen, wo Schönheit und Charakteristik gar nicht eben so mit einander gehen, als bei den idealsten Persönlichkeiten; und wenn nun, wie natürlich, Cornelius' Regel dahin verstanden wird, dass auch hier, im Conflict von Schönheit und Charakteristik, die erstere zu bevorzugen sei, so entspricht diess allerdings der vorherrschenden Ausübungsweise der idealen Kunst und dem dadurch gebildeten und darauf eingerichteten vorherrschenden Geschmack, doch halte ich sehr fraglich, ob dieser nicht dereinst als Sache eines überwundenen Standpunctes gelten wird. Denn es ist zwar sehr wahr, was Cornelius sagt, dass ein einfach schönes Antlitz oft mehr wirkt als alle Betonung des Individuellen, und eine Madonna wird nie zu schön

und ein Christus nie zu erhaben dargestellt werden können; wenn aber in grossen Gemälden alle Personen von niederster bis höchster Stufe in schönem oder edlem Typus gehalten sein wollen, so fangen an Nachtheile spürbar zu werden, auf die im 27. Abschnitt Gelegenheit sein wird näher einzugehen. Meines Erachtens wird die S. 58 gegebene Regel, nur an das in der Vorstellung Ideale eine ideale Darstellung zu wenden, wie es zur Charakteristik des Idealen selbst gehört, immer als Hauptregel festzuhalten sein, wenn schon sie zugestandenermassen nach untergeordneten Beziehungen auch nachgeben darf; aber nur nach untergeordneten. Wenn man hiegegen untergeordnete Personen wie Hauptpersonen behandelt, so ist dies vielmehr eine Hauptabweichung von der Regel.

Hier und da freilich geräth man durch Aufstellung oder Anwendung solcher Principien in Gefahr, einfach dem Spruch zu verfallen: »der Jude wird verbrannt«.

Kunstwerke giebt es, die ausnehmend charakteristisch für einen Gegenstand sind, den sie eigentlich nicht darstellen sollen; was von einer Seite eben so sehr gefallen kann, als es von andrer Seite missfallen muss, und im Ganzen als ein Fehler anzusehen ist; ein Fehler, über den freilich manche Kenner hinwegsehen, denen genügt, dass nur überhaupt etwas charakteristisch dargestellt sei. Ein merkwürdiges Beispiel der Art bietet das, in neuerer Zeit mehrfach besprochene, sog. Schwartz'sche Motivbild des älteren Holbein dar. *) Hier sitzt Gott Vater auf einer Art Grossvaterstuhl über Wolken als ein abgelebter Alter mit einem ganz runzligen, halb grämlichen halb gutmüthigen, alles idealen Typus, aller Würde ermangelnden Gesichte da. Nichts kann charakteristischer sein bei Beziehung der Darstellung auf einen derartigen menschlichen Greis, wie es denn unstreitig eine, mit vollster Wahrheit aus dem Leben gegriffene, Portraitdarstellung ist, welche als solche in hohem Grade interessirt; nichts kann weniger charakteristisch sein, wenn man sich Gott darunter vorstellen soll, ja man findet sich dadurch empört, dass man es doch soll. Einen ähnlichen Fall bietet das Christkind in den Armen der berühmten Madonna des jüngern Holbein dar, wenn es nämlich wirklich ein Christkind vorstellen soll, wie die Kenner durchaus verlangen,

*) Eine kunsthistorische Besprechung dieses Bildes von mir findet sich in Weigels Archiv 1870. 4.

indem es bewundernswürdig charakteristisch für ein elendes krankes menschliches Würmchen ist, hiemit aber die elendest mögliche Vorstellung von einem Christkinde giebt; wogegen das Christkind der Raphael'schen Sixtina sehr wenig charakteristisch für ein menschliches Kind überhaupt, um so charakteristischer aber für die Vorstellung ist, die man geneigt ist sich von einem Christkinde zu machen, dem seine erhabene Vorbestimmung schon aus den Augen leuchtet. Es ist so zu sagen ein Wunder von Charakteristik in dieser Hinsicht, da wie bemerkt die Charakteristik idealer Persönlichkeiten im Allgemeinen weit hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt.

XXIV. Ueber einige Haupt-Abweichungen der Kunst von der Natur.

1) Verletzungen der Einheit des Raumes, der Zeit und der Person.

In gewisser Weise zählen zu den stärksten Abweichungen der Kunst von der Natur die Verletzungen der Einheit des Raumes, der Zeit und der Person. Um an einige Beispiele solcher Verletzungen in der bildenden Kunst zu erinnern, so sieht man in manchen Bildern, als von Raphael, Kaulbach, Rahl die Heroen einer längern Culturperiode, welche zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gelebt haben, in irgend welcher anschaulichen Verbindung und Beziehung auf demselben Bilde vorgestellt; in älteren Bildern mehrfach die ganze Leidensgeschichte Christi oder sonst biblische Geschichten in einem zusammenhängenden Felde in verschiedenen Scenen zugleich vorgeführt, in Votivbildern die Donatorenfiguren am Kreuze oder bei der Geburt Christi mit knieend dargestellt. Auch auf mittelalterlichen und antiken Basreliefs fehlt es nicht an hieher gehörigen, zum Theil sogar sehr gewaltsamen, Beispielen.

»Die Bronze-Reliefs von Ghiberti (l. von 1378—1435) am Hauptportale des Baptisterium zu Florenz, von denen Michel Angelo sagte, sie seien würdig; die Pforten des Paradieses zu zieren, enthalten in 10 grossen Feldern deren jedes ein zusammenhängendes Bild darstellt. Scenen des alten Testaments

Apoll, eine schöne Dame als Venus, eine vom Künstler verehrte Frau als Heilige, wovon sich bei alten italienischen und deutschen Künstlern, u. a. bei Holbein, Beispiele finden. *)

Nun vermag die Gewöhnung sehr viel beizutragen, die Nachteile solcher Verletzungen zu mindern, und es kann desshalb eine Zeit und ein Volk viel mehr davon vertragen, als ein andres. Also ist die Frage gleich darauf zu stellen, wie weit die Gewöhnung gehen kann und gehen darf, um nicht selbst zur nachtheiligen zu werden; und hierüber werden sich wohl manche allgemeine Gesichtspuncte, aber keine festen Gränzen aufstellen, und kaum entscheiden lassen, ob das, was wir jetzt nach unsrer Gewöhnung vertragen oder nicht vertragen, überall im Sinne der besstmöglichen Gewöhnung ist.

Gewiss ist, dass der Kunst durch solche Verletzungen Leistungen möglich werden, womit sie die Natur weit überfliegt, indem sie Beziehungen dadurch in gewisser Weise anschaulich zu machen vermag, wofür uns die Natur selbst kein Mittel bietet, aber es ist doch nur durch eine gewaltsame Verletzung und Verläugnung der natürlichen, zeitlichen, räumlichen und persönlichen Grundbedingungen der Existenz, welche trotz aller Gewöhnung daran vom wirksamen Eindruck der Darstellungen immer etwas abzieht, und, wo sie über gewisse Gränzen hinaus geht, sicher ins Missfällige ausschlägt.

Uebrigens hat man dabei zu unterscheiden. Wer in einem Genrebilde, das in der Hauptsache darauf berechnet ist, durch naturwahre Charakteristik zu interessiren und zu wirken, grobe Verletzungen der Einheit von Zeit, Raum und Person begehen wollte, würde die Hauptwirkung selbst dadurch nothwendig stören und zerstören; wo es dagegen mehr um symbolische Darstellung religiöser Ideen zu thun ist, wird man verhältnissmässig weit in solchen Verletzungen gehen dürfen, ohne der Wirkung erheblich zu schaden; doch hat Alles seine Gränzen, die in allgemeinen Ausdrücken festzustecken, ich mir nicht getraue. Der Künstler

*) Nicht unwahrscheinlich kommen sogar in dem berühmten Holbein'schen Madonnenbilde beide Arten der Verletzung zugleich vor, indem man in dem obern nackten Kinde das Christkind und ein krankes Kind der Stifterfamilie in Eins vertreten, in dem untern dasselbe Kind als gesund, was oben krank (mit kranken Aermchen) dargestellt ist, sehen kann. Doch ist der Streit über diese Deutungsverhältnisse bisher noch nicht ausgefochten.

wird natürlich wohl thun, nicht weiter in solchen Verletzungen zu gehen, als er die Gewöhnung daran voraussetzen kann; eine praktischere Regel lässt sich ihm nicht geben, und ein aprioristisch bestimmbares Mass darin überhaupt nicht finden.

2) Absichtliche Beschränkung der Detailausführung. Weglassung von Nebendingen.

Als sehr allgemeine Stilregel gilt, die Ausführung in Werken der bildenden Kunst nicht zu weit zu treiben, ungeachtet man damit der Naturwahrheit näher käme. Ueberall in Bildern wie Bildwerken findet sich das mikroskopisch feinste Naturdetail, und oft viel mehr als dieses, vernachlässigt, und zwar nicht blos aus Nothwendigkeit, weil man ihm nicht nachkommen kann, sondern aus Freiheit. Denn es wird durchschnittlich in grossen Gemälden mehr davon vernachlässigt als in kleineren, in historischen Gemälden von sogenanntem grossen Stil verhältnissmässig mehr als in genrehaften, in Nebenfiguren und Nebendingen meistens mehr als in Hauptfiguren und Hauptsachen; wonach die Vernachlässigung noch andere Gründe haben muss, als das äussere Unvermögen der Kunst.

Als nächsten Grund kann man anführen, dass nach Massgabe als die Ausführung des Einzelnen vollendeter wird, die Aufmerksamkeit geneigter wird, sich darauf zu beziehen und dadurch beschäftigt zu werden, wodurch dem Haupteindruck des Ganzen Eintrag geschieht. An sich und unwillkürlich wird die Aufmerksamkeit durch jedes Detail getheilt, zerstreut, zersplittert, zugleich aber durch die Stellen, wo sich mehr Detail findet, mehr in Anspruch genommen, beschäftigt, als durch leere Stellen. So zeigt es sich schon in der Natur, in der Kunst aber weit mehr und mit grösserem Nachtheil für den Haupteindruck als in der Natur, aus dreifachem Grunde. Einmal sind wir eine ins Einzelste gehende Ausführung in der Kunst nicht eben so gewohnt, als in der Natur, werden also mehr davon frappirt, dadurch gereizt, indess wir in der Natur so zu sagen abgestumpft dagegen sind. Zweitens trägt das früher (S. 47 ff.) besprochene Interesse an vollkommener Nachahmung der Natur in der Detailausführung bei, die Aufmerksamkeit vom ideellen Gehalt, der sich in den Hauptzügen ausspricht, abzuziehen. Drittens macht sich das, was in der Natur als Hauptsache auftritt,

durch den Zusammenhang, in dem es auftritt, die Precedentien und die Umgebung nachdrücklicher als Hauptsache geltend, als im Bilde, was alle Mittel, die Aufmerksamkeit zu richten, auf sich selbst darbieten, also auch die Ausführung der Gegenstände mit Rücksicht darauf abmessen muss, um den Nachtheil, in dem es in dieser Hinsicht gegen die Natur steht, dadurch zu compensiren.

Wenn es freilich keine Kunst wäre, in der Vollendung der Detailausführung gleichen Schritt mit der Vollendung der Hauptzüge zu halten, und wir jener Vollendung in der Kunst überall eben so gewohnt wären, als in der Natur, so würde sich auch das Interesse und die Aufmerksamkeit dafür, hiemit die zerstreuende Kraft davon, in entsprechender Weise abstumpfen. Aber nicht nur, dass es unmöglich ist, die Detailausführung der Natur durch Kunst vollständig zu erreichen, ist es auch eben so langwierig als schwierig, ihr nur sehr nahe zu kommen. Deshalb abstrahirt die Kunst im Ganzen und Grossen selbst von der an sich möglichen Feinheit der Ausführung, und jedes Mehr oder Minder fängt hienach an, einen anziehenden oder abziehenden Einfluss auf unsere Aufmerksamkeit zu üben, der stilmässig in vortheilhaftester Weise berücksichtigt werden muss.

Sandrart*) erzählt, er sei einmal mit dem kunstreichen van Laer zu Gerhard Dow gekommen, um ihn kennen zu lernen, und seine Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Der Künstler habe sie höflich empfangen und ihnen bereitwillig seine Arbeiten gezeigt. Als sie aber unter Anderem den grossen Fleiss gelobt hätten, welchen er auf einen Besenstiel gewandt, der um Weniges grösser als ein Fingernagel war, habe er erwiedert, dass er wohl noch an die drei Tage daran zu arbeiten habe.

Diess Geschichtchen ist in doppelter Hinsicht instructiv. Wer wird einen natürlichen Besenstiel seine Aufmerksamkeit wegen seiner Ausführung schenken; einem gemalten schenkt man sie, weil man sie gewöhnlich nicht da findet. Und wie lange brauchte Dow, um sich in der Ausführung des Besenstiels ganz befriedigt zu finden. Hätte nun Raphael auch zu jeder Kleinigkeit wie einem Besenstiel mehr als drei Tage gebraucht, wie viel Gemälde würden wir von ihm haben? Die Kunst aber hat sich so zu sagen gesagt: um des Vortheils willen, viele in der Hauptsache vollendete Werke

*, Teutsche Ak. 321.

zu haben, lasse ich etwas von dem Vortheile nach, den ich in der letzten Vollendung jedes einzelnen haben könnte, und führe die Foderung dieser Vollendung gleich gar nicht in meine Welt ein.

Zu Vorigem kommt noch, dass der Versuch, es der Natur in der Detailausführung gleich zu thun, ohne sie doch ganz darin erreichen zu können, mit der Stärke des Haupteindruckes auch gar leicht seiner Richtigkeit schadet. In der That: nehmen wir einen Kreis, der in einer Menge kleiner Biegungen verläuft, so aber, dass die kreisförmige Hauptform doch aus grösserer Entfernung, wo die Biegungen für das Auge verfließen, richtig in die Erscheinung tritt. Wer den Kreis mit allen seinen Biegungen zeichnen will, wird die Hauptform leichter verfehlen, als wer den Kreis ohne die Biegungen zeichnet, und um so mehr wird er berechtigt sein, es zu thun, wenn die Biegungen nur störende Zufälligkeiten sind. Da alle unsre nachahmende Kunst nur eine Annäherung ist, so ist es nicht anders möglich, als dass bei jedem kleinen Fleckchen, jedem Strichelchen, was wir besonders wiederzugeben versuchen, eine kleine Abweichung von der Wahrheit stattfindet und die Summe dieser Abweichungen kann leicht eine Resultante geben, welche vom bezweckten Haupteindruck abweicht.

Hiegegen giebt es historische Bilder, (so z. B. von Lindenschmit), die in der Nähe aus blossen Klecksen zusammengesetzt scheinen, und in einiger Ferne einen Ausdruck von plastischer Kraft und Lebenswahrheit machen, wie nicht leicht durch eine Ausführung zu erreichen ist, welche die Farben- und Form-Resultanten, die in den einzelnen Klecksen gegeben sind, noch in ihre Componenten aufzulösen strebt. Nur gereicht diesen Bildern gegenheils nicht zum Vortheil, dass sie, wenn man nur etwas näher tritt, statt durch eine feine Ausführung zu erfreuen, sich in ein unreinliches Geschmiere auflösen. Also lässt sich auch nach dieser Seite zu weit gehen, und wird man sich Glück wünschen müssen, dass es nicht lauter Bilder giebt, denen man über 3 Schritt vom Leibe bleiben muss, um sie nicht abscheulich statt schön zu finden. Immerhin sind sie weit solchen vorzuziehen, welche das Detail einfach weglassen, statt es in Resultanten zusammenzuziehen, und die dann in Nähe und Ferne gleich leer und schwächlich erscheinen.

Gesetzt übrigens, ein Künstler hätte sich darauf eingeübt, die grösstmögliche Vollkommenheit in Wiedergabe des kleinsten Details

zu erzielen, so würde ihm dasselbe begegnen, was dem Beschauer begegnet, wenn er seine Aufmerksamkeit zu sehr an das Detail richtet; er würde verlernen, die höheren, auf der Composition des Ganzen ruhenden, Vortheile recht im Auge zu behalten. Ja, es würde ihm so zu sagen mit der ganzen Kunst begegnen, was dem Gerhard Dow nach Sandrarts Berichte*) mit den Personen, die er malen wollte, begegnete: »durch seine Langsamkeit benahm er den Leuten zu sitzen alle Lust, so dass sie ihre selbst lieblichen Physiognomien verstellt und aus Ueberdruß ganz geändert, wodurch dann seine Conterfeite auch verdriesslich, schwermüthig und unfreundlich wurden, und das wahre Leben, welches der Maler und Künstler höchst nöthiges Stück ist, nicht vorgestellt.«

In Kuglers Museum (1835. 384) ist der Malweise eines holländischen Künstlers, Schelfout, in Landschaftsbildern als Seitenstück zu G. Dow's Malweise in Genrebildern wie folgt gedacht:

»Jedes Beiwerk zeugt von gleicher Vollendung; man kann den Vordergrund wie die Ferne durchs Vergrosserungsglas betrachten; man sieht das Gras wachsen am Rande des Rahmens. Jedes gebrochene Stück Eis [in den Winterlandschaften] gleicht einem geschliffenen Diamanten, auf den der Sonne Strahlen fallen. Es ist bekannt, dass Gerard Dow drei Tage an einem Besenstiel malte; ich möchte wetten, dass ein solches zerbrochenes Stück Eis, wie man es auf Schelfouts Vordergrund sieht, nicht weniger Zeit gekostet hat; es ist Mieris Schule, angewandt auf Walder und Kanäle. Solche Erzeugnisse lieben die Holländer, und darum ist Schelfout ihr Maler par excellence. Das Mikroskop in der Hand, die Fusse am Kohlenheerde wärmend, bewundern sie stundenlang und unbewegliche die unendliche Welt seiner Grashalme, glücklich, wenn sie zufällig eine Heuschrecke oder Fliege darin entdecken, die sie anfangs nicht bemerkt haben.«

Der Beurtheiler warnt aber auch den talentvollen Künstler, »auf diesem beklagenswerthen Wege« weiter zu gehen, vielmehr möge er sich »von dieser trostlosen Vollkommenheit heilen;« indem er Bilder von Hobbema oder von Ruysdael ins Auge fasse, sehe, wie letzterer »auf die Leinwand die grossen Effecte des Ganzen und die Physiognomie jeder Hauptgruppe zaubert, so dass wir Alles mit einem Blicke umfassen, ohne dass das Auge irgendwie auf ein Hinderniss des Haupteffects stiesse, indess doch auch das Detail bei ihm mit Meisterhand versorgt sei.«

Der Nachtheil zu weitgehender Ausführung kann aber in gewissen Fällen wichtiger sein als die andern; am wichtigsten da, wo das Gewicht auf dem allgemeinen Haupteindruck liegt, was wieder von dem Gewichte der darzustellenden Idee abhängt; daher eben die grössere Vernachlässigung des Details in Gemälden von histo-

*) T. Ak. 324

rischer oder religiöser Bedeutung; wer möchte da Denner'sche Köpfe vertragen, die man freilich überhaupt nur als Kunststücke verträgt; wogegen nach Massgabe als die ganze Idee des Bildes bedeutungsloser ist, um so mehr auf die Freude an der gelungenen Wiedergabe des Naturdetails zu rechnen, um überhaupt Freude an dem Bilde zu haben. Alsodurfte, ja musste Gerhard Dow weiter darin gehen als Raphael, und konnte doch auch zu weit darin gehen.

Der erste Grad der Kunst ist überhaupt der, die Hauptformen zu geben, der zweite höhere, die Hauptformen mit ihrem Detail zu geben; aber kein Grad der, wo die Detailformen auf Kosten der Hauptformen sich geltend machen oder nur geltend machen wollen.

Man kann bemerken, dass es Bildwerke giebt, in denen das feinste Naturdetail mit bewundernswürdiger Treue wiedergegeben ist, ohne dass wir doch einen Nachtheil davon empfinden, vielmehr nur einen Vortheil; das sind daguerreotypische und photographische Portraits. Aber man kann auch bemerken, dass wir der treuen Wiedergabe des Naturdetails hier wie dessen selbst gewohnt sind und dass die Schwierigkeit, mit solcher Wiedergabe auch die richtige Gesammthaltung des Bildes herauszubringen, für den photographischen Apparat nicht eben so wie für den Künstler besteht.

Unter ähnliche Gesichtspuncte als die Beschränkung der Detailausführung tritt die Weglassung von Nebendingen oder Reduction derselben auf blosse Andeutungen, die so oft namentlich in antiken Kunstwerken vorkommt. Theils will man die Aufmerksamkeit auf die Hauptsachen concentriren, theils hält man es nicht der Mühe werth, viel Fleiss und Kosten auf Darstellung von Nebendingen zu verwenden, theils sind nach der Natur der Kunst die Nebendinge überhaupt oft nicht wohl anders als in Andeutungen darzustellen, und oft wirken mehrere dieser Motive zusammen.

3) Vermeidung handgreiflich scheinenden Reliefs in Gemalden

Die stilistische Regel, den Schein handgreiflichen Reliefs in Gemälden nicht zu weit zu treiben, dürfte von ähnlichen Gesichtspuncten wie die vorige Regel abhängig zu machen sein. Dass die Malerei nicht vergessen soll, sie sei eine Flächenkunst, will nichts sagen; danach müsste sie den Schein des Reliefs ganz verbannen; das wird niemand behaupten. Vielmehr man sucht den Schein des Reliefs zu erzeugen, findet aber, dass es für eine höhere Kunstwirkung nicht gut thut, den vollen Schein zu erzeugen.

Den nächstliegenden Grund davon kann man finden, wenn man sieht, wie auf Gallerien Bilder, worin der durchschnittlich zu findende Schein des Reliefs weit überstiegen ist, vom grossen Publicum bewundert werden. Ueber dem Kunststück, was der Maler gemacht hat, vergessen sie nach dem Sinne des Kunstwerkes zu sehen. Wir sind so gewohnt, den Mangel des Reliefs bei Gemälden hinzunehmen, dass er uns nicht mehr stört, und wir allerdings anfangen, seine Beschränkung zum Wesen der Malerei zu rechnen. Wenn ausnahmsweise einmal etwas mehr als das Gewöhnliche geleistet ist, tritt uns diess fremdartig entgegen, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und das der Natur, der Wirklichkeit Entsprechendere scheint uns aus der Natur der Malerei herauszutreten. Könnte die Malerei überall das Relief vollkommen für den Augenschein wiedergeben, so würde dieser Nachtheil wegfallen; aber das kann sie nicht für unser Sehen mit zwei Augen, für wechselnde Standpunkte und Scenen von grösserer Tiefe. Nun widerstrebt es uns weniger, überall nach einem bestimmten Principe von der Natur abgewichen zu sehen, als unter gewissen Bedingungen eines Bildes ihr ganz entsprochen, unter andern davon abgewichen zu sehen. Die Regel, mit dem Schein des Reliefs in der Malerei nicht zu weit zu gehen, beruht also in letzter Instanz vielmehr auf einem Nichtkönnen, als Nichtsollen. Was sie durchschnittlich nicht kann, soll sie auch ausnahmsweise nicht wollen.

4; Uebersetzungen ins Antike und Moderne.

Im Vorhof der Gallerie di Brera zu Mailand steht Kaiser Napoleon als splitterfasernackter Heros, und auf unsrer Esplanade König Friedrich August der Gerechte als Römischer Imperator. — Niemand wird meinen, dass die liberalen Reden Marquis Posa's im Don Karlos Sache der alten spanischen Zeit waren, dass der Barbarenkönig Thoas in der Iphigenie recht eigentlich barbarisch fühlt und handelt, ja dass eine Iphigenie der Heroenzeit so fein gefaserte Empfindungen hatte, als im Götheschen Drama.

Schade, dass man keinen allgemeinen Ausdruck für solche Fälle hat, wie ich sie hier in ein paar Beispielen vorgeführt habe. In Ermangelung eines andern Ausdrucks brauche ich »Uebersetzung ins Antike oder Moderne« dafür. Was soll man zu solchen Uebersetzungen sagen?

Wenn sie nicht gewisse Vortheile hätten, würden sie nicht so häufig sein; und diesen Vortheilen ist jedenfalls Rechnung zu tragen.

Wer will leugnen, dass Napoleon als nackter griechischer Heros und Friedrich August als römischer Imperator einen monumentaleren Charakter, was man so nennt, tragen, als im naturwahren Costüm dargestellt. Um einen monumentalen Charakter ist es aber bei Denkmälern zu thun. Diese Personen hatten eine Bedeutung über die alltägliche Wirklichkeit, und sollen durch die Kunstdarstellung darüber hinaus gehoben erscheinen; das antike Gepräge aber macht noch heute in gewisser Weise, indem es alles zu veredeln scheint, den Eindruck davon, um so mehr, wenn es durch eine Kunstconvention und davon abhängige Gewöhnung, wie sie früher allgemein war, zur monumentalen Bedeutung gestempelt worden ist. Ja trotz dem, dass solche Darstellungen dem heutigen Geschmacke nicht mehr entsprechen, liesse sich noch genug zu Gunsten derselben im Sinne heutiger Kunstansichten sagen. Wenn die Kunst nur aus sich selbst zu verstehen sein soll und ihr Recht durch ihre That beweisen kann (S. 42.43 und S. 62), so ist das Recht solcher Darstellungen eben durch die That sache bewiesen, dass sie sich einmal einen Platz in der Kunst erworbt haben. Auf Darstellung gemeiner Wirklichkeit soll es der Kunst überhaupt nicht ankommen, und nach Cornelius hat die Kunst mehr auf Schönheit als Charakteristik zu gehen (S. 65). An einem nackten Napoleon aber lässt sich die Schönheit des menschlichen Körpers viel besser zeigen als an einem bekleideten, und die Tracht eines römischen Imperators ist kunstmässig schöner als eines Königs in Hosen, was mindestens den Formästhetiker, dem es nur auf die Form, nicht Bedeutung der Dinge ankommt, zu Gunsten solcher Darstellungen stimmen kann. Napoleon hat also das Kleid, diese reine Nebensache für den, durch den Körper unmittelbar durchscheinenden, Geist, auf den sich die Kunst doch zuletzt zu beziehen hat, ausgezogen, und Friedrich August das römische Kleid angezogen, um damit in die Kunsthallen anständig einzutreten. Und wenn es unser Schicklichkeitsgefühl nicht verletzt, einen alten Heros nackt zu sehen, warum einen neuen, nachdem so grosse Kunstvortheile mit seiner nackten Darstellung zu erreichen; gemeine Prüderie aber muss man beim Eintritt in die Kunsthallen selbst ausziehen und dahinten lassen. So, denke ich,

liessen sich Darstellungen dieser Art gegenüber dem geltenden Geschmacke doch nach geltenden Principien nicht übel vertheidigen.

Sie haben in der That nur den Nachtheil, dass sie der Wahrheitsfoderung und dem Wahrheitsbedürfniss so zu sagen geradezu ins Auge schlagen, und wo diess Bedürfniss nicht durch die Kunstgewöhnung ganz verkümmert ist oder wo es siegreich dagegen durchgebrochen ist, müssen sie freilich missfallen, und sollen auch missfallen, weil das Wahrheitsgefühl überhaupt keinen starken Widerspruch dulden soll, und das Denkmal seinen Mann nicht abstract, sondern als Mann seiner Zeit und seines Volkes darzustellen die Aufgabe hat. Diese Aufgabe mit der Aufgabe zu vermitteln, ihn zugleich über die gemeine Wirklichkeit erhoben darzustellen, hat allerdings seine Schwierigkeit; nur ist das schlechteste Mittel dazu, ihn aus derselben entwurzelt darzustellen; gerade im Kleide aber liegt eins der anschaulichsten und fasslichsten Vermittelungsglieder des Individuum mit seiner Zeit und Nation. Wogegen eine gewisse Idealisirung im Zuschnitt des Kleides und namentlich im Ausdruck des Mannes mit geringerem Widerspruch gegen das Wahrheitsgefühl und den Sinn der Aufgabe der Schwierigkeit zu begegnen suchen kann. Hierauf aber wird ein späterer Abschnitt (XXVII) zurückkommen.

Wenn das historische Drama und der historische Roman Denk- und Empfindungsweisen, die der modernen Zeit angehören, in Geschichten und Personen alter Zeit überträgt, so hat das nicht zu verkennende noch zu unterschätzende Vortheile folgender Art.

Historische oder mythische Personen und Geschichten von Bedeutung — und nur solche werden im Allgemeinen als Motiv in der Kunst benutzt — sind jedem Gebildeten bis zu gewissen Gränzen bekannt, und es wird ihnen so zu sagen von vorn herein ein fertiges Interesse entgegengebracht; indess rein erdichtete Geschichten und Charaktere ein entsprechendes Interesse erst dadurch zu erzeugen suchen müssen und doch selten zu erzeugen vermögen, dass sie eben so aus dem Leben gegriffen scheinen, als es jene wirklich sind. So hoch man von der Kunst denken mag, aber kein von der Kunst gemachter König interessirt uns eben so wie der wirkliche Alexander. Die Abwechselung mit der abgebrauchten Stoffen der modernen Zeit kommt der Empfänglichkeit für die einer vergangenen Zeit angehörigen zu statten und der Kreis der

Darstellungsstoffe und Motive erweitert sich dadurch überhaupt. Dem Dichter wird seine Leistung insofern erleichtert, als er nicht Geschichten, Charaktere von Grund aus zu schaffen, sondern nur auszuführen und zurechtzulegen braucht. Und da wir die alten Geschichten und Charaktere allgemeingesprochen nicht eben so im Detail kennen als die neuen, so ist auch der Ausführung ein erheblicher Spielraum gegeben, ohne mit unsern geläufigen Vorstellungen in entschiedenem Widerspruch zu gerathen. Wollte man aber die Ausführung doch so weit als möglich mit unseren Kenntnissen zusammenstimmend halten, so würde das Interesse leicht von einer andern Seite verloren gehen. Die verhältnissmässige Rohheit oder Einfachheit alter Zeiten und Völker wieder spiegeln zu wollen, kann theils verletzen, theils nicht genug beschäftigen, und die alte Gefühls- und Denkweise dem Verständniss fern bleiben, weil wir nun eben in modernen Verhältnissen, Gefühls- und Denkweisen erzogen sind. Also durchdringt und steigert der historische Roman und das historische Drama die Vortheile eines bedeutsamen und unser Interesse von vorn herein ansprechenden, Stoffes noch mehr oder weniger durch Hineintragen und Hineinarbeiten der uns geläufigen und anmuthenden modernen Anschauungs- und Empfindungsweisen.

Auch hier macht sich freilich als Gegengewicht das verletzte Wahrheitsgefühl geltend, aber doch nicht überall so geltend, dass es jene Vortheile überwäge. Allgemein Menschliches ist allen Zeiten und Völkern gemein; und wenn nur hierin die Wahrheit recht gewahrt wird, so übersieht man leicht Verletzungen derselben in der Weise, wie es sich je nach Zeit und Volk verschieden ausspricht, wofern sie nicht zu stark sind. Also wird man nicht allgemein oder schlechthin sagen können, dass derartige Uebersetzungen des Alten ins Moderne zu verwerfen sind; vielmehr wird es nur gelten, erstens, so weit Mass darin zu halten, dass das Gefühl des Widerspruches mit der äusseren Wahrheit nicht aufdringlich werde, — kein Künstler wird doch Nero als gütigen Herrscher darstellen dürfen; — zweitens, dass nicht durch die Uebersetzung innere Widersprüche der Darstellung heraufbeschworen werden, z. B. Züge einer rohen Wirklichkeit sich mit Zügen einer feineren Cultur schroff und unvermittelt mischen.

In dieser Beziehung aber verträgt der eine Geschmack mehr als der andre, und unrecht wäre es, den Massstab eigner Empfin-

dung hiebei als den schlechthin und allgemein massgebenden geltend machen zu wollen. Es liegt hier eben wieder ein Feld von Conflicten vor, wo Vortheile und Nachtheile sich gegenseitig bekämpfen und wechselsweis besiegen; nur Extreme sind überall zu vermeiden. Mir selbst machen sich die Nachtheile leichter geltend als die Vortheile, bei Andern ist es umgekehrt, und Keiner wird dem Andern beweisen können, dass er im Unrecht ist; gut aber ist es jedenfalls, sich klar bewusst zu sein, worin die Vortheile und Nachtheile überhaupt liegen, indem diess selbst beitragen kann, sich vor Einseitigkeit wenn nicht der Empfindung aber des Urtheiles zu schützen.

Ich führe ein Beispiel an, wie weit in voriger Hinsicht der Geschmack auseinander gehen kann. Nicht bloss eine, sondern mehrere Personen, deren Geschmack ich achte, haben mir in den warmsten Ausdrücken von dem Eindrücke gesprochen, den die poetische Schönheit der »Nibelunge« Jordans auf sie gemacht; auch beweist sich die Verbreitung des Beifalls, den das neue Epos gefunden, in der Vielheit der Auflagen, die es schon erfahren. In der That bietet es in gewisser Beziehung wesentliche Vortheile über das alte Epos hinaus. Welch' andre Mannichfaltigkeit von Empfindungen, Handlungen, Situationen, Begebenheiten darin; die Empfindungen, Situationen ins Detail entwickelt, Alles in einen zauberischen Nimbus verwoben und mit poetischen Bildern und Lichtern durchwoben. Doch habe ich das Werk nicht durchlesen können, indem der Haupteindruck desselben für mich, so weit ich kam, der eines Galmathias des alten Zauber- und Reckenwesens mit moderner Sentimentalität und Reflexion war. In einer kunterbunten Märchenwelt, worin das Zauberhafte bis ins Ungeheuerliche und Frazzenhafte gesteigert ist, sehen wir den Drachentodter Sigfried (auf dem Wege zum Hinderberge S. 67) Selbstreflexionen über die Bestimmung und die Empfindungsweise eines Helden anstellen, denselben sich (S. 72) in heutigen Ausdrucksweisen frommer kindlicher Gefühle ergehen, den Reckenkönig Gunther sich (S. 75) in sentimentale Betrachtungen und Bilder über die Macht der Musik, durch welche ein »sonst pfadloses All der Empfindung sich aufthut«, verlieren, den Sanger Horand (S. 402) die Bedeutung, welche Sang und Sanger nicht nur haben, sondern auch in Zukunft einmal haben durften, entwickeln, u. s. w. Und da der Dichter über alles das mancherlei Poetisches zu sagen weiss, so lässt er es auch seine Personen in hinreichender Breite sagen; manchmal werden sie gar nicht fertig in ihren Auseinandersetzungen. Hiegegen spielt im alten Epos das Zauberwesen nur eine sehr bescheidene Rolle, läuft der ganze Gang der Begebenheiten an einem einfachen Faden ab, handeln die Personen ganz simpel nach ihren stark ausgeprägten Leidenschaften und sprechen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist; oft klingt es trocken und prosaisch genug, aber sie wollen gar nicht wie die Jordansen oder vielmehr wie Jordan will, poetisch sprechen, und bleiben doch poetisch. Das ist mir im Ganzen lieber, wenn schon es die Ansprüche

moderner Empfindung, die ich selbst an eine Darstellung moderner Verhältnisse machen wurde, nicht befriedigt; man muss sich damit rein in die alte Zeit und Anschauungsweise versetzen; das Jordansche Epos hingegen befriedigt solche Ansprüche, indem man sich dadurch mit seiner modernen Empfindung selbst in die alte Zeit versetzt findet, in so weit nicht das Gefühl verletzter Wahrheit Einspruch erhebt. In der Empfindung Mancher aber überwiegt diese Befriedigung alle Nachtheile aus letzterem Gesichtspuncte und lässt sie nicht zur Geltung kommen, indess es bei mir umgekehrt ist. Nun aber meine ich, dass, wenn ich hierin, wie ich glauben muss, zu einseitig gestimmt und damit nicht gerecht genug gegen den Dichter bin, die gegentheilige Bewunderung, welche jenen Nachtheilen keine Rechnung trägt, es nicht minder ist.

XXV. Vorbetrachtung zu den drei folgenden Abschnitten.

Wir haben S. 57 das Stilisiren, Idealisiren und Symbolisiren als die vornehmsten Mittel bezeichnet, wodurch sich die Kunst über die blosse Naturnachahmung erhebt und ihre höheren Vortheile erreicht. Beim Gebrauche dieser Worte und der zu Grunde liegenden Begriffe tritt uns nun freilich derselbe Uebelstand entgegen, dem wir auch sonst überall im Felde der Allgemeinbegriffe begegnen, dass sie nicht überall in gleichem Sinn und gleicher Weite gebraucht noch überall klar auseinandergehalten werden. Und so wird sich das Folgende nicht minder auf ihren sprachlichen als sachlichen Gebrauch beziehen.

Schade freilich, dass wir uns überhaupt mit Erörterungen über ersteren herumzuschlagen haben. Die sachlichen Erörterungen würden viel leichter und einfacher werden, wenn wir für die mannichfachen begrifflichen Wendungen und Weiten jener Begriffe, die unter dieselbe Wortbezeichnung treten, eben so viel, nach einem festen Sprachgebrauche unterschiedene und verständliche, Worte hätten, womit wir in die Betrachtung eingehen könnten. Aber es ist nicht der Fall, und so müssen wir wohl mit jenen Worten haushalten und zur Verhütung begrifflicher Verwirrung die sachlichen Erörterungen durch sprachliche einleiten und ergänzen.

Im XXII. Abschnitte ist der betreffenden Begriffe wesentlich nur in Beziehung auf die bildende Kunst gedacht; fassen wir folgendes dieselben in ihrer allgemeineren Bedeutung für die Kunst, wenn auch mit vorzugsweiser Bedeutung für die bildende Kunst, ins Auge.

XXVI. Stil, Stilisiren.

Es ist mit Stil wie mit Geschmack. Man spricht von einem schlechten und guten Geschmack; aber in einem engern Sinne versteht man unter Geschmack nur einen guten Geschmack. Man spricht von schlechtem und gutem Stil; aber in einem engern Sinne versteht man unter Stil nur den guten Stil. Man lobt einen Menschen damit, dass man sagt, er hat Geschmack; und ein Kunstwerk damit, dass man sagt, es hat Stil; gebraucht geschmackvoll und stilvoll beide nur in gutem Sinne von Gegenständen des Gefallens.

Was aber ist der Stil in dem weitern Sinne, wo noch von einem schlechten Stil gesprochen werden kann, das Gemeinsame des Stils in schlechtem und gutem Sinne?

Ich meine, im weitsten Sinne ist Stil eine, aus irgend einem Gesichtspuncte gemeinsame, Darstellungsform für eine Mehrheit verschiedenartiger Kunstwerke oder Werke überhaupt. Die Gemeinsamkeit kann in der Natur des Subjects begründet sein, welche seinen verschiedenen Werken dasselbe Gepräge aufdrückt, den Menschen im Werke wiederfinden lässt, in welchem Sinne Buffon sagte: »Le style c'est l'homme«, und neuerdings Kirchmann (Aesthetik II. 287) sagt: »Der Stil bezeichnet die künstlerische Behandlung jener Bestandtheile des Kunstwerkes, welche ihre Bestimmung nicht aus dem Begriffe und der sachlichen Regel, sondern nur aus der Persönlichkeit des Künstlers erhalten können... Der Stil ruht sonach immer in der Persönlichkeit des Künstlers.« Jeder Mensch hat in diesem Sinne seinen Stil; und in weiterem Sinne hat jede Zeit, welche Kunst treibt, ihren Stil, der gut oder schlecht sein kann; die engere Bedeutung kommt hier noch nicht in Rücksicht. — Die Gemeinsamkeit der Form kann ferner durch die Natur des Objects, sei es seines Stoffes oder seines ideellen Gehaltes oder der Kunstgattung, der es sich unterordnet, bedingt sein. In erstem Sinne bestimmt der Marmor, das Erz in der Bildnerei, das Holz, der Stein, das Eisen in der Baukunst ihren Stil, kann man nicht mehr sagen: le style c'est l'homme, und erklärt Rumohr den Stil »als ein zur Gewohnheit gediehenes sich fügen in

die innern Forderungen des Stoffes, in welchem der Bildner seine Gestalten wirklich bildet, der Maler sie erscheinen lässt.« *) Im zweiten Sinne bedingt der allgemeine Charakter des historischen, des heroischen, des genrehaften Inhaltes den Stil. Im letzten Sinne spricht man von einem malerischen, plastischen, architektonischen Stil u. s. w. In den Forderungen des Objects setzt man zwar im Allgemeinen die Forderungen des guten Stils im engern Sinne voraus, aber der Gesichtspunct der Gemeinsamkeit liegt nicht darin, und der Stil des Erzes kann auf Marmor, der malerische Stil auf plastische Werke, der Opernstil auf Kirchenmusik übertragen schlecht werden. — Der Gesichtspunct der Gemeinsamkeit kann endlich in einem bestimmten Charakter der Form rücksichtslos auf die Natur des Subjects und Objects der Darstellung liegen, so, wenn man von einem strengen oder laxen, leichten oder schweren, fließenden oder gehackten, niedrigen, grossen Stil, Rococostil, Arabeskenstil u. s. w. spricht.

Allen diesen Specialitäten des Stils gegenüber kann man nun endlich noch einen Gesichtspunct der Gemeinsamkeit darin finden, dass der vorgegebenen Idee durch die Darstellungsweise über das blosse Bedürfniss der Richtigkeit oder sachlichen Angemessenheit hinaus in vortheilhafter Weise genügt wird. Das giebt den Stil in dem engern Sinne des guten Stils, auf dessen Bedingungen wir unten näher eingehen wollen.

Insofern man nun in diesem engern Sinne unter Stil schlechthin einen guten Stil versteht, läge es nahe, unter einer stilisirten Darstellung schlechthin auch eine Darstellung in gutem Stile zu verstehen; **) aber in der That braucht man hierfür lieber die Bezeichnung stilvoll oder stilmässig als stilisirt, es sei denn, dass man zu stilisirt ausdrücklich das Beiwort gut fügt, und nur unter solcher Voraussetzung kann vom Stilisiren als allgemeiner Kunstforderung die Rede sein. Hiegegen hat der Ausdruck stilisiren schlechthin in der Kunstconversacion bezüglich der bildenden Kunst eine etwas eigenthümliche Wendung angenommen. Gewiss wird man von einem Genrebilde verlangen, dass es nicht minder in gutem Stil gehalten sei, als ein historisches Bild; doch von den

*) Italien Forsch I S 87.

**) Zusammenhangsweise mit Idealsiren ist Stilsiren wesentlich so auf S 57 verstanden.

bessern Genrebildern nicht gern sagen, dass sie überhaupt stilisirt seien, indem man factisch unter einer stilisirten Darstellung in der bildenden Kunst eine solche versteht, in welcher nach einer, in einer bestimmten Kunstrichtung hergebrachten Weise, sei es aus untriffigem oder triffigem Motiv, von der Natur über das Nothwendige hinaus abgewichen ist. So z. B. nennt man die antiken Pferde stilisirt, die den natürlichen in mehreren Beziehungen nicht gleichen, nicht minder eine Darstellung moderner Gegenstände in mehr oder weniger antikem Gepräge. So gut als in antikem Sinne könnte aber eine Darstellung auch in chinesischem Sinne stilisirt sein. Ausserdem giebt es Schuldefinitionen des Stilisirens, wie wenn E. Förster in seiner Vorschule der Kunstgeschichte S. 139 sagt: »Eine stylisirte Form in der bildenden Kunst ist eine auf den einfachsten Ausdruck gebrachte Bezeichnung des Gegenstandes«; was mir jedoch den üblichen Sinn nicht zu treffen scheint; und vollends wäre der gute Stil ein armseliges Ding, wenn man ihn nach dieser Definition seiner Ableitung beurtheilen wollte.

Eine Art Eigensinn des Sprachgebrauches scheint es mir zu sein, wenn man in gewissen Fällen, die sich der weitesten Fassung des Stilbegriffes unterordnen lassen, (indem es sich dabei doch auch um eine, mehrern Kunstwerken aus einem gewissen Gesichtspuncte zukommende Gemeinsamkeit handelt), lieber von Manier als Stil spricht. Einmal versteht man unter Manier eine, in den Bedingungen der technischen Verfahrungsweise oder Handhabung der Mittel oder in der Nachahmung eines gewissen Musters begründete Gemeinsamkeit der Form- oder Farbegebung, so, wenn man von Kreidemanier, Tuschmanier, einer Manier des Farbauftrags, einem in Raphaels Manier gemalten Bilde u. s. w. spricht, ohne daran wesentlich den Begriff des Fehlerhaften zu knüpfen. Man würde in der That statt dessen nicht von Kreidestil, Tuschstil u. s. w. sprechen mögen; wenn schon man meinen sollte, da das Aeusserliche der Form und Farbe dem Griffel (Stil) näher liegt als der Hand, hätte die umgekehrte Bezeichnung näher gelegen. In einem andern Sinne aber setzt man Manier dem Stil im engeren Sinne oder guten Stil als etwas Fehlerhaftes gegenüber, indem man darunter eine, in der Subjectivität des Künstlers oder einer Kunstschule begründete, Gemeinsamkeit der Form- oder Farbegebung versteht, die weder gurch sachliche Angemessenheit noch die Vor-

theile des guten Stils, hiemit überhaupt nicht motivirt, hiemit verwerflich ist. Wieder möchte man fragen, warum Stil schlechtthin der Manier gegenüber nur in gutem, Manier dem Stil gegenüber nur in schlechtem Sinne gebraucht wird, da doch die Hand dem Herzen und der Seele des Künstlers näher liegt, als der Griffel. Mögen sich andre an der Aufklärung hievon versuchen.

Nachdem wir den begrifflichen Erörterungen über die verschiedenen Wendungen des Stilbegriffes genug gethan zu haben glauben, beschäftigen wir uns fernerhin mit der Sache des Stils im engeren Sinne oder des guten Stils, wobei auf Manches in früheren Abschnitten (namentlich XIII. XXII) heiläufig oder kurz Besprochene eingehender wird zurückzukommen sein.

Der durch einen guten Stil zu erreichende Vortheil hat zwei Seiten. Einmal liegt er in der Klarheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Leichtigkeit, Unmittelbarkeit, prägnanten Kürze und Schärfe, kurz formalen Angemessenheit, womit uns der Sinn oder ideale Gehalt eines Werkes zum Bewusstsein gebracht wird, zweitens in einer Wohlgefälligkeit der Form, die abgesehen von sachlicher wie formaler Angemessenheit, gefällt, und wonach von verschiedenen gleich angemessenen Darstellungsweisen einer vorgegebenen Idee vorzugsweise die zur Geltung zu bringen ist, welche auch ohne Rücksicht auf diese Angemessenheit am besten gefällt. Beide Seiten des Stils haben sich zum grösstmöglichen Vortheil zu vereinigen.

Man mag mit viel Einschachtelungen etwas so richtig sagen können, als in klar auseinandergehaltenen Sätzen; aber es ist von erster Seite her mehr Stil in letzter Redeweise. Viel Sätze hinter einander mit demselben Worte anfangen oder schliessen, schadet weder der Richtigkeit noch Deutlichkeit, aber es ist von zweiter Seite her wider den Stil.

In einem Bilde kann die Hauptfigur ganz richtig dargestellt sein, aber so in den Hintergrund oder zur Seite geschoben, und so wenig beleuchtet, dass sie nicht als Hauptfigur erscheint. Es ist von erster Seite her ein Fehler gegen den Stil. Unter den verschiedenen Weisen, wie ein Gewand fallen kann, gefällt uns, gleich viel aus welchem Grunde, die eine Weise besser als die andere. Der Stil verlangt von zweiter Seite, dass wir die wohlgefälligere vorziehen, insofern sie nicht der sachlichen Angemessenheit zu stark widerspricht; denn in der Darstellung einer liederlichen Per-

son könnte auch ein liederliches Gewand besser passen und würde dann vorzuziehen sein.

Es wäre erwünscht, wenn wir zwei kurze Bezeichnungen für die eine und andere Seite des Stils oder den Stil im einen und andern Sinne hätten, da doch beide verschiedenen Gesichtspuncten unterliegen, die sich nur unter dem sehr allgemeinen Gesichtspuncte möglichst vortheilhafter Verwendung der Darstellungsmittel vereinigen. In Ermangelung solcher bezeichnenden Ausdrücke dafür unterscheiden wir beide als erste und zweite Seite des Stils und beschränken uns im Folgenden, beide in Bezug auf die bildende Kunst zu erläutern. Sprechen wir zuerst vom Stil nach seiner ersten Seite.

Die Natur sorgt im Allgemeinen nicht dafür, uns die Gegenstände unmittelbar unter den für ihre Auffassung günstigten Verhältnissen darzubieten, verdeckt nach Umständen die Hauptfigur durch die Nebenfiguren oder stellt sie gegen diese bei Seite oder zurück, stimmt den Eindruck der Farben, der Linien im Einzelnen nicht harmonisch mit dem Totaleindrucke, den das Ganze machen soll, und bemüht sich überhaupt um keine positiven Hilfsmittel, die Auffassung zu erleichtern, die Hauptstimmung zu unterstützen, bedarf freilich auch einer solchen Unterstützung nicht in gleichem Grade als die Kunst, da sie ihre Gegenstände nicht aus dem Zusammenhange mit der übrigen Welt herausreisst, sondern in zeitlicher und räumlicher Verbindung damit darbietet, die von selbst erläuternd und das Verständniss unterstützend zum Eindruck der Gegenstände hinzutritt. Was nun der Kunst in dieser Hinsicht von Vortheilen der Natur abgeht, muss sie durch den Stil nach seiner ersten Seite nicht nur ersetzen, sondern wo möglich überbieten.

Zum Beispiel: die Hauptfigur soll sich als Hauptfigur geltend machen. Es giebt viele Mittel dazu, zwischen denen so zu wählen sein wird, dass der naturwahren Charakteristik und den andern Stilforderungen noch möglichst genügt wird. Die Hauptfigur kann durch Stellung, Isolirung, Grösse, Farbe, Beleuchtung, vollendete Ausführung, auch wohl durch mehrere dieser Umstände zugleich bevorzugt sein. Irgendwie aber muss sie bevorzugt sein, sonst ist es ein Fehler gegen den Stil. Sie wird die vortheilhafteste Stellung in dieser Hinsicht behaupten, wenn sie sich in der Mitte des Gemäldes und über die andern Figuren erhöht oder vorragend darstellt. So sehen wir es z. B. in der Sixtina und Holbein'schen Ma-

donna. Damit macht sich in sehr vielen Fällen eine pyramidale Gruppierung fast von selbst geltend. Aber ein Christkind kann als Hauptfigur oder als wichtigste Nebenfigur bei der Madonna nicht wohl über den Köpfen Andrer erhoben dargestellt werden; es läuft zu sehr gegen die sachliche Angemessenheit, mit welcher sich die formale des Stils nicht oder nur um sehr überwiegender Vortheile willen in Widerspruch setzen darf; also wird es durch Helligkeit bevorzugt; fast immer ist das Christkind der hellste Fleck im ganzen Bilde. Dazu hilft seine Nacktheit oder die weisse Bekleidung, die es in ältern Darstellungen trägt, und oft auch ein Lichtschein, der von ihm ausgeht. So, indess es von der Madonna als seiner Mutter überragt wird, überglänzt es als himmlisches Kind die Mutter*); und so wird der Stil überhaupt immer unter den verschiedenen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, das verzu ziehen haben, was sich am besten mit der sachlichen Angemessenheit verträgt und worin sich beide Seiten des Stils am besten vertragen. Nun kann man bemerken, dass bei einem Kegel mit abwärts gekehrter Spitze die Spitze zwar nicht mehr wie bei der Aufwärtskehrung symbolisch einen Gipfel der Bedeutung repräsentiren kann, immer aber noch als Vereinigungspunct, Schlusspunct der Seiten einen ausgezeichneten Punct darstellt, zu welchem die Seitenlehnen des Kegels an beiden Seiten führen; und nachdem beim Christkinde jene Bedeutung der Spitze Preis gegeben werden muss, wird gern noch diese Leistung festgehalten und das Kind in die Spitze eines Trichters oder auf den Boden einer Grube gelegt, wozu die sich um dasselbe gruppirenden Personen die Seitenlehnen bilden, so namentlich bei der Geburt Christi oder Anbetung des Christkinds durch Maria, Engel oder Heilige. Aus dem blossen Gesichtspuncte sachlicher Angemessenheit könnten die Erwachsenen eben so gut blos zu einer als zwei Seiten des Kindes hiebei stehen, das wird man nicht leicht finden; und zwar kommt bei der zweiseitigen Stellung mit der ersten Stilrücksicht auch die zweite in

*) Sollte in dem schlechthin so genannten Holbeinschen Madonnenbilde das obere Kind ein Christkind, das untere ein Kind der Stifterfamilie sein, wie es die gewöhnliche Ansicht der Kenner ist, so wäre gründlich gegen den Stil gefehlt, worin man sonst Holbein für einen Meister halt, indem das untere Kind nicht nur um eine Spur heller als das obere ist, sondern auch durch vortheilhafteres Aussehen und Behaben die Aufmerksamkeit mehr auf sich zieht.

sofern in Betracht, als in einer Abwägung der Massen zu beiden Seiten des Hauptpuncts ein symmetrisches Moment liegt, was in so weit wohlgefällig ist, als es nicht dem Ausdruck natürlichen Lebens widerspricht. Nun aber wird bei Versenkung des Kindes in eine Grube das Bedürfniss um so dringender, die verlorene Bedeutung der Höhe durch den Glanz zu ersetzen; und wenn in der Nacht Correggio's und so vielen analogen Darstellungen der Geburt Christi das Kind von seinem ganzen Körper Licht ausstrahlt, während die erwachsenen Personen zu beiden Seiten daneben stehend oder knieend den Blick darauf richten, so ist den sachlichen und stilistischen Forderungen zugleich in angemessenster Weise genügt, indem das Kind hiemit in seinem natürlichen Verhältniss zu den Erwachsenen, von ihnen überragt und als Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zugleich am günstigsten Punkte für unsere Aufmerksamkeit erscheint, durch sein Licht zugleich symbolisch als in die Welt gekommenes Licht erscheint, und den Blick stilistisch am meisten fesselt. Eine solche einstimmige Befriedigung der sachlichen und stilistischen Forderungen zu erzielen aber gehört zu den Hauptaufgaben der Kunst; sie zu bemerken, zu dem feineren Verständnisse der Kunst.

Lotze zwar widerspricht in seiner Abhandlung über die Bedingungen der Kunstschönheit der stilistischen Regel, den Hauptgegenstand einer Darstellung in der Mitte des Bildes anzubringen, zuvorderst bei Landschaften (S. 55), dann aber allgemeiner (S. 74) wie folgt:

»Die Mitte eines Landschaftsbildes soll nicht durch die Gegenstände eingenommen werden, die mit der meisten Kraft unsere Aufmerksamkeit anziehen; sie verlangen vielmehr eine excentrische Stellung, denn es ist eine unwahrscheinliche Absichtlichkeit für den Beobachter, dass er sich genau in dem Visirpuncte der Welt befinde, von dem aus sie in symmetrische Hälften zerfiele, und eben so unwahr für den Gegenstand, dass um ihn als Mittelpunkt sich die übrige gleichgültige Welt anlege. Man wird leicht bei unbefangener Betrachtung finden, dass jeder Durchblick durch ein Gebusch wirkungsreicher ist, wenn er ausser dem Mittelpunkt der Landschaft in einer sonst vernachlässigten Richtung eine neue Welt unerwartet öffnet, als wenn er gerade auslaufend, was sich von selbst verstand, nur die dritte Dimension der Ausdehnung veranschaulicht. Eine Baumgruppe wird ziemlich eitel und herausfordernd in der Mitte stehen, während sie ausserhalb ihrer eine anmuthige Unberechenbarkeit in das Ganze bringt. . . .«

Weiter. »Verbindet man mit jener pyramidalen Gruppierung, die man sonst als unverbrüchliches Gesetz der Composition betrachtete, den Sinn, dass die Hauptfigur oder Hauptgruppe überall den Mittelpunkt des Gemäldes einnehmen solle, so dürfen wir wohl entschieden widersprechen.

Wie in der Landschaftsmalerei, so auch hier ist diese Stellung allzu berechnet und absichtlich; gern geben wir zu, dass sie angewandt sei bei vielen kirchlichen Gemälden, die uns geradezu dem Kirchlichen gegenüberstellen, uns also in den Mittelpunkt der Welt blicken lassen, aber profane Darstellungen werden durch eine Excentricität ihrer Hauptfiguren besser die historische Natürlichkeit andeuten, durch welche diese in irgend ein Bruchstück der Welt gesetzt worden sind.«

So beachtenswerth diese Bemerkungen eines unsrer scharfsinnigsten Aesthetiker sind, mochte ich sie doch nicht ganz unterschreiben, indem ich zwar bis zu gewissen Gränzen die Thatsache zugestehen, aber den Grund derselben anders auffassen mochte. Wenn in einer Landschaft eine excentrische Stellung des Gegenstandes, der aus irgend welchen Gründen am meisten geeignet ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, vorthellhaft erscheint, so liegt meines Erachtens der Hauptgrund darin, dass, wenn eine centrale Stellung zur übrigen Aufdringlichkeit desselben noch hinzutritt, die Aufmerksamkeit leicht so stark darauf fixirt wird, dass das Bild hauptsächlich um des Gegenstandes willen, die Landschaft nur als dessen nebensächliche Umgebung da zu sein scheint, was dem Gesamteindrucke schadet, da der Eindruck einer Landschaft sich nicht von einem Punkte aus verbreiten, sondern aus dem Ganzen zusammenweben soll, wonach es für eine Landschaft principiell gar keinen Hauptgegenstand in demselben Sinne als für ein historisches oder religiöses Bild giebt. Durch die excentrische Stellung nun wird der auffällige Gegenstand auf den ihm zukommenden landschaftlichen Werth herabgedrückt.

Andre Bilder als Landschaftsbilder anlangend, so liegt vielfach das Hauptgewicht vielmehr auf einer Hauptscene, Hauptgruppe, Haupthandlung, wozu verschiedene Personen in verschiedenem Verhältniss beitragen, als auf einer einzelnen Figur, wonach dann allerdings keine einzelne Anspruch auf die Stellung in der Mitte hat; aber die Scene, Gruppe, Handlung, um die es sich in der Hauptsache handelt, hat doch die Mitte einzunehmen, und sieht man wirklich im Allgemeinen dieselbe einnehmen. Dass bei religiösen Bildern, wo eine einzelne Person durch ihre Bedeutung das Ganze beherrscht, diese Person die Mitte einnimmt, wird auch von Lotze nicht bestritten, und bei Portrats wie bei isolirter Darstellung von Hauptwerken der Architektur wird man die Stellung in der Mitte selbstverständlich finden ohne den Eindruck einer storenden Absichtlichkeit davon zu besorgen oder zu erfahren, was sich auch leicht dadurch erklärt, dass wir ja selbst im Leben uns absichtlich jedem Gegenstande, dem wir unser Interesse zuwenden, gerade gegenüber stellen, und unsern Blick nebensächlich von da nach beiden Seiten schweifen lassen.

Da wir überhaupt von jedem Bilde den Eindruck haben, es sei ein aus der Wirklichkeit herausgeschnittenes Stück; so kann ein Bild mit dem Hauptgegenstand (oder der Hauptgruppe) in der Mitte uns im Grunde weniger leicht den Eindruck einer unnatürlichen Mittelstellung des Gegenstandes als einer zweckmässigen Weise, das Stück herauszuschneiden und uns darzubieten, machen, was wir vielmehr nur wohlgefallig als missfällig empfinden können. Wenn freilich eine einzelne Dame im Bilde sich vor

dem Spiegel an der Wand putzt, kann sie nicht in die Mitte gestellt werden, um uns nicht den Rücken zuzukehren; und so kann es überhaupt manche Nebenmotive geben, welche nothigen, von der Mittelstellung der Hauptsache abzuweichen; als Hauptregel scheint sie mir doch festzuhalten zu sein.

U. a. gedachten wir auch der Grösse als eines stilistischen Mittels, die Bedeutung einer Hauptfigur gegen andre Figuren hervorzuheben. Es kann aber eine vorwiegende Grösse der Hauptfigur theils dadurch erzielt werden, dass sie mehr in den Vordergrund gerückt wird und hiemit optisch grösser erscheint, theils dadurch, dass sie mit symbolischer Bedeutung als wirklich grösser dargestellt wird.

Die Hauptfigur jedenfalls nicht in den Hintergrund zu schieben, vereinigen sich überhaupt mehrere stilistische Gründe. Indem sie sich damit verkleinert, uns entfernter scheint, das Detail derselben sich verwischt, zieht sie unsere Aufmerksamkeit weniger auf sich, läuft auch mehr Gefahr, durch Nebenfiguren verdeckt zu werden; doch wird man sie ausser in dem Falle, dass sie als Halbfigur geradezu vom unteren Bildrande durchschnitten wird, nicht leicht im äussersten Vorgrunde an diesem Rande erblicken. Denn einmal wird abgesehen von besonderen Bestimmungsgründen das Auge nicht am meisten vom Rande, sondern von der Mitte des Bildes angezogen, und die Hauptfigur würde auch nach der Höhenrichtung in diese Mitte zu versetzen sein, wie es nach der Breitenrichtung geschieht, wenn sie nicht eben zu sehr in den Hintergrund damit träte; zweitens besteht das Bedürfniss, mit dem Hauptgegenstande etwas von der Umgebung desselben mitzugeben, wobei ein Theil der untergeordneten Figuren von selbst mehr dem Vordergrunde zufällt. In sofern aber diese dadurch einen gewissen Vortheil vor der Hauptfigur im Mittelgrunde gewinnen, ist Sorge zu tragen, dass sie nicht durch Sorgfalt der Ausführung, Beleuchtung, auffallende Gewandung den Vortheil ihrer Stellung zu sehr verstärken; und man kann z. B. sagen, dass in dieser Hinsicht in dem berühmten Lessingschen Gemälde, Huss vor dem Scheiterhaufen, das stilistische Mass nicht ganz richtig eingehalten erscheint.

Eine symbolische Verwendung überwiegender Grösse zur Bezeichnung überwiegender Bedeutung einer Hauptfigur kommt meist in zu harten Widerspruch mit der Naturwahrheit, um häufig

Platz zu finden, und lächerlich würde es z. B. sein, wollte man ein Christkind aus diesem Grunde grösser, als die Erwachsenen, die es umgeben, darstellen. Dagegen sieht man nicht selten in älteren Bildern die Madonna riesengross gegen die vor ihr oder unter ihrem Mantel knieenden irdischen Figuren gehalten; und auch die Griechen haben sich dieses Mittels zuweilen bedient, die überwiegende Bedeutung von Göttern oder Heroen hervorzuheben. An dergleichen muss man sich doch gewöhnt haben, um es zu vertragen.

Endlich kann auch die Farbenvertheilung stilistisch nach der Bedeutung der Gegenstände abgewogen werden; und Sandrart (T. Akad. 1675. 63) gibt in dieser Beziehung folgende sehr bestimmte Regeln, die natürlich, wie alle solche Regeln, nur so weit durchzuführen sind, als sie nicht in Conflict mit andern, sie überbietenden, Regeln treten.

»Man muss die Farben also anlegen, dass das fürnemste im ganzen Werk vor allen zum reichsten, leichtesten und schönsten hervorkomme. . . . Man hat die gemeine und dienstmässige Personen der Figur mit schlechten oder gebrochenen Farben beyzubringen, als wodurch die fürnehmern ein mehreres Ansehen gewinnen. . . . Der Künstler hat sich dessen jederzeit zu befeissen, dass die principalen Personen mit den stärksten annehmlichsten Farben colorirt, am liechtesten besten Ort zu stehen kommen hingegen sind die gemeinen dunkeln Farben eigentlich und am besten dienlich zu den gemeinen Personen, die abseits in einem Winkel und Ecke stehen.«

Nicht minder verlangt die Art der Bedeutung ihre stilistische Rücksicht in Verwendung der Farben. Wenn es einmal hergebracht ist, aus welchem Grunde es immer sein mag, eine gegebene Persönlichkeit in ein Gewand von bestimmter Farbe zu kleiden, wie die Madonna seit einigen Jahrhunderten in Roth und Blau, so ist es stilmässig, sie auch ferner darein zu kleiden, um sie um so leichter erkennen zu lassen, und nicht eine Frage nach der Abweichung anzuregen, für die sich keine Antwort geben lässt, als das Belieben des Künstlers. Liesse sich freilich eine andere Antwort in einem bestimmten Motiv finden, was die Stilrücksicht überwöge, so könnte auch die Abweichung gerechtfertigt sein.

Abgesehen von Conventionen haben Farben einen gewissen Stimmungsscharakter, vermöge dessen sie stilistisch besser da- oder

dorthin passen können. Soll ein Gemälde seinem ideellen Gehalte nach einen ernsthaften Eindruck machen, so würde es gegen den Stil sein, es in heitrier Färbung und Beleuchtung darzustellen; wogegen man mehrfach in älteren wie neueren Bildern gefehlt findet. So war mir eine Grablegung von Fiesole in der Gallerie der Akademie zu Florenz merkwürdig durch den sehr heitern Farbeneindruck, den sie in Widerspruch mit dem Charakter der Aufgabe machte. Alle Figuren darin mit hellrothen und lichtblauen Gewändern, blondem Haar, viele mit goldenen Heiligenscheinen, wie zu einem heiteren Feste stimmend. In andern Bildern von Fiesole erfreut uns dieser heitere Charakter, hier macht er sich als Manier geltend. Auf der zweiten Leipziger Kunstausstellung sah ich ein Bild, wo durch den Himmel fliegende Engel die Leiche des Moses (einer Sage gemäss) in eine Höhle tragen. Die Engel hatten papageienbunte Flügel, und widersprachen damit der Stimmung, die das Bild erwecken sollte.

In Vertheilung des gesammten Stoffes eines Bildes gilt es stilistischerseits, zwei Extreme zu vermeiden, eine zu gehackte, zerklüftete, das Einzelne isolirende, und eine zu sehr in einander klumpende, den Blick verwirrende, Darstellung, wie man sie namentlich bei Schlachtenbildern häufig findet. Die Vorstellung verlangt eben so, am Faden anschaulicher Mittelglieder durch das ganze Bild geführt zu werden, als die Gliederung der Idee in einer anschaulichen Gliederung und demgemässen Trennung ausgesprochen zu finden. Also gilt es, Gebundenheit und Klarheit der Darstellung zu vereinigen.

Nicht minder verlangt der Stil, dass man dem Gegenstande, um dessen Darstellung es hauptsächlich zu thun ist, weder zu wenig, noch zu viel Umgebung mitgebe, jedenfalls so viel, als zur Bezeichnung, Erläuterung und kräftigen Entwicklung der Bedeutung des Gegenstandes nöthig ist, sofern sich solche bei völliger Isolirtheit desselben gar nicht geltend machen kann, und nicht mehr, als dazu nützlich ist, da sonst die Aufmerksamkeit zu sehr zerstreut wird. Ich sah ein grosses historisches Bild von Haach in Düsseldorf, darstellend, wie der schlafende Christus von den Aposteln im Schiffe auf stürmischem Meere geweckt wird, die Apostel machen erschreckte und angstvolle Mienen und Geberden; aber vom Meere sieht man nichts, als etwas in den vier Ecken des Bildes und eine in das Schiff hinaufschlagende Woge; das Schiff

füllt ziemlich das Bild. Hier ist von der äussern Ursache, an der die ganze Bedeutung der Scene hängt, zu wenig mitgegeben, und damit der Phantasie eine ergänzende Leistung aufgebürdet, die statt den Eindruck des Ganzen zu verstärken und zu beleben, ihm Abbruch thut. Anderseits sieht man wohl historische oder genrehafte Scenen so in eine weite Landschaft eingebaut oder die Staffage einer Landschaft so anspruchsvoll vortretend, dass der Eindruck, den jedes beider Elemente machen könnte, durch das Schwanken zwischen beiden leidet, indem jedes mehr bietet, als was sich wechselseitig unterstützt.

Beispielsweise erleutert sich diess durch folgende Beurtheilung einiger Bilder von Gentz, die sich auf der Berliner Ausstellung von 1864 fanden, in den Dioskuren 1864. S. 370. Sie stellen eine Caravane und ein Beduinenlager dar. Hier nimmt der landschaftliche Hintergrund einen so bedeutenden Platz ein »dass das Figurliche darin fast zur blossen Staffage herabgesetzt scheint.« Indem nun Beides, Landschaft und Figurencomposition »einem dem Grade nach gleichen, dem Inhalte aber nach verschiedenen Anspruch auf die Theilnahme machen, wird die Aufmerksamkeit zu sehr zwischen beiden getheilt und kommt kein einheitlicher, die Seele ganz erfüllender, Eindruck zu Stande«; die Bilder erreichen, trotz der grossen Virtuosität und technischen Sorgfalt ihrer Durchführung nicht die Wirkung, welche sie hervorbringen wurden, wenn sei es das genrehafte oder das landschaftliche Element das andre entschieden überwoge.

Mag es an vorigen Beispielen von Stilrücksichten nach erster Seite genug sein; und nur um Beispiele konnte es sich hier handeln.

Die zweite Seite des Stils anlangend, so kümmert sich die Natur auch nicht darum, die Mittel, durch die sie ihre Zwecke zu erreichen sucht, in möglichst wohlgefälliger Weise darzubieten; der Stil hat sich darum zu kümmern.

Wenn jemand einen Arm nach etwas ausstreckt, so kann er es in ungefälliger, eckiger, plumper, steifer oder in anmuthiger, den Eindruck gefälliger Leichtigkeit machender, Weise thun; der Zweck kann beidesfalls gleich gut erreicht sein; aber man wird die letztere Bewegung lieber sehen. So kann dieselbe Idee allgemeingesprochen mit (sei es direct oder associativ) ungefälligeren oder wohlgefälligeren Formen, Zügen gleich gut erfüllt werden, und es ist Sache des Stils, die letzteren vorzuziehen, nur eben mit Rücksicht, dass doch die Idee gleich gut erfüllt wird, oder, wenn nicht, dass von der Stilseite mehr gewonnen, als Seitens der Angemessenheit zur Idee verloren wird.

Göthe sagt einmal (gegen die Skizzisten*): »Die bildende Kunst soll durch den äussern Sinn zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äussern Sinn selbst befriedigen. Der Geist mag sich alsdann hinzugesellen und seinen Beifall nicht versagen«.

Diess tritt in die zweite Stilmforderung hinein. Es kommt nicht blos darauf an, dem Geiste etwas zu bieten, dessen Sinn gefällt, sondern es auch in einer Weise zu bieten, die gefällt.

Hienach drücken wir die zweite Stilmforderung so aus: unter den durch die sachliche Angemessenheit oder Foderung der Idee und durch die Stilrücksichten aus erstem Gesichtspuncte gestatteten Formen und Verhältnissen der Darstellung sind die vorzuziehen, welche auch abgesehen davon, — was wir hier Kürze halber an sich nennen wollen**) — am besten gefallen; — wofür wir aber auch setzen können: unter verschiedenen Weisen, wie sich eine Idee näher bestimmen lässt, ist unter sonst gleichen Umständen eine solche vorzuziehen, für welche eine an sich wohlgefälligere Darstellungsform angemessen ist. Beides aber kommt im Grunde auf Eins heraus, nur dass es manchmal bequemer sein kann, sich dieser oder jener Ausdrucksweise zu bedienen. In der That, jede andere Darstellungsform entspricht von selbst einer andern modificirten Idee; der Künstler aber hat bis zu gewissen Gränzen die Freiheit, jede allgemeine Idee so oder so modificirt darzustellen, und er hat die vortheilhafteste Modification vorzuziehen.

Die Rücksichten, welche aus diesem zweiten Gesichtspuncte des Stils zu nehmen sind, werden sich eben so wenig als die, welche unter den ersten treten, durch Betrachtungen erschöpfen und anders in Regeln bannen lassen, als dass man zu jeder Regel zufügt: sie gilt nur so weit, als sie nicht durch andere Regeln, mit denen sie in Conflict kommt, beschränkt oder überwogen wird. Ziehen wir auch hier Einiges beispielsweise in Betracht, ohne dabei vermeiden zu können, in manche früher angestellte Betrachtungen zurückzugerathen.

Namentlich ist es das Princip der einheitlichen Verknüpfung des Mannichfaltigen, von welchem wichtige Stilrücksichten zweiter Art abhängen. Sollte es allein und blos betreffs der anschaulichen

*) Propylaen S. 36.

**) Anderwärts ist das direct Wohlgefällige als an sich Wohlgefällige dem associativ Wohlgefälligen gegenübergestellt worden, womit der jetzige Gebrauch nicht zu verwechseln ist.

Seite des Kunstwerkes in Betracht kommen, so würde eine symmetrische oder überhaupt auf eine leicht fassliche Weise zurückführbare Anordnung der gesammten Composition das Vortheilhafteste sein; und durch alle Gegenrücksichten macht sich dieser Vortheil doch wie früher bemerkt stilistisch in so weit geltend, dass man nicht nur religiösen Bildern eine angenähert symmetrische Anordnung zu geben liebt, sondern auch in Bildern jeder Art eine gewisse gleiche Abwägung der Massen von beiden Seiten fodert. (Th. I. 181.) Aber im Allgemeinen ist doch das Hauptgewicht in Werken bildender Kunst auf die Festhaltung einer ideellen Verknüpfung des Mannichfaltigen zu legen, was in eine allgemeinere und höhere Kunstregel hineintritt. Andererseits ist der zweiten Seite des Principes der einheitlichen Verknüpfung Rechnung zu tragen. Das heisst, in so weit das Gefühl einer gemeinsamen Unterordnung unter die Alles verknüpfende Idee nicht leidet, was sich durch den Eindruck der Zersplitterung verrathen würde, ist die Mannichfaltigkeit möglichst ins Spiel zu bringen, um der Monotonie entgegenzuwirken, und sind demgemäss Stellungen, Wendungen, Ausdrucksweisen der Figuren möglichst zu variiren. Auch sieht man diess Stilprincip von den Künstlern überall befolgt, sehr oft freilich über das, was Gegenrücksichten gestatten, hinaus befolgt.

Wohl das schönste Mass in Abwägung aller stilistischen Rücksichten überhaupt, wie der Eindruck selbst beweist, namentlich aber auch in jetzt besprochener Hinsicht, bietet die Raphaelsche Sixtinadar. Die Hauptanordnung ist von erster Seite des Stils so einfach klar, dass es Niemanden erst eine Mühe macht, eine Figur im Bilde oder einen Gedanken über das Bild zwischen andern herauszuwickeln und doch, *welch' unerschöpflicher Reichthum* von Bewegung, Ausdruck, tiefer und erhabener Empfindung liegt in dieser Einfachheit und Klarheit und quillt im Eindruck daraus hervor. Die zweite Seite des Stils anlangend, so ist die Hauptanordnung symmetrisch, und wie schlecht würde es sich ausnehmen, wenn eine von den beiden Nebenfiguren viel näher an die Hauptfigur gerückt wäre als die andere; aber die Symmetrie ist allenhalben von lebendiger Bewegung durchbrochen. Der heilige Sixtus steht in etwas anderer Höhe als die heilige Barbara, und man sagt sich: er dürfte nicht gleicher damit stehen, um nicht, nachdem schon die Seitenstellung nahe gleich ist, vollends den Eindruck einer mechanisch erkünstelten Symmetrie zu Stande kommen zu

lassen; aber auch nicht viel verschiedener, um die wohlthuende Annäherung an die Symmetrie nicht ganz zu zerstören. Nun aber trägt zum stilistischen Leben und hiemit Reize des Ganzen bei, dass der heilige Sixtus von seinem etwas tiefern Stande in andachtsvoller Erhebung aufwärts, die heilige Barbara von ihrem etwas höheren Stande in demüthiger Abwendung von dem Glanze der himmlischen Erscheinung abwärts blickt, indess die Madonna über beiden und zwischen beiden gerade durchblickt, das Christkind aber etwas seitlich blickt, Alles durch die Natur der Aufgabe vielmehr zugelassen als gefodert.

Eine Durchführung desselben Principis lebendig durchbrochener Symmetrie kann man in dem Holbeinschen Madonnenbilde finden. In der That auch hier ist die Hauptanordnung symmetrisch in Beziehung zur Hauptfigur; aber die sechs Nebenfiguren, je drei zu jeder Seite, verschieben sich so gegen einander und zeigen eine solche Mannichfaltigkeit in Wendung ihrer Figuren und namentlich Köpfe, dass dadurch dem Bedürfniss einer lebensvollen Mannichfaltigkeit in vollem Masse genügt wird. Und auch hier dürfte man nicht viel daran ändern, etwa die drei weiblichen Figuren in eine Reihe rücken, oder die mittelste eben dahin sehen lassen, wohin die beiden andern sehen, oder die geneigte Stellung der mittelsten männlichen Figur gegen die beiden anderen aufgeben, sollte nicht dem Reize der Gruppierung durch die verminderte Mannichfaltigkeit wesentlicher Abbruch geschehen. Nur ist hier nicht eben so wie in der Sixtina mit dem stilistischen Vortheil der Mannichfaltigkeit zugleich der einheitliche ideelle Eindruck gewahrt, indem mehrere Figuren sich um andre Dinge als den Gegenstand der Andacht zu kümmern scheinen, während in der Sixtina die ganz verschiedenen Weisen, wie sich der heilige Sixtus und die heilige Barbara benehmen, nur zwei durch den verschiedenen Charakter der Persönlichkeiten modulirte Ausdrucksweisen andächtiger Verehrung desselben Gegenstandes sind. In dem Holbein'schen Bilde ein Auseinanderfallen, in dem Raphael'schen ein Auseinanderspannen.

Um den stilistischen Vortheil der Vermannichfachung der Stellungen und Wendungen überhaupt schätzen zu lernen, braucht man nur den vorigen Bildern gegenüber so viele altdeutsche, z. B. Cranach'sche Votivbilder zu betrachten, wo die Glieder der Stifterfamilie orgelpfeifenartig mit gleicher Wendung der Köpfe, gleichem

Ausdruck, neben oder hinter einander knien, oder auch so manche photographische Familienbilder, wo alle Glieder, um sich ganz voll zu präsentiren, pappelartig neben einander in aufrechter Stellung oder sitzend mit aufrechtem Oberkörper, geradegehaltenem Kopfe, das Gesicht dem Beschauer zuwenden, was freilich nicht bloß gegen den Stil, sondern zugleich gegen die sachliche Angemessenheit ist, denn es giebt kein natürliches Verhältniss, welches die Glieder einer Familie veranlassen könnte, sich so zu einander zu stellen oder neben einander zu setzen; wäre es aber der Fall, so dürfte es doch aus stilistischen Gründen nicht zum Abbild gewählt werden, weil es an sich durch Monotonie ungefällig ist. Auch suchen etwas künstlerisch gebildete Photographen dem Stilmachtheil dadurch zu begegnen, dass sie die Personen so zurecht rücken und schieben, dass eine gewisse Mannichfaltigkeit der Stellungen und Wendungen dabei herauskommt, nur dass sie freilich nicht damit erzielen können, was der Künstler erzielt, wenn er die Figuren aus einem einheitlichen Gesichtspuncte in seinem Kopfe so stellt, dass die Mannichfaltigkeit der Stellungen und Wendungen nur als die natürliche Gliederung eines solchen Gesichtspuncts erscheint, und die Idee vielmehr dadurch in Einzelheiten ausgeführt wird als in solche zerfährt.

Nun muss man sich freilich nicht einbilden, dass den Künstlern im Zustande der Begeisterung überall gleich diese vortheilhafteste Ausführung vorschwebt, mag es auch bei genialen Künstlern in glücklichen Momenten der Fall sein — in der Begeisterung für die Kunst traut oder muthet man der Begeisterung des Künstlers in der That leicht zu viel zu. — Die Künstler wissen aber sehr wohl, dass ein Theil des Reizes der Ausführung in der Vermannichfachung liegt, und die Stellung der Figuren im Kopfe der meisten Künstler auf Grund dieses Wissens mag sich von der äusseren Stellung durch den Photographen mit Hin- und Herschieben und Rücken oft bloß dadurch zum Vortheil unterscheiden, dass die inneren Figuren nicht so unbeholfen und unvollständig den Versuchen nachgeben als die äusseren, kurz dass der Künstler sie mehr in der Gewalt hat. Dass aber in der That diese Stilregel oft vielmehr nur nach einem äusserlichen Wissen von derselben als einem Gefühl, des auch die Gränzen ihrer Anwendbarkeit kennt, befolgt wird, ergiebt sich daraus, dass die Gränzen nicht selten überschritten werden. Zum Beispiel:

Wenn es grössere Versammlungen oder Aufzüge von vielen Personen darzustellen gilt, so ist unserm Stilprincip freilich in gewisser Hinsicht der grösste Spielraum geboten und erscheint die Forderung desselben am dringendsten, um der Monotonie zu entgehen. Nun aber sieht man doch bei wirklichen Versammlungen und Aufzügen vielmehr die Hauptmasse der Beteiligten in gleichem Sinne gestimmt, gewandt, gestellt, und erhält nur dadurch den kraftvollen Eindruck eines Alle einigenden Anlasses und einer einheitlichen Massenwirkung. Will der Künstler hier die stilistische Rücksicht der Vermannichfachung unbeschränkt walten lassen, so wird er diesen Eindruck, um den es ihm aus höherem Gesichtspuncte als dem der äusseren Stilrücksicht zu thun sein muss, zerstören; es würde der Eindruck, eines zerfahrenen Wesens daraus entstehen; also gilt es gerade hier eine sehr massvolle Anwendung unseres Stilprincipes. Doch findet man nicht selten der unrecht angewandten Stilrücksicht in dieser Hinsicht den Sinn geopfert; und noch kürzlich sahe ich in einem übrigens ganz interessanten Bilde, was einen Leichenzug von Mönchen darstellte, den Ausdruck der Mienen und die Wendung der Köpfe so variirt, dass über dieser malerischen Mannichfaltigkeit der einheitliche Zug des Zuges ganz verloren ging, und es aussah, als hätte jeder eine andere Art Trauermedizin eingenommen.

Wo sich der Künstler so zu sagen eine Güte in Anwendung des Principes thun kann, und auch nicht verfehlt es zu thun, ist die Darstellung eines Kampfgewühles; weil die ausgiebigste Benutzung des Principes hier ganz in den Sinn der Aufgabe hineintritt; nur trägt die Aufgabe, ein Gewühl darzustellen, selbst schon den Charakter der Zerfahrenheit und wird man sich nicht leicht von der Darstellung recht erbaut finden, wenn nicht wenigstens eine Hauptscene des Kampfes die Aufmerksamkeit zu centriren vermag.

Manche Bilder giebt es, die in der äusserlichen mechanischen Durchführung unsers Stilprincipes so zu sagen aufgehen, und doch mit einer Zuthat hübscher oder gerührter Gesichter ohne andere Vorzüge noch einen Effekt beim grossen Publicum machen, wozu ein erläuterndes Beispiel in Mises kl. Schr. S. 423 besprochen ist.

Nicht minder als zwischen verschiedenen Figuren eines Bildes macht sich das stilistische Princip der Mannichfaltigkeit bei jeder einzelnen geltend. So ist es im Sinne desselben, dass ver-

schiedene Theile des Körpers, die sich gegen einander bewegen können, statt in einfacher Fortsetzung von einander oder parallel mit einander, vielmehr in irgend einer Winkelstellung gegen einander dargestellt werden. Nur dass auch hier die beschränkende Rücksicht bestehen bleibt, dass alle Verschiedenheit durch ein einheitliches psychisches Motiv gebunden erscheinen und dieses sich der allgemeinen Idee des Kunstwerkes, in welches die Figur eingeht, unterordnen muss. Jedes Zuviel aber wird eben so durch den Widerspruch mit der sachlichen Angemessenheit oder den Forderungen der Idee wie dadurch verboten, dass es ins Eckige, Schroffe, und dadurch von andrer Seite ins Stilwidrige hineingeräth (vgl. Th. I. S. 64).

Bei selbständiger Darstellung einzelner Figuren wie im Portrait oder in der Plastik macht sich natürlich diese Stilregel mit noch grösserem Nachdrucke geltend als in zusammengesetzten Gruppen; und welche plastische Figur man ansehen will, man wird die Sorgfalt bemerken können, mit welcher die Künstler vermeiden, wider diese Stilregel zu sündigen. Zwar hat man, wenigstens nach den altägyptischen Figuren zu schliessen, mit der Sünde dagegen begonnen, hat aber auch an dem Eindrucke derselben das augenfälligste Beispiel von dem daran hängenden Nachtheile. Bei den klassischen Figuren selbst von ruhigster Haltung ist hiegegen kein Gelenk ganz müssig.

Wieder freilich hält diese Stilregel wie jede gegen überwiegende Forderungen der Idee nicht Stich. In dem Raphaelschen Tapetenbilde, der Predigt von Paulus, steht Paulus so zu sagen wie ein starrer Wegweiser mit rechtwinklich ausgestreckten parallelen Armen da; also zum Theil mit weniger Bewegung, zum Theil mit gleichartigerer Bewegung, zum Theil mit schrofferer Bewegung, als der allgemeinen Stilregel entspricht. Aber er soll auch wie ein Wegweiser dastehen; der ganz darin aufgeht, die eine Richtung zu zeigen, die zu geben Allen noth thut; gegen die Macht dieser Idee hält keine äussere Stilregel Stich. Doch würde man nicht wagen, Paulus als Einzelfigur so darzustellen, weil abgesehen vom fehlenden Motiv dazu die Stilrücksicht sich hier mit verhältnissmässig grösserem Gewichte geltend machen würde.

Leonardo da Vinci in s. höchst nützlichen Tractat von der Malerei 1747. Nurnberg. p. 6. 14. Observat. giebt folgende Regeln: »Nehmet in Acht, dass in euren Figuren der Kopf niemals auf die Seite stehe, wo sich die Brust

hinwendet, noch dass der Arm dem Bein gleich gehe. Wo ferner sich der Kopf gegen die rechte Achsel wendet, so machet, dass sich seine Theile ein wenig von der linken Seite abneigen. So die Brust sich aufwärts kehrt, so drehet den Kopf gegen die linke Seite, und die Theile der rechten Seite sollen viel höher sein, als die von der linken.«

Aber nicht die Verhältnisse von Figuren allein sind es, in denen sich das stilistische Bedürfniss, der Langweiligkeit zu wehren, geltend macht. Jede grössere leere oder monotone Fläche in einem Bilde droht in dieser Hinsicht Gefahr und muss so viel es irgend der Sinn des Bildes erlaubt, vermieden werden; ja es kann das stilistische Bedürfniss in dieser Hinsicht dringend genug werden, um selbst von der sachlichen Angemessenheit mehr oder weniger zu opfern, und Alles mehr zusammenzurücken, als es der Natur der Sache nach sein könnte, wobei übrigens auch das Bedürfniss, Vieles in engem Raume übersichtlich zusammengehalten zu geben, in Rücksicht kommt; man kann aber auch zu weit darin gehen, und durch zu dichte Ausfüllung des Raumes mit der stilistischen Rücksicht von erster Seite, Alles klar auseinander zu halten, in Conflict gerathen. Erwähnen wir Einiges beispielsweise:

Ein nettes erläuterndes Beispiel der Anwendung und Wirkung jetziger Stilregel kann man in dem lose um die Taille der Holbeinschen Madonna geschlungen und in langen Zipfeln herabhängenden rothen Bande finden. Sachlich war es nicht gefordert; aber man denke es sich weg, und man hat eine grosse Einöde in dem langfaltigen dunkeln Gewande, die nun durch diess einfache Mittel anmuthig belebt worden ist. In dem Darmstädter Exemplare ist überhaupt Alles enger zusammengeschoben, im Dresdener mehr auseinandergehalten. Der Conflict zwischen beiden Stilvortheilen macht sich hier dadurch geltend, dass Manche die vollkommnere Raumausfüllung dort, Andere, denen ich mich anschliesse, die klarere Auseinanderhaltung hier vorziehen. In manchen andern altdeutschen Bildern aber ist der Raum so mit durcheinandergeschobenen Figuren ausgefüllt, dass alle Klarheit verloren geht. Entsprechendes kann man freilich auch von antiken Reliefs an Sarkophagen bemerken; aber ich glaube, dass hiebei hauptsächlich folgendes Motiv bestimmend war. Die Wand eines Sarkophags hat die Hauptbestimmung, den Todten einzuschliessen, und nur die Nebenbestimmung, ein Bildwerk aufzunehmen. Tritt diess in einzelnen Vorragungen hervor, und stört dadurch erheblich die gleich-

förmige Erscheinung der Wand, so geht der Charakter des ersten Zwecks mehr verloren, als wenn sich die Figuren so eng drängen, dass sie fast wieder eine gleichförmige Gränzfläche und damit Wandfläche geben; die Wand scheint erstensfalls mehr zur Unterlage für das Bildwerk, als zum Einschluss für den Todten bestimmt, kurz, verräth mehr eine Bestimmung nach Aussen als nach Innen, was vermieden werden soll. Es ist derselbe nur in umgekehrter Richtung angewandte Gesichtspunct, nach welchem man Freskobildern auf einer Wandfläche keine grosse scheinbare Tiefe giebt.

Eine drastische Erläuterung der jetzigen Stilregel bietet sich in folgendem Geschichtchen.

Der Maler Platner in Rom hatte einen Carton von der Scene entworfen wie Hagar ihren Sohn Ismael auf Bogenschussweite von sich legt, und ihn wirklich so weit von ihr gelegt, dass eine grosse Leere zwischen beiden blieb. Cornelius und Overbeck kamen in sein Atelier, da er gerade nicht zu Hause war; sahen mit Erstaunen dieses stilistische Meisterstück und gaben ihrem Urtheil darüber dadurch einen Ausdruck, dass sie einen Ansatz nahmen und durch den Carton zwischen beiden Figuren durchsprangen; worauf Platner, als er nach Hause kam, mit Befremden ausgerufen haben soll: »das müssen ihrer zwei gewesen sein.« So ist mir selbst das Geschichtchen erzählt worden. Nach Befragen von Cornelius durch Max Lohde verhält es sich freilich in Wirklichkeit etwas anders*). Nicht Cornelius und Overbeck waren es, sondern der Graveur Matthäi, welcher durch das Bild hindurchsprang, und dazu die Bemerkung machte: »Genau so viel, wie ich fortgesprungen, muss weg.« Auch habe Platner nachher das Bild so verkürzt gemalt.

Das Colorit unterliegt von zweiter Seite her mindestens eben so wichtigen stilistischen Rücksichten als von erster Seite her, worüber sich schon Th. I. S. 182 einige Bemerkungen finden. Es giebt Bilder, in denen uns die Farben so zu sagen zugebrockt werden, und andere, in denen sie mit anmuthigem Wellenschlage dahin fließen. Wie aber die Symmetrie in Bildern, die das Leben darzustellen haben, auch lebendig durchbrochen werden muss, kann die reine Farbenharmonie in Bildern, die etwas viel Höheres, als diese Harmonie darzustellen haben, nur durchbrochen, modulirt, in solcher Annäherung Platz greifen, dass der Angemessenheit zur höheren Aufgabe noch genügt wird.

Inzwischen fehlt es nicht an Künstlern, die den Vortheil schöner Farbenwirkung zum Hauptgesichtspuncte des Bildes erheben;

*) v. Lutzow's Zeitschr. III. 1868. S. 5.

und daher theils Aufgaben vorziehen, die ihrer Natur nach Anlass geben, eine solche im Bilde hervorzubringen, rücksichtslos ob die Aufgabe und Ausführung sonst interessirt, theils auch in Widerspruch mit der Natur der Aufgabe solche anbringen; wogegen andre mehr als billig den Vortheil derselben vernachlässigen, und alles Gewicht vielmehr auf die Composition legen. Diess begründet den Gegensatz der sog. Coloristen und Componisten. Derselbe Gegensatz findet unter den Beschauern statt, sofern die einen sich verhältnissmässig mehr um das Colorit, die andern um die Composition kümmern. Beides sind Einseitigkeiten, doch ist die Einseitigkeit der Coloristen verwerflicher als die der Componisten; denn eine Composition kann selbst in farblosen Umrissen noch grosses Verdienst haben; aber nicht umgekehrt die Farbe ohne Composition.

Es durfte nicht ohne Interesse sein, aus den, in weiterer Ausdehnung nachzulesenden, Stilregeln, welche Marggraf in F. und K. Kunstbl. 1844 bezüglich des Colorits giebt, folgend, als aus den Werken von Giorgione, Paolo Veronese, Tizian, Gallait u. a. abstrahirbar, besonders ausgehoben zu finden:

»Bei Anwendung der stärksten, nachdrucklichsten und brilliantesten Farbencontraste ist die harmonische Haltung des Ganzen so entschieden ausgesprochen, dass nirgends eine einzelne Farbe oder ein einzelner Lichteffect überwiegend vorherrscht, indem die einzelnen Farben- und Lichteffecte auf eine solche Art angebracht sind, dass ihnen auf der entgegengesetzten Seite des Bildes vom Mittelpunkte aus gleiche Farben und gleiche Lichteffecte entsprechen, wodurch alle störenden, harten und einseitigen Gegensätze aufgehoben und ins Gleichgewicht gestellt werden. Dabei bewegen sich die Nachbarfarben meist in vollkommenen Gegensätzen, indem eine durch die andere gehoben und zuletzt dennoch im Ganzen die vollendetste Harmonie erreicht wird. So sehen wir neben dem kälteren Blau und Blaugrün, Grün und Violet, das wärmere Gelb oder Roth, neben dem Roth und selbst neben tiefschwarzen Farben das Weiss erscheinen, nicht um selbstgefällig für sich zu herrschen, sondern die benachbarte Localfarbe um so entschiedener wirken zu lassen, während durch eine dritte Farbe, die ihre Eigenschaft und Wirkung nach in der Mitte zwischen beiden steht, das hiedurch gewissermassen aufgehobene Gleichgewicht ohne Zwang wieder hergestellt wird«, u. s. w.

Der Verf. erläutert diese Regeln an Beispielen aus den Werken der genannten Meister, vergisst aber nicht, zu erinnern, dass der Schematismus, den sie begründen, keineswegs als mechanisch streng bindend anzusehen sei, indem überall der Geist es sei, welcher lebendig mache.

Recht bezeichnend für den Eindruck, den ein Werk von guter coloristischer Haltung auf solche zu machen vermag, die überhaupt für den Reiz derselben empfänglich sind, ist, was ein ungenannter Recensent in einer Beurtheilung von Lessings »Huss vor dem Scheiterhaufen« sagt:

»Im Ganzen genommen ist das Werk kein eigentlich coloristisches Bild. Es fehlt ihm hiezu die einheitliche malerische Gesamthaltung, eine wohlthuende Gliederung und Abstufung der Luft- und Schattenmassen und vor allem jene volle Farbengluth und Farbenseligkeit, welche die grossen Maler alter wie neuer Zeit als Merkmal der höchsten Meisterschaft an der Stirne tragen, es fehlt ihm desshalb auch der unwiderstehliche Reiz, den das wahrhaft coloristische Werk, noch ehe man überhaupt sich seines Gegenstandes hat bemächtigen können, wir möchten sagen, schon bei zwanzig Schritt Entfernung, auf jeden Beschauer ausüben wird.«

Die vielfältigen Angriffspunkte für die Stilistik nach beiden Seiten zugleich bietet die Gewandung dar, indem die grosse Freiheit, welche Seitens der Idee oder sachlichen Angemessenheit im Allgemeinen bleibt, das Gewand so oder so zu wählen, zu legen und zu färben, stilistisch eben so zur deutlicheren Bezeichnung, Charakterisirung, als zur wohlgefälligeren Darstellung der Personen und selbst zu einer befriedigenden Haltung des Ganzen in Formen und Farben benutzt werden kann, worauf schon früher (Th. I. S. 182) Gelegenheit war Bezug zu nehmen. Ist es doch in dieser Hinsicht in der Kunst wie in der Natur, nur in der Kunst noch über die Natur hinaus. Die fundamentalen Motive für die Anwendung und Abänderung der Gewandung sind von Natur durch äussere Zweckrücksichten gegeben; aber daran schliessen sich Motive für die Bezeichnung und Schmückung der Personen, verweben sich mit jenen Motiven und überwuchern solche sogar nicht selten. Die Kunst nimmt, insoweit sie eine nachahmende ist, das ganze Resultat davon in sich auf, die bunte Tracht des Türken wie die stattliche des Altspaniers; geht nun aber darüber hinaus, indem sie das, was danach noch frei bleibt, ihrerseits stilistisch zur Charakteristik und Schmückung der Personen und des ganzen Bildes verwendet.

Bei der Gewandung von Persönlichkeiten aus dem Idealgebiete ist die Freiheit in dieser Hinsicht natürlich von vorn herein grösser, als bei solchen aus dem Realgebiete, weil mit der ganzen Gestalt der Personen auch deren Gewand erdacht werden muss; nur wird diese Freiheit mehrfach durch Conventionen beschränkt. Nicht minder aber handelt es sich dabei um das Ob als das Wie der Bekleidung. Die griechischen Götter, Göttinnen und Heroen werden theils bekleidet, theils unbekleidet, der christliche Gott stets bekleidet, das Christkind in früheren Zeiten bekleidet, jetzt stets unbekleidet, erwachsene Engel bekleidet, Kinderengel

unbekleidet vorgestellt. Es würde einiges Interesse haben, den Motiven hievon näher nachzugehen, jedoch ein besonderes Studium und eine eigene Abhandlung fordern. Beschränken wir uns hier, das Gewand aus dem zweiten Gesichtspuncte der Stilistik etwas näher in Betracht zu ziehen.

Es giebt so unordentlich zerknitterte gegentüber so schön fallenden Gewändern, dass man davon einen ähnlichen Eindruck wie von einem widrigen Geräusche gegenüber einem reinen Tonfalle hat. Es giebt Gewänder mit so hart und eckig gebrochenen Falten, dass das Auge bei jedem Fortschritte darüber stolpert, und wieder andre mit so parallelen Falten, dass es eben so gerne den Zinken eines Kammes folgte, beides nicht selten bei alten Madonnenbildern. Es giebt so steif hauschige Gewänder, dass sie vom Körper und den Seelenbewegungen nichts durchscheinen lassen, dass wir eben nur das Kleid, was für sich zu sehen kein Interesse hat, nicht die Person darunter sehen. Es giebt hingegen Kleider, welche den Körper so futteralartig einschliessen, dass wir nur das Spiel des nackten Körpers, aber nichts von einem Spiele des Körpers mit dem Kleide, in welches jenes Spiel sich fortzusetzen und so zu sagen auszublühen vermag, wahrnehmen. Alles das, und selbst eine zu grosse Annäherung daran hat der Stil zu vermeiden. Nur freilich ist mit Vermeidung solcher Fehler d. i. Annäherungen an Extreme, der rechte Stil noch nicht gefunden; und nun hört man viel von einem Rhythmus der Linien in der Gewandung, dem Faltenwurf sprechen, ohne je im Stande gewesen zu sein, ihn anders als durch seine gefallende Wirkung und unbestimmte Ausdrücke zu charakterisiren. Meinerseits scheint mir diese gefallende Wirkung, nächst Vermeidung jener Extreme, wesentlich davon abzuhängen, dass wir erstens fühlen, die ganze Mannichfaltigkeit des Faltenwurfes stehe unter dem ordnenden Einflusse eines einheitlichen psychischen Principes, welches die ganze Gestalt stellt, bewegt und das Kleid und Wahrung der natürlichen Bedingungen seines Stoffes mit bewegt, zweitens, dass uns dieses psychische Princip selbst Beifall abgewinnt. Von erster Seite ist es die einheitliche Verknüpfung des Mannichfaltigen, was uns gefällt; aber die Lust daran möchte leicht unter der Schwelle bleiben, wenn sie sich nicht dadurch von zweiter Seite steigerte, dass wir in der Ordnung der Falten eine Ordnung des Geistes herausfühlen, die uns gefällt. Ein grossartiger, ein würdiger, ein anmuthiger, ein

leichter Faltenwurf verdanken im Allgemeinen solchen Gründen ihre Wohlgefälligkeit. Wie wundervoll ist auch in diesen Beziehungen die Sixtina. Man glaubt schon in dem Schwunge des Gewandes der Madonna, der massiven Schwere des Kleides des Sixtus, und der Weise, wie sich das Kleid der heiligen Barbara zusammennimmt, die Höhe, die Würde, die Demuth dieser Personen zu erkennen.

Die Gesammtheit von all' dem aber, was so zum Gefallen an einem Faltenwurfe beiträgt, ist es, was sich unklar im Ausdrucke eines schönen Rhythmus desselben zusammenfasst. Denn um sich zu überzeugen, wie wenig dabei auf einen directen, so zu sagen musikalischen Reiz, den man bei jenem Ausdruck im Auge zu haben pflegt, zu rechnen, braucht man sich das Kleid mit dem schönsten Faltenwurfe bloß abgezogen von aller Beziehung zum Menschen als reines Ding für sich vorzustellen, — was doch so schwer nicht sein kann — sich etwa zu denken, man fände ein solches Ding auf dem Felde gewachsen, und sich zu fragen, ob man an den rein anschaulichen Verhältnissen desselben noch Gefallen finden würde; womit nicht geleugnet, vielmehr oben ausdrücklich zugestanden ist, dass diese doch einesfalls günstiger liegen können als andernfalls, wonach das Hülfsprincip sie mit zur vortheilhaften Geltung bringen kann.

Auch die Verzierungen bieten ein sehr ausgedehntes Feld für die Stilistik nach beiden Seiten des Stils zugleich dar, sofern sie zugleich bezeichnend und schmückend wirken können, und gewähren hñemit eine Fülle von Beispielen zur Erläuterung der allgemeinen Stilregeln; doch lassen wir ihre Betrachtung hier bei Seite, um vielleicht anderwärts darauf zurückzukommen.

XXVII. Idealisiren.

Auch bei der Idealisirung haben wir von verschiedenen Auffassungen und Wendungen des Begriffes zu sprechen, zwischen denen man vielmehr sich willkürlich zu entscheiden, als klar auseinander zu setzen liebt.

Idealisiren leitet sich ab von Ideal; unter Ideal einer Sache aber versteht man die Sache, vorgestellt wie sie sein würde, wenn sie frei von Störungen und ihrem Wesen fremden Zufälligkeiten wäre, ihrer Idee vollkommen entspräche, das dafür Bedeutungslose abstreifte, eine Spitze erreichte, welcher man die Realität wohl zustreben sieht, ohne dass sie aber dieselbe erreicht; was Alles wesentlich auf dasselbe herauskommt, ohne dass freilich der Begriff des Ideals zugleich bestimmen kann, was man für diese Spitze, für Wesenstörungen, welche ihrer Erreichung im Wege stehen, für Abfall von der Idee halten will. Jedenfalls entspricht die Wirklichkeit unseren irgendwie geschöpften Vorstellungen in dieser Hinsicht im Allgemeinen nicht; und ist man, wenn auch nicht in allen doch vielen Beziehungen einig, was über die Wirklichkeit hinaus vom Ideal zu fordern sei. Nun ist es allgemeingesprochen ein Vortheil der Kunst, dass sie solchen Foderungen nach den Seiten, die überhaupt ihrer Darstellung zugänglich sind, besser als die Wirklichkeit zu entsprechen, ja selbst Vorstellungen in diesem Sinne zu begründen vermag, was eben durch das Idealisiren zu geschehen hat.

Dabei macht es aber einen Unterschied, und daran hängt gleich ein Unterschied in der Auffassung des Idealisirens, ob man das Wesentliche eines Individuums oder das Wesentliche einer Gattung vor Augen hat. Man kann sich eine Vorstellung, eine Idee von Dem, was an einem Individuum wesentlich und was an ihm zufällig ist, machen, und, indem man jeden Moment seiner Wirklichkeit selbst noch mit Zufälligkeiten behaftet sieht, das Individuum so darzustellen suchen, wie man sich denkt, dass es aussehen würde, wenn alle Zufälligkeiten, alles Unwesentliche, für seinen Charakter Bedeutungslose von ihm abfiele. Fragt sich freilich, ob eine reine Abstraction des Wesentlichen vom Zufälligen überhaupt möglich und wie sie zu bewirken ist. Gewiss jedenfalls ist, dass Idealisirung mancherseits und in gewissem Sinne so verstanden, und dem Porträtkünstler als das von ihm anzustrebende Ziel vorgehalten wird.

Für eine Gattung aber ist Vieles als unwesentlich, zufällig anzusehen, was zur Charakteristik eines Individuum wesentlich gehört, und so verstehen Manche unter Idealisirung überhaupt nur den Ersatz der Charakterdarstellung des Individuellen durch eine Darstellung, worin die allgemeinen Gattungscharaktere zum vor-

zugsweisen Ausdruck gebracht werden, und stellen die Aufgabe einer solchen Idealisierung als eine höhere Kunstforderung auf. Was man als eine realistische Darstellung einer in diesem Sinne idealisirten gegenüberstellt, unterscheidet sich im Allgemeinen nur dadurch davon, dass in jener die Idee concreter gefasst und in der Darstellung concreter gehalten ist, als in dieser. Z. B. es handelt sich, eine Schlacht darzustellen. Nun kann man sie als eine Schlacht zwischen Franzosen und Beduinen auf algierischem Boden darstellen, in welcher auch die Physiognomien der Kämpfenden jeder Seite so charakteristisch verschieden unter einander sind als der Wirklichkeit entspricht, wie es von Horace Vernet geschehen: man kann sie aber auch als eine Schlacht von einem gewissen allgemeinen Charakter überhaupt darstellen, in welcher von der concreten Beschaffenheit eines bestimmten Boden, einer bestimmten Nationalität und physiognomischen Verschiedenheit der Kämpfenden mehr oder weniger abstrahirt ist, indem zur Darstellung der Kämpfenden entweder geradezu bloß hergebrachte Idealtypen oder doch nur typische Formen etwa mit heroischem, barbarischem, griechischem, römischem Gepräge verwandt werden, wie es z. B. von Carl Rahl geschehen ist; wobei es nichts ändert, wenn einer solchen Schlacht doch der Name einer wirklichen Schlacht beigelegt wird, nur dass sie nicht den Anspruch und Eindruck mache, eine ganz bestimmte Wirklichkeit wiederzuspiegeln, und damit den Eindruck, dass ihr eine allgemeinere Bedeutung zukomme, preisgebe.

Beide Auffassungen kommen darin überein, dass Hervorhebung des Wesentlichen auf Kosten des Zufälligen, sei es des Individuum oder der Gattung für Aufgabe des Idealisirens erklärt wird, und so fassen wir sie aus diesem Gesichtspuncte Kürze halber unter dem Ausdrücke des Idealisirens im ersten Sinne zusammen. Weit üblicher jedoch als diese Auffassung ist eine zweite, mit der vorigen zwar verfolgbar zusammenhängende doch nicht zusammenfallende, wonach man in den Begriff des Ideals nicht bloß die Abwesenheit von Störungen des voraussetzlichen Wesens oder die reine Erfüllung einer voraussetzlichen Idee, sondern den positiven Begriff der Güte, Schönheit oder Kraft mit aufnimmt, und demgemäss unter einer idealisirenden Darstellung eine die Erscheinung des Wirklichen verschönernde, im Ausdrücke veredelnde oder kräftigende, den Charakter überhaupt irgendwie vortheilhaft über die Naturwirklichkeit erhöhende, Darstellung versteht. Nun

kann man freilich aus einem gewissen Gesichtspuncte alles Uebel, alle Hässlichkeit, alle Schwachheit in der Welt einer Störung ihres Wesens, einem Zurückbleiben hinter ihrer Idee beimessen; und hiedurch eben hängt diese Auffassung mit der vorigen zusammen und kann sogar einfach damit zusammenzufallen scheinen; Grund genug, dass sie sich so häufig damit verwirrt. Aber von andrer Seite lässt sich auch das Dasein des Uebels, der Häuslichkeit und jeder Unvollkommenheit in der Welt, sei es wegen metaphysischer Nothwendigkeit, sei es wegen einmal geschehenen Abfalls der Welt von Gott, worüber es hier nicht nöthig ist zu streiten, selbst zum wesentlichen Bestande der Welt rechnen. Und möchte man auch einen abstrusen Streit darüber anfangen, ob zum ursprünglichen wahren, letzten Wesen, so kann jedenfalls die Kunst nicht auf der Voraussetzung seines Wegfalls fussen, und hat sich zu hüten, die unvollkommene Welt vollkommener darzustellen, als in ihrer Möglichkeit liegt zu sein. Nicht den täuschenden Schein zu erwecken als ob das Uebel fehle, ist ihre Aufgabe, noch würde eine solche der Welt frommen; vielmehr soll die Rolle, welche das Böse in der Welt spielt, nicht minder als die Rolle des Guten durch die Kunst in ein helleres, klareres, reineres, höheres, Licht gestellt werden, als in der Wirklichkeit darauf fällt, wozu gehört, dass der Nachtheil, in dem es schliesslich gegen das Gute bleibt und bleiben soll, sichtbar werde, dass es das Gute durch seinen Gegensatz dagegen selbst hebe, dass es von ihm überwunden werde oder sich durch seine Folgen selbst zerstöre. Denn diess ist im Ganzen der Sinn, die Tendenz einer guten Weltordnung, und nur an der Erfüllung dieser Tendenz oder Aussicht ihrer Erfüllung vermögen wir uns zu erbauen. Aber dazu muss das Böse doch als Böses erscheinen. Was vom moralischen Uebel gilt, gilt vom Schmerze und jeder Unvollkommenheit. Ueberall kann man dem Künstler verwehren, dergleichen darzustellen, falls nicht ein historisches Interesse dazu antreibt, es nach seiner vollen Wahrheit darzustellen, oder falls er es nicht aus versöhnenden, aus lustvoll interessirender oder heilsam erschütternden Gesichtspuncten darzustellen vermag; an sich selbst ist es gar kein Gegenstand künstlerischer Darstellung. In so weit es aber ein solcher ist, wird es auch in seiner wahren Rolle darzustellen sein.

Diese allgemeinen Betrachtungen hindern jedenfalls, die Darstellung des Uebels überhaupt aus der Kunst zu verbannen, und

das Idealisiren im ersten Sinne einfach mit dem Idealisiren im jetzigen zweiten Sinne zusammenzuwerfen und zu verwechseln, wie es wohl mitunter geschieht. So sagt Hegner in seinem »Hans Holbein« S. 248: »ein Gesicht idealisiren, heisst dasselbe auf die höchste Stufe seines Charakters setzen, oder mit Beibehaltung persönlicher Aehnlichkeit in Zügen und Stellung veredeln.« Natürlich aber, wo der Charakter eines Menschen und mithin seines Gesichts und seiner äusseren Darstellung überhaupt kein edler ist, kann er es auch nicht dadurch werden, dass man ihn auf seine höchste Stufe setzt; also hat man guten Grund, das Idealisiren im ersten und zweiten Sinne zu unterscheiden. Im ersten Sinne kann auch das Ueble der Wirklichkeit durch die Kunst idealisirt, d. i. in reinster Ausprägung wesentlicher Momente wiedergegeben werden; im zweiten Sinne wird es durch die Kunst beseitigt. Eigen aber, dass in den Definitionen der Aesthetiker fast nur der erste Sinn des Idealisirens zur Geltung, im lebendigen Sprachgebrauche fast nur der zweite zur Anwendung kommt.

Mit Rücksicht hierauf meine ich, dass es nicht übel wäre, den Schulgebrauch des Idealisirens im ersten Sinne überhaupt fallen zu lassen, um hiemit zugleich die unklaren und unerfüllbaren Präensionen fallen zu lassen, welche der Gebrauch im ersten Sinne mitzuführen pflegt, indess für das, was als richtige Kunstfoderung davon festzuhalten ist, der minder leicht misszuverstehende und der Verwirrung mit der zweiten Auffassung nicht eben so unterliegende Ausdruck einer möglichst reinen, klaren und treffenden Charakteristik des Individuellen in individuellen, des Allgemeinen in allgemeinen Zügen zu Gebote steht; denn was nicht damit zusammentrifft, ist eben nicht festzuhalten.

In der That hat man in Rücksicht zu ziehen, dass eine reine Absonderung des Zufälligen vom Wesentlichen, was man dafür ansehen mag, überhaupt nicht möglich ist, sondern dass das, was von bleibender Bedeutung ist, überall mit zufällig Wechselndem so verwachsen ist, dass es sich gar nicht rein herauschälen lässt und der Künstler also doch nur eine bestimmte Ausprägung des Wesentlichen, Bedeutenden im Reiche des Zufälligen darstellen kann, ohne es darüber hinwegheben zu können. Freilich begegnet man nicht selten Phrasen und Auseinandersetzungen namentlich bezüglich der Portraitmalerei, als wenn der Künstler aus allen Momenten des Daseins eines Individuum so zu sagen ein *essentiales Extract*

geben könnte, und als wenn hierin die rechte Idealisierung läge. Wogegen mir scheint, dass der Porträtmaler, um nicht in ein überall verwerfliches Schmeicheln hineinzugerathen und doch über eine interesse- und bedeutungslose realistische Darstellung hinauszugehen, nur die Wahl hat, ein Gesicht entweder so darzustellen, wie es in einem seiner glücklichsten Momente, oder wie es in einem seiner charakteristischsten Momente, wo ein vorstechender Zug des Menschen auch zum vorstechenden Ausdruck kommt, oder wo es in einem mittleren, so zu sagen Gleichgewichtsmomente zwischen seinen verschiedenen Ausdrucksweisen überhaupt erscheinen kann, möglicherweise wirklich einmal oder dann und wann so erscheint, und dass eine mystische Kraft der Kunst mehr zu leisten, als die Wirklichkeit in dieser Hinsicht nach den vorgegebenen physiologischen und psychologischen Bedingungen zu leisten vermag, zwar derselben oktroyirt, aber weder theoretisch begründet noch in der Erfahrung nachgewiesen werden kann.

Im Allgemeinen wird es für jeden Menschen Momente geben, wo der Maler nichts Besseres thun könnte, als dessen Gesicht so wiederzugeben, wie es wirklich ist, so weit überhaupt die Mittel der Malerei reichen, und es nicht vorzuziehen scheint, ein etwa unangenehm auffallendes Härchen oder Fleckmal, was mit dem wesentlichen Eindruck, um dessen Aufbewahrung es zu thun ist, nichts zu schaffen hat, wegzulassen, als diesen Eindruck dadurch zu stören. Nur ist hundert gegen eins zu wetten, dass die Person weder wenn sie dem Maler sitzt, noch wenn er mit ihr nur in zufälligen Lebensbeziehungen zusammentrifft, demselben in einem solchen Momente gegenübertritt, in dem sie aus dem einen oder anderen Gesichtspuncte gemalt zu werden verdiente.

Und wenn es schon eine hohe und schwierige Aufgabe für den Maler ist, die Person in einem solchen, in Wirklichkeit doch nur flüchtig vorübergehenden, Momente in der Vorstellung festzuhalten, um sie möglichst getreu wieder zu geben, ist es eine um so höhere und schwierigere Aufgabe, aus den Momenten der Erscheinung, die ihm die Wirklichkeit vorführt, eine andere, der Festhaltung würdigere, zu construiren, welche ihm die Wirklichkeit vorführen würde, wenn er ihr nur im rechten Momente begegnete. Verlangt man nun doch diess vom Künstler, indem man eine Idealisierung im ersten Sinne von ihm fodert, so wird man sehr viel, doch vielleicht nicht zu viel von ihm verlangen. Wenn man aber meint,

wie man öfters zu meinen scheint, der Künstler könne die Wirklichkeit darin überbieten, dass er durch die Kraft seines Geistes Züge aus verschiedenen Daseinsmomenten der Person zur Charakteristik combinirt, welche sich von Natur nicht so zusammenfinden können, oder eine Resultante von dem auf einmal geben, was in Wirklichkeit nur nach einander vorkommen kann, und hiedurch den Charakter treuer, prägnanter, die Person sich selbst ähnlicher darstellen, als es die Natur selbst vermag, so ist es zwar leicht, der Kunst dies zuzumuthen, aber es liegt eine Unmöglichkeit vor, diese Zumuthung zu erfüllen, und nur klar zu machen, wie sie zu erfüllen sei.

Wenn nun schon dem Künstler die Person, die er darzustellen hat, nur zufällig in einem darstellungswerthen Momente und nicht leicht in dem darstellungswerthesten begegnet, so ist diess noch weniger bei dem Photographen (und Daguerreotypisten) der Fall, und das erklärt den Vorzug des guten Portrait vor der Photographie. Die Photographie giebt den Menschen, wie ihn der Photograph stellt oder wie er sich selbst dem Photographen stellt, kurz meist in einer erkünstelten Lage mit erkünsteltem oder alles Interesses baarem Ausdrücke, und so kann es freilich leicht kommen, dass das Portrait dem Menschen ähnlicher erscheint als die Photographie. Doch sieht man mitunter photographische Bilder namentlich von Frauen mit unbefangenen ruhigen Ausdrücke und in natürlicher Haltung, die es, abgesehen von manchen technischen Unvollkommenheiten der Photographie, mit dem besten Portrait aufnehmen können; aber es sind Zufälle und die Kunst soll den günstigsten Zufall zur Regel erheben. Die Kunstenthusiasten werden dies nicht zugeben; aber es ist so.

Interessant war mir folgendes Zugeständniss, was der factische Eindruck eines Daguerreotyps dem geistreichen Hauptmann in s. Briefen an Hauser (II. 84) ganz im Widerspruch mit seiner theoretischen Ansicht abgedrungen, in deren Ausdruck man die herrschende Ansicht wiedererkennt.

»Ich bin nichts weniger als ein Freund vom Daguerreotyp; aber wir haben jetzt ein Portrait von unserm Helenchen, das ist stupend; man kann's nicht genug ansehen, und es ist eben wie eine Zeichnung in hochster Vollendung. Eigentlich hatte die Daguerreotypie ihre Bestimmung erst in Nachbildung von Kunstsachen, von Bildern nicht nach der Natur. . . . Das Kunstbild eines guten Malers, das uns die ganze Natur eines Menschen darstellt aber kann es das? F., ist wahrer als das Daguerreotyp, das nur den Ausdruck eines einzelnen durch allerlei Zufalliges bedingten Sitzungsmomentes festhält, und es für das Bild des ganzen Menschen ausgeben will.« u. s. w.

Nun kann man fragen: wie aber fängt der Maler es an, aus dem, was er als wirklich sieht, das Mögliche, was er nicht sieht, zu construiren. In so weit es ihm überhaupt möglich ist, wird es, denke ich, so sein.

Täglich sehen wir die Züge des menschlichen Antlitzes mit dem Zustande der Seele wechseln; und so entwickelt sich allmählig in Jedem von uns ein Gefühl zugleich für die Bedeutung dieser Aenderungen und die Möglichkeit ihrer Auseinanderfolge, wonach wir denselben Menschen in seinen verschiedensten Gesichtsausdrücken wiedererkennen, wenn das Gesicht nur nicht so gewaltsam verzerrt wird, dass es die Gränzen dessen überschreitet, woran sich unser Gefühl gebildet hat. Sind wir nun nicht selbst Künstler, so bildet sich diess Gefühl bloß durch Anschauung receptiv aus, und bleibt auch nur receptiv, leitet uns nur in der Beurtheilung des Ausdrucks und seiner möglichen Uebergänge; bei dem Künstler aber, der es activ mit Stift und Pinsel in der Hand, viele Physiognomieen zeichnend und malend, ausgebildet hat, geht es auch so zu sagen activ in Führung des Stiftes und Pinsels mit über, und es reicht für ihn hin, eine Physiognomie in einigen ihrer Wandlungen zu sehen, um eine andre, die unter andern Umständen zu sehen wäre, und die mehr verdiente aufbehalten zu werden, daraus machen.

Wo es sich nicht wie beim Porträt darum handelt, eine bestimmte Wirklichkeit wiederzugeben, sondern die Wirklichkeit nur das Motiv hergeben soll, Scenen oder Charaktere von allgemeinerer Bedeutung darzustellen, wird die Unterdrückung oder Verwischung individuellster Züge zu Gunsten dieser allgemeinen Bedeutung wohl am Platze sein können, und hiemit die Weise Rahls der Weise Vernets gegenüber sich vertreten lassen, nur nicht als die allein gültige vertreten lassen. Was in dieser Hinsicht zu sagen, will ich in einem besondern Abschnitte (XXIX.) in Anknüpfung an einen Ausspruch Rahls selbst ausführen. Aber wenden wir uns nun zum Idealisiren im zweiten Sinne, dem des lebendigen Sprachgebrauches, und halten uns fortan an diesen.

Nach den, schon im XXII. und XXIII. Abschnitt angestellten, Betrachtungen wird man ein Idealisiren in diesem Sinne in so weit zu fordern haben, als es durch Idealität der Gegenstände gefordert wird, und mithin zur Charakteristik derselben gehört; in so weit aber noch gelten zu lassen haben, als es Nachtheile Seitens

verletzter oder abgeschwächter Charakteristik durch gegentheilige Vortheile zu überbieten vermag. Ersteres ist einfach und evident, indess Letzteres zu mehr oder weniger zweifelhaften und für den Aesthetiker misslichen Abwägungen führt, die man sich freilich leicht erspart, wenn man ohne Weiteres entweder das, was in der Kunstwelt zur Zeit vorgezogen wird, oder was man nach seinem subjectiven Geschmack selbst vorzieht, für massgebend hält.

Natürlich, wenn es für den Künstler gilt, Gott, einen idealen Christus, eine ideale Madonna darzustellen, so gibt es ausser conventionellen Symbolen, die nur eine Beihülfe und Nothhülfe, keine selbständige Leitung der Kunst sind, kein anderes Mittel dazu als Idealisirung menschlicher Persönlichkeiten im jetzigen Sinne. Zwar trifft der Künstler damit nicht das volle Wesen, reicht damit nicht an die erhabene Idee, die wir von diesen idealen Persönlichkeiten haben; aber indem der Künstler die ihm zu Gebote stehenden Mittel der Darstellung in der Richtung zusammenfasst und selbst steigert, in welcher die Natur selbst es thut, wenn sie sich ausnahmsweise zu höhern und edlern Bildungen erhebt, thut er doch sein Möglichstes, und soll nicht absichtlich oder aus Unvermögen darunter bleiben, als Künstler nicht weniger leisten, als die Kunst in dieser Richtung leisten kann. Und so haben die Griechen bei Darstellung des Jupiters den Gesichtswinkel selbst über das, was bei Menschen vorkommt, hinaus übertrieben, weil mit der Grösse des Gesichtswinkels der Eindruck der geistigen Höhe zunimmt.

Nun kann man freilich fragen, ob sich die Kunst überhaupt an Gegenstände, die mit grösstmöglicher Steigerung der Kunstmittel doch nicht adäquat dargestellt werden können, wagen oder solche anders als durch conventionelle Symbole darstellen solle. Aber wäre selbst die Antwort zweifelhaft, so wagt es unsre Kunst jedenfalls, und insofern sie es thut, hat sie auch im angegebenen Sinne zu idealisiren; denn zum Zweck muss man die Mittel wollen.

Betreffs der Frage selbst aber ist folgender Conflict zu erwägen. Wie hoch die Kunst in Idealisirung des Menschlichen gehen möge, so wie sie sich vermisst, das Göttliche damit darzustellen, zieht sie dasselbe herab und giebt leicht entweder dem Missgefühl Raum, dass in der Darstellung hinter der Aufgabe zurückgeblieben sei, oder dem vielleicht noch schwerern Nachtheil, dass die Aufgabe für erfüllt gehalten und das Göttliche für nichts Höheres ge-

halten wird, als was der Künstler darzustellen vermag. Beide Nachtheile machen sich wirklich geltend, der eine mehr bei den in höherem Sinne religiös Gebildeten, der andere bei den roheren Naturen. Die Gegengewichte gegen diese Nachtheile aber liegen in Folgendem. Unwillkürlich anthropomorphosirt der Mensch doch das Göttliche, und es kann nur von Vortheil gelten, wenn die Kunst es in würdigerer Weise anthropomorphosirt vorführt, als die kunstlose Phantasie für sich es darzustellen vermocht hätte. Der rohe Mensch verliert nichts, wenn ihm diese würdigere Vorstellung für seine unwürdige geboten wird; und die Bildung sorgt von selbst dafür, dass das Bild nicht als wirkliches Abbild, sondern als Symbol dessen, was es eigentlich darzustellen gilt, auftritt. Wer von uns meint denn, dass Gott wirklich so aussieht, wie er gemalt wird. Und wo böte sich anderseits die gleiche Möglichkeit, das Menschliche in grösster Schönheit, Erhabenheit, Würde, Anmuth darzustellen, der Menschheit Muster der Menschheit gegenüberzustellen, als in künstlerischer Darstellung religiöser, mythologischer und überhaupt die irdische Wirklichkeit übersteigender Persönlichkeiten. Muss man auch zugestehen, dass das Göttliche, seiner Wesenheit nach betrachtet, dadurch herabgezogen wird, so wird das Menschliche dadurch heraufgezogen. Gewohnheit, Bildung lässt uns jenen Nachtheil bald nicht mehr spüren, indess sie uns diesen Vortheil immer spüren lässt.

Die Idee des christlichen Gottes freilich ist so erhaben, dass man sagen kann, er stehe an der Gränze dessen, was sich die Kunst im Wege der Idealisierung des Menschlichen darzustellen erlauben kann; und niemals wird sie damit eben so befriedigen können, als mit der Darstellung untergeordneter idealer Persönlichkeiten. Ja, wollte die Kunst versuchen, ihn eben so für sich darzustellen, wie die Heiden ihre Götter darstellten, so möchten in der That die Nachtheile überwiegend werden. Seine Darstellung wird nur so zu sagen möglich dadurch, dass wir ihn im Zusammenhange darstellen als Gipfel, Centrum oder Haupthebel einer Scene im Himmel oder auf Erden, wo die Foderung, ihn seiner eigenen Idee gemäss darzustellen, gegen die Foderung, diesen Zusammenhang in ihm abzuschliessen, zu gipfeln, zu centriren, zurücktritt, und der Abfall von jener Foderung demgemäss minder leicht verspürt wird; wogegen der Bruch des anschaulichen Zusammenhanges stark gespürt werden würde, wollten wir Gott nur

durch ein conventionelles Symbol, wie das Dreieck in einem Lichtschein oder die aus den Wolken herabgestreckte Hand darstellen. Daher wird man auch nie eine Statue von Gott, einen gemalten Kopf von Gott besonders sehen; während es selbst noch von Christus und von Maria solche giebt. Soll aber das Weltgericht, soll die Schöpfungsgeschichte dargestellt werden, so kann die Darstellung Gottes nicht entbehrt werden, und die Darstellung solcher Scenen kann nicht entbehrt werden, ohne die Kunst so zu sagen um das Haupt zu kürzen.

Uebrigens kann man die Wirkung des Conflictes leicht in so manchen Aussagen über den Eindruck, den die vorzüglichsten Darstellungen Gottes machen, finden.

Auch wo die Idealisirung im jetzigen Sinne am Platze ist, hat sich der Künstler doch zu hüten, die Gränze des in der Natur möglich Scheinenden zu überschreiten, um nicht das Gegentheil seines Zweckes zu erreichen. Jeder sagt sich sofort, dass, wenn der Gesichtswinkel des Jupiter über eine gewisse Gränze hinaus übertrieben würde, wir vielmehr eine Missgestalt als einen erhabenen Gott würden zu sehen glauben. Ein grosses Auge in einem verhältnissmässig kleinen Gesichte erscheint gegenüber einem kleinen Auge in einem grossen Gesichte geistvoll oder seelenvoll. Aehnliches gilt von der Höhe der Stirne und dem Verhältniss des ganzen oberen Kopftheiles zum unteren. Hiegegen ist der ideale Mund nicht nur kleiner, sondern auch geschwungener als der gewöhnliche. Der Künstler bemerkt dergleichen garwohl und macht von solchen Bemerkungen Gebrauch. Aber weder die Grösse noch Kleinheit noch Schwingung des einen oder andern Theiles darf übertrieben werden. Die Schönheit liegt ja überall in einem gewissen Masse zwischen einem zu viel und zu wenig, und wenn die Natur sich in den unvollkomneren Bildungen vorzugsweise an das zu Wenig oder zu Viel hält, so wird die Idealisirung nach entgegengesetzter Richtung zu gehen und doch nicht zu weit darin zu gehen haben.

Unter den Nachtheilen, welche jede idealisirende Darstellung im jetzigen Sinne, selbst die berechnete, um so mehr die unberechnete zu überwinden hat, und welche beitragen müssen, die Berechnung derselben in engere Gränzen, als in denen sie sich zu halten pflegt, einzuschränken, ist folgender von besonderer Wichtigkeit.

Darstellungen dieser Art entbehren zwar nicht überhaupt der unterscheidenden Charakteristik; es wird das Weib, der Mann, die Jugend, das Alter, die Freude, die Anmuth, die Würde, der Zorn, die Zuneigung Alles noch seinen eigenthümlichen Ausdruck haben, aber Alles sich doch in gewisse allgemeine ideale Typen verlaufen, die nicht nur zwischen verschiedenen Bildern, sondern oft in demselben Bilde mit grösster Annäherung wiederkehren. Denn der in der Realität weit ausgebreitete Kreis individueller menschlicher Gestaltungen, Ausdrucksweisen zieht sich im Aufsteigen zum idealen Schönheits- und Kunstgebiete immer enger zusammen und wird auf dem Gipfel zu einem sehr engen Kreise. Es ist so zu sagen ein kleines Rund, in dem sich alle antiken Idealgestalten sammendrängen. Die neuern treten als abhängig davon in dasselbe mit hinein oder nur wenig darüber hinaus; insofern es aber der Fall ist, steht die Ausweichung unter dem Einfluss der Individualität des Künstlers und verähnlicht seine Figuren noch von einer anderen Seite. Man sehe die Darstellungen von Raphael, Cornelius, Overbeck, Schnorr, Genelli u. s. w. an, und man wird es bestätigt finden. Ja die meisten idealistischen Maler haben so zu sagen nur ein Gesicht beziehentlich für jedes Alter, jedes Geschlecht, jeden Stand, jede Nationalität, welches sie in dieser oder jener Gemüthsbewegung, wofür sie dann auch ihren stehenden Typus haben, oder in dieser oder jener andern Wendung darstellen, und die Figuren eines ganzen Volkes gleichen sich hienach in vielen Bildern mehr, als sich die Glieder einer Familie zu gleichen pflegen. Im Allgemeinen liegen einem idealistischen Maler bestimmte Gesichter eben so im Handgelenke, wie bestimmte Buchstaben einem Schreiber; und so erhält man eine Art kalligraphischer Menschen-schrift von der Hand des Künstlers, die sich wie jede kalligraphische Schrift gut ausnimmt, aber wenig Charakter hat, und in der man meist die Vorschrift wiedererkennt. Hieran aber hängt mehr als ein Uebelstand.

Um das Hohe zu messen bedarf es des Niedern als Elle; wenn aber in einem Bilde, worin Christus mit einem Haufen Judenthums oder Gott mit menschlichen Persönlichkeiten zugleich auftritt, schon in den untergeordneten Personen so ziemlich das Mögliche der Idealisierung geleistet ist, wie man nicht selten findet, was veranschaulicht dann noch die Höhe Christi oder der göttlichen Person? Wir haben in solchen Bildern etwas Analoges, als

wenn die ungeheure Abstufung zwischen Licht und Schatten, die uns die Wirklichkeit bietet, in wenigen lichten Tönen wiedergegeben werden soll; das Licht kommt doch nur durch den Schatten recht zur Geltung. Zu dem Abstände zwischen dem Hohen und Niederen vermissen wir aber zweitens die Mannichfaltigkeit, die wir gewohnt sind zwischen Persönlichkeiten derselben niederen Stufe zu sehen, da alle auf die höhere Stufe hinaufgerückt sind, und diess widerstrebt uns nicht nur als eine Naturwidrigkeit, sondern ermüdet uns auch durch Monotonie. Die Gesichter werden uns fast gleichgültige Nullen. Nun kann man sich allerdings durch die Schönheit aller einzelnen Figuren mit der Variation, welche das ideale Gebiet noch gestattet und die namentlich in Stellungen und Bewegungen nach dem S. 95 besprochenen Stilprincip möglichst ausgebeutet wird, für diese Nachteile in gewisser Weise entschädigt finden; man schwimmt so zu sagen in einem Elemente reiner Schönheit, welches seine Wellen nur so weit schlägt, dass deren Gränzen nie überschritten werden. Aber man kann nicht leugnen, dass dieses Schwimmen unter immer gleichem Wellenschlage auf die Länge in die Gefahr geräth, langweilig zu werden.

In einem Urtheile über den bekannten Genremaler Knaus*) las ich einmal: »Die Figuren von Knaus und namentlich seine Köpfe sind bis in die scheinbar zufälligsten Nüancen so prägnant und charakterwahr, dass sie fast immer den Eindruck machen, als müsse man diese Physiognomieen schon irgendwo gesehen haben.« Es ist wahr und man wird dasselbe bei den Figuren jedes guten realistischen Bildes wiederfinden. Aber wohl zu merken: man wird den Eindruck haben, als ob man jedes Gesicht irgendwo einmal im Leben und niemals in der Kunst gesehen habe, wogegen man bei den besten idealistischen Bildern umgekehrt den Eindruck hat, als habe man dasselbe Gesicht niemals im Leben und hundertmal in der Kunst gesehen.

Bis zu gewissen Gränzen liegt das nun freilich in der Natur der Sache, und so weit es der Fall ist, wer will es tadeln. Das ideale Gebiet giebt eben an sich keine grosse Mannichfaltigkeit her; und indem der idealistische Künstler in den Natur Vorbilder, wie er sie braucht, überhaupt nicht findet, kommt er von selbst dazu,

*) Dioskuren. 1864. S. 382.

in der Hauptsache die schon vorgegebenen Kunstvorbilder und sich selbst zu copiren. Hängen daran gewisse Nachtheile, so müssen wir uns ja in der Kunst überall unvermeidliche Nachtheile gefallen lassen, in so weit sie höhere Vorthelle einbringen; es fragt sich nur, in wie weit diess hier der Fall ist. Und sicher würde es mehr der Fall sein und möchten wir überhaupt Nachtheile der genannten Art wenig spüren, wenn sich die Idealisierung überall nicht weiter erstreckte, als bis wohin die Idee ihr Vorschub leistet, sich also auf wirklich ideale Persönlichkeiten beschränkte. Auch dasselbe schöne oder edle Gesicht sieht man gern oft und ohne Ueberdruß im Leben an, warum nicht ebenso in der Kunst, und warum nicht um so lieber hier, wenn es doch nicht ganz dasselbe bleibt. Aber auch im Leben würde man es nicht mögen, dass Alles, was sich nicht von Natur schön genug dünkte, schöne Masken trüge, und wäre ein ganzes Volk fast gleich schön, so würde der Reiz verloren gehen, der in der Abstufung des Niedern bis zum Gipfel liegt, und die Kraft verloren gehen, mit der sich der Eindruck hierin gipfelt. Warum aber sollte es auch hierin anders in der Kunst als im Leben sein? Wir brauchen im Grunde in der Kunst nur einen idealen Christus; aber viel Volks in weitem Abstände von Christus; und schon Abschnitt XXIII. gab Gelegenheit zu Bemerkungen in diesem Sinne.

Unstreitig übrigens ist eine Unterscheidung in der Schätzung zu machen zwischen Künstlern, welche die Idealgestalten erst zur Vollendung ausgebildet haben, und den nachgeborenen Künstlern, welche nichts Besseres aber auch nichts viel Anderes thun können, als wiederzugeben, was sie von jenen fertig empfangen haben. Indem wir dem aufwärtssteigenden Gange der Kunstentwicklung folgen, sehen wir in jenen mit Freude und Bewunderung die Schönheit, Anmuth, Kraft der menschlichen Gestalt und Bewegung zu einer seitdem nicht überschrittenen Stufe erhoben, und lassen den Anspruch auf eine Abwägung und Abstufung der Höhe, die wir nicht entsprechend bei ihnen finden, zum Theil auch in dem Gebiete ihrer Darstellungen nicht zu suchen haben, gern fallen. Sie waren im Aufsteigen neu und gross. Indem wir aber die spätern idealistischen Künstler immer auf derselben Stufe von geringer Ausdehnung sich herumbewegen sehen, welche von jenen als Gipfel erreicht ist, wie wenn die Höhe des Berges bloß aus seinem Gipfel bestände, befällt uns endlich leicht ein Ueberdruß, den wir uns hüten müssen in verkehrendem Rückblick auf die Werke jener

schöpferischen Künstler zu übertragen. In der That aber ist es fast zum Verzweifeln mit geringen Variationen, ohne neues und meist überhaupt ohne charakteristisches Gepräge, immer denselben höchst vollendeten stilmässigen Gestalten, Stellungen, Faltenwürfen zu begegnen, denen man schon so oft begegnet ist, ohne recht zu wissen, was man dagegen einwenden soll, als dass man ihnen überall auf den Heerstrassen der Kunst begegnet. Man wird ganz blasirt davon und fängt an, an die chinesischen Kunstbücher zu denken, in denen der Maler alle Figuren, die er zu seiner Composition braucht, schon vorgezeichnet findet.

Ich gestehe, von einer solchen Uebersättigung befallen worden zu sein, als ich einmal im hiesigen Kunstverein eine Anzahl religiöser und mythologischer Bilder und Cartons von neueren Künstlern ziemlich hintereinander gesehen, und hienach zeitweise eine Art Erquickung und oppositionelles Gefallen an einem Bilde empfunden zu haben, was mir in derselben Zeit zufällig vor die Augen kam, und das in seiner Ausweichung nach einem entgegengesetzten Extrem Vortheile geltend macht, welche jenen Nachtheilen idealistischer Darstellungen diametral entgegengesetzt sind, freilich zugleich mit Nachtheilen, welche ihren Vortheilen diametral entgegengesetzt sind. Es war ein Stich nach Rembrandt*), darstellend, wie Christus die Kinder segnet. Ich habe denselben Gegenstand schon sonst mehrfach von neueren Künstlern dargestellt gefunden, und überall einen Christus im herkömmlichen Typus, umgeben von einer Anzahl schöner Frauen und kleinen Engeln von Kindern, die Frauen alle in gewählter Attitude und schön gelegten Gewändern gesehen; und fast immer nur den Eindruck gehabt, dass diese Scenen im Atelier des Malers nicht sowohl spiele, als nach einem guten Stilrecepte zusammencomponirt — ich brauche geflissentlich diesen Ausdruck statt bloß componirt — sei. Anders bei Rembrandt; hier hatte ich (abgesehen natürlich von den holländischen Gesichtern, was für die wesentliche Wirkung gleichgültig ist) den drastischen Eindruck: so ist sie geschehen; oder doch: so konnte sie geschehen sein, und so stand Christus wirklich über der Masse seines Volkes. Die erhabene Einfachheit und Würde Christi tritt hier aus seinen niederen Hüllen und der Umgebung mit einem Haufen gemeinen Volkes mit der Kraft histo-

*) In v. Lutzow's Zeitschr. I. 1866. 492.

rischer Wahrheit hervor; Christus sitzt da im Freien, in natürlichster Haltung, in grobem, nachlässig fallenden, keine Stilprätension verathenden und doch nicht stillosen, Gewande, sein Gesicht nach einem alten edlen Typus profilirt, den zugleich ernsten, festen und milden Blick auf das vor ihm stehende Kind von plumper Form gerichtet, dem er die Rechte auf das Haupt legt, indess er es mit der Linken am Arme hält, damit es nicht davon laufe; denn weit entfernt, die Bedeutung dessen; was mit ihm geschieht, zu errathen, wendet es sich, scheu seitwärtsschielend, und steckt maulend den Finger in den Mund, nicht wissend, was der fremde Mann mit ihm will, dem es von seiner Mutter zugeschoben wird. Eine andre hinten stehende Frau hebt ihr Kind, um es in den Bereich Christi zu bringen, wie einen Ballen über eine halb bei Seite geschobene Nachbarin, die sich unwirsch danach umsieht, u. s. w. In keiner Figur giebt sich eine Spur des Bewusstseins der höheren Bedeutung der Ceremonie zu erkennen; die Frauen wollen nur ihren Kindern eine vor der andern die Segnungen einer wunderthätigen Hand zukommen lassen; eine sieht dumm oder neugierig dem Schauspiele zu. Christus allein weiss, was er thut, und erscheint als solcher, der weiss, was er thut.

Und war das nicht wirklich die hocherhabene und zugleich tragische Stellung, die Christus zu einem Volke einnahm, das erst Hosianna und dann Kreuzige ihn schrie; und tritt wohl dieselbe bei den gewöhnlichen idealistischen Darstellungen derselben Scene in gleich scharfes Licht.

Doch bin ich weit entfernt, dieser Auffassungs- und Darstellungsweise der Scene in jeder Hinsicht das Wort zu reden; sondern habe ihrer blos gedacht, weil sie in gewisser Beziehung den idealistischen den Rang abläuft. Im Ganzen hat sie sogar etwas Abstossendes. Denn erbaut kann man sich doch nur von dem Verhältnisse Christi zu dem Volke in diesem Bilde finden; das Gegentheil der Erbaulichkeit liegt in dem Verhältnisse des Volkes zu Christus, und dieses wenig erbauliche Verhältniss in ganz genrehafter Weise darzustellen, kann keinem Bedürfnisse entsprechen, was die religiöse Kunst als solche zu befriedigen hat. Auch war es ja nicht nöthig, die Mütter, die ihre Kinder zu Christus bringen, als Repräsentanten der Masse des gemeinen Volkes darzustellen; sie konnten einem edleren Theile des Volkes entnommen werden; und aus religiösem Gesichtspuncte kann es sich über-

haupt wesentlich nur handeln, die Scene mit symbolischem Charakter so darzustellen, dass die höhere Bedeutung einer Segnung der Kindheit durch Christus vielmehr verstanden als unverstanden sich ausprägt und dem Beschauer in diesem Sinne anschaulich einprägt. Ja, hätte ich viele realistische Darstellungen solcher Scenen in Rembrandt's Sinne gesehen, so möchte ich mich um so mehr an einer nur nicht gar zu verblasen gehaltenen idealistischen erfreuen; nur dass man vielmehr die idealistisch gehaltenen im Haufen sieht. Wenn ich aber sagte, man werde ganz blasirt von der Wiederkehr solcher Darstellungen, hätte ich vielmehr nur sagen sollen, dass ich selbst es geworden. Der herrschende Geschmack hingegen ist so durch die herrschenden Muster unterjocht worden, dass er nun nach einem Gewohnheitsbedürfniss überall sucht, was er überall findet.

So blasirt aber bin ich doch nicht, dass ich nicht in der Raphael'schen Sixtina und dem Gesicht des Ezechiel noch die schönsten und erhabensten Werke der Malerei zu finden, Cornelius apokalyptische Reuter zu bewundern und mich an so vielen Darstellungen von Genelli u. s. w. zu erfreuen vermöchte, Bildern, die dem Ideal geben, was des Ideals ist, indem sie sich in einem Gebiete, was der Vorstellung schon ganz idealisirt vorgegeben ist, auch ganz halten; und es giebt ja ein solches Gebiet, was durch Glauben, Mythos, Dichtung, Symbolik reich bevölkert ist mit göttlichen Persönlichkeiten, mit Engeln, Erzvätern, Heiligen, sogar heiligen Thieren, mit Göttern, Heroen, Heroinen; und ich sollte meinen, darin fände der idealisirende Künstler schon genug Spielraum für die reine Befriedigung des Bedürfnisses idealer Gestaltung. Wo aber das reale Gebiet von diesem idealen nur überragt wird, dieses in das reale hinabreicht, sollte meines Erachtens die Darstellung auch nur mit den in das ideale Gebiet gehörigen Gestalten gekrönt werden, indess das Streben, das reale Gebiet mit in die Höhe zu schrauben, durch nahe Nivellirung des Niedern und Hohen nur überwiegende Nachtheile obgenannter Art bringen kann.

Dabei gebe ich zu, um auch Gegenrücksichten ihr Recht zu lassen, dass es doch in biblischen Bildern sich rechtfertigen kann, die gemeinen Juden und untergeordneten Persönlichkeiten überhaupt, statt mit den heutigen Mänschelgesichtern, mit einem bis zu gewissen Gränzen idealisirten Gepräge darzustellen; nur

dass es in massvoller Weise und ohne so tiefgreifende Schädigung der Charakteristik geschehe, wie man zu finden gewohnt ist. Wir stellen uns ja die alten Juden, die in den biblischen Geschichten spielen, gar nicht mit den Gesichtern der heutigen gemeinen Juden vor, schon desshalb nicht, weil die Maler uns gewöhnt haben es nicht zu thun; aber auch wohl desshalb nicht, weil der Charakter der Heiligkeit jener Geschichten sich für uns in gewisser Weise auf das darin lebende und webende Volk im Ganzen reflektirt. Umgekehrt trägt die, in veredeltem Typus gehaltene Darstellung des ganzen Volkes dazu bei, Darstellungen, deren Hauptabsicht und Hauptinteresse gar nicht in charakteristischer Darstellung der uns umgebenden Wirklichkeit zu suchen ist, über der Eindruck einer solchen zu erheben und eine höhere Stimmung zu begünstigen. Und wenn eine anthropologische Wahrscheinlichkeit besteht, dass die gemeinen Juden vor Alters doch wie die Mauschels von heute ausgesehen haben, so hat sich nach einer schon früher (S. 64) gemachten Bemerkung der Künstler nicht um die wissenschaftliche, sondern um die herrschende Vorstellung derer, auf die er zu wirken hat, zu kümmern.

Aber mit all' dem sind die Nachtheile solcher Idealisierung nicht gehoben, nur durch Vortheile überboten; und man braucht nur so ins Bodenlose mit der Idealisierung zu gehen, als man oft gegangen sieht, so überwinden die Nachtheile und nimmt die höhere Stimmung, die man etwa noch dadurch erweckt finden kann, den Charakter einer solchen an, wie sie durch eine Rede in schönen Phrasen erweckt wird, so lange man dem Sinne nicht auf den Grund geht.

Hier, wie überall, wo ästhetische Vortheile und Nachtheile mit einander streiten, lässt sich eine feste Gränze des Rechten nicht ziehen, — immer wieder haben wir hierauf zurückzukommen — und muss man eine gewisse Breite zugestehen. Kann ich nun meinen Geschmack, der in der heutigen idealistischen Kunst, Alles in Allem genommen; zu viel nach dem einen Extrem neigende Schablone findet, nicht Andern aufdringen wollen, so dürfen doch mit Vorigem die Vortheile und Nachtheile, die man hiebei abzuwägen hat, richtig bezeichnet sein; mag man sie immerhin in Würdigung der heutigen Kunstleistungen anders abwägen, als meiner eigenen Empfindung entspricht.

Nun aber geht man mit der Idealisierung oft sogar in Gebiete

herab, wo die Vorstellung überhaupt nicht mit einer Idealisierung vorangeht, auf Grund der missverstandenen Rede, die Kunst solle uns in ein höheres Reich über die Wirklichkeit erheben. So sieht man hier und da gemalte Volksscenen aus der Profangeschichte oder dem profanen Leben, wo alle Geister schön, alle Stellungen anmuthig, alle Kleider neu, harmonisch in Farbe und von gewähltem Faltenwurfe sind, oder wo es wenigstens mehr der Fall ist, als dass wir eine Volksscene darin wiederfinden könnten; und es giebt Personen, welche Gefallen an solchen Darstellungen finden, ohne freilich wirklich in ein höheres Reich dadurch gehoben zu werden; denn das vorgespiegelte Reich ist unmöglich, und es ist unmöglich, sich hinein zu versetzen. Der Maler selbst hat sich nicht hineinversetzt, und die schönen anmuthigen Gestalten in den allgemeinen Rahmen, den die Idee gezogen, vielmehr hineingesetzt, als aus ihr heraus entwickelt; und wie er sie einzeln nach einem allgemeinen Schönheitsschema hineingesetzt hat, halten sich die Beschauer an das Einzelne oder finden sich im Allgemeinen und in unbestimmter Weise durch die Menge von Schönheit berauscht, die sie hier auf einmal zusammen sehen, indess sie in der Wirklichkeit lange auch nur nach einer einzigen Probe davon suchen könnten. Aber der Gewinn des Gefallens, den sie hievon haben, wird durch den Verlust überboten, den sie bei andern Kunstwerken dadurch erleiden, dass ihnen die höhere Schönheit, die aus der inneren Zusammenstimmung alles Einzelnen zur Idee des Ganzen hervorzuleuchten und durch den Eindruck der Wahrheit Kraft zu gewinnen vermag, verloren geht. Ein richtiger Sinn, der sich diesen Gewinn wahrt, wird durch die Untreue jener Darstellungen mehr verletzt, als durch die gehäufte Wohlgefälligkeit des Einzelnen erfreut.

Die schönen reizenden Gestalten und Stellungen sind uns ja darum nicht verloren, dass wir sie nicht am falschen Orte angebracht sehen. Nicht nur das wir sie in Darstellungen aus jenem idealen Gebiete suchen und finden können, so entbehrt auch die Wirklichkeit selbst ihrer nicht; man muss nur die Gelegenheiten aufsuchen, wo sie vielmehr in die Wahrheit der Idee hineintreten als aus ihr heraustreten.

So mag auch in einer Bauernhochzeit die Braut als ein hübsches Mädchen dargestellt werden; denn warum dem Maler zumuthen, vielmehr eine Hochzeit mit einer garstigen als hübschen

Braut zu malen. Man heirathet am liebsten ein hübsches Mädchen, man malt sie am liebsten und sieht die gemalte am liebsten. Wo gar kein Interesse an einer Scene vorliegt, ist sie überhaupt nicht zu malen, und meist gipfelt das Interesse an einer Scene in einer Person als Centrum der Beziehungen darin. Dadurch nun, dass die Braut hübsch ist, gewinnt sie nicht nur selbst, sondern gewinnen auch alle Beziehungen dazu an Interesse und Reiz. Wenn die bäuerliche Braut aber nicht bloß hübsch sondern auch fein aussieht, wenn die Brautjungfern und Zuschauerinnen sämmtlich auch hübsche oder doch interessante Gesichter haben, so haben wir statt einer Bauernhochzeit nur die Maskerade einer solchen und alle Beziehungen verlieren durch das Gefühl der Unwahrheit an Interesse und Reiz. Nun findet freilich hierin wieder keine bestimmte Gränze statt. Warum soll es nicht auch unter den Bauernjungfern bei Bauernhochzeiten ein und das andere hübsche Mädchen geben, und wenn man in der Wirklichkeit am liebsten die Hochzeit ansieht, wo es deren am meisten giebt, warum soll nicht der Maler eine solche in der Idee und Darstellung vorziehen, wo es am meisten giebt. In der That, er mag es; nur dass, wenn er zu viel darin thut, das Gefühl der Unwahrscheinlichkeit beim Zuschauer überwiegend wird, und die Freude an der naturgetreuen Erfüllung der Idee des Gegenstandes mehr verkürzt wird, als durch die Freude, ein schönes Gesicht mehr zu sehen, gewonnen wird; daher der Maler besser thun kann, lieber eins weniger, als eins mehr zu malen; abzählen lässt sich's freilich nicht, wie viel. Ja er kann es in seinem Vortheil finden, alle schönen reizenden Gesichter bei Seite zu lassen, wenn er eine Scene darstellt, wo sie doch gewöhnlich fehlen und mit der Natur der Scene nichts zu schaffen haben; nur muss er dann ein Interesse auch abgesehen davon in die Scene zu legen und um so mehr durch naturgetreue Charakteristik zu befriedigen wissen.

Beides freilich vermögen viele Künstler nicht, und so sind manche Genrebilder der Art, dass sie ihren ganzen Reiz nur der Schönheit oder Anmuth der darin auftretenden Personen verdanken, die dadurch, dass sie der Scene unwesentlich und an sich fremd, wenn nicht gar widersprechend ist, eine Einbusse an der Kraft der Wahrheit mitführt, welche ein so wesentliches Lebensmoment der Schönheit ist. Man kann zwar an solchen Bildern immer noch von gewisser Seite Gefallen finden, wenn sie nicht durch zu starken Widerspruch mit der Wahrheitsforderung ver-

letzten, doch wird den Beschauer immer ein Gefühl dabei beschleichen, dass der Künstler so zu sagen der Idee geschmeichelt oder ihr etwas abgeschmeichelt habe, was der Strenge der Kunst widerspricht. *)

Zur Erläuterung will ich an ein Bild von Lasch erinnern, welches einmal im Leipziger Kunstverein ausgestellt war, und vielen Beifall erwarb; auch hat es in einer Berliner Ausstellung die kleine goldene Medaille für Kunst erhalten. Es stellt den Heimgang einer Bauerngesellschaft von einer Kirmess dar. Den Mittelpunkt des Bildes nimmt ein jubelnder trunkener Bursch ein; und auch einem Burschen hinten sieht man an, dass er des Guten zu viel gethan hat. Hierin und in einer Geige, die einer der Heimkehrenden trägt, liegt aber auch Alles, was man charakteristisch für den Heimgang von Dorfleuten aus einer Kirmess finden kann. Die 6 oder 7 Bauernmädchen, die im Zuge mitgehen, sammt einem Kinde, das von einem Bauer getragen wird, sind alles ganz allerliebste reizende Geschöpfe mit einer Lieblichkeit und selbst Feinheit des Ausdrucks und Behabens, dass man sie nur gern ansieht; aber wo giebt es ein Dorf mit lauter solchen reizenden Geschöpfen. Und wie passen solch feine Gesichter zu den groben Schuhen. Zwar ist einigen Gesichtchen ein Zug häuerlicher Naivität gleichsam als Würze beigemischt, der sie in der That noch reizender macht; doch ist das Verhältniss der Wirklichkeit eben damit verkehrt, dass der Grundzug die Nebenrolle spielt. Im Uebrigen ist der ganze Zug so gehalten, dass ein Bekannter von mir, der mit häuerlichen Verhältnissen vertraut ist, gar nicht glauben wollte, das Bild stelle wirklich den Heimgang von einer Kirmess dar, vielmehr den Titel des Bildes »Nach der Kirmess« als einen Hingang nach einer solchen deutete; der Jubel des Burschen sei blos ein Jubel vorweg. Oft genug sei er selbst bei Bauerkirmessen gewesen, und wisse sehr wohl, dass es bei der Heimkehr von solchen ganz anders aussehe und zugehe, wie hier, wo noch die grösste Sauberkeit und Ordnung unter den Heimkehrenden herrsche, nicht einmal Bierflecke auf den Hosen der Betrunknen zu sehen wären.« Nur

*) Eine Mehrzahl von recht plumpen Beispielen falscher Idealisierung fand ich Anlass in einer kleinen Schrift »Ueber einige Bilder der zweiten Leipziger Kunstausstellung, von Dr. Mises. Leipzig 1859«, mit aufgenommen in die kleinen Schriften von Mises zu besprechen.

der Umstand vermochte ihn endlich von seinem Irrthum zu überzeugen, dass im Hintergrunde eine Kirchweihfahne auf einer Schenke aufgesteckt ist, welcher die Heimkehrenden den Rücken zuwenden.

Frage mich nun jemand, ob ich das Bild lieber angesehen haben würde, wenn die lieblichen Bauermädchen durch plumpe Bauerdirnen, wie man sie in jedem Dorfe findet, ersetzt und die Hosen des Trunkenen voll Bierflecken wären, so würde ich es durchaus verneinen; vielmehr hätte ich es dann gar nicht ansehen mögen, und die realistische Wiedergabe der Unreinlichkeit hätte gar Ekel erweckt, während ich jetzt mich gern mit den einzelnen Gestalten beschäftige; aber wie ich sie in der Idee des Ganzen zu verknüpfen suche und an dieselbe halte, fangen sie mir an zu missfallen, ich finde mich gestört, und das sollte nicht sein. Vermochte der Künstler den Gegenstand nicht zugleich wahr und anmuthig darzustellen, so sollte er ihn überhaupt nicht darstellen.

Kunstwerke der Art, in welchen die Idee bloß benutzt ist, um Schönheiten wie an einem Faden aufzureihen, ohne dass das gemeinsame Dasein dieser Schönheiten in der Idee des Ganzen wesentlich wurzelt, verhalten sich zu den ächten, wo sie im Zusammenhange mit minder schönen und nach Umständen selbst unschönen Einzelheiten aus der Idee selbst hervorstechen, wie der ganz aus Blumen zusammengesetzte durch einen Faden zusammenhängende Kranz zur blühenden Pflanze mit Blüten, Stengeln, Wurzeln. Man kann in ersterm viel mehr schöne Blumen anbringen, als letztere von selbst zu tragen vermag, kann sich auch wohl einmal den Kranz gefallen lassen, da man immerhin gern viel Schönes beisammen sieht, ohne überall zu fragen, wie es zusammenhängt; aber die Kunst soll doch vielmehr einem Garten voll blühender Pflanzen als einer Halle, in der Kränze aufgehängt sind, gleichen; und während man der blühenden Pflanzen niemals überdrüssig wird, wird man der Kränze sehr bald überdrüssig.

Wieder aber will ich zugeben, dass ein leiser Zug der Idealisierung, der im Zusammenhange durch das Ganze einer Darstellung aus realem Gebiete geht, einen Reiz darüber breiten kann, welcher den Nachtheil überbietet, der daran hängen bleibt, dass die Darstellung nicht mit der vollen Kraft aus dem Leben selbst gegriffener Wahrheit wirkt. Die Idealisierung muss nur eben leise genug sein, dass das Gefühl eines Widerspruches mit der

Wahrheit nicht über die Schwelle tritt, vielmehr uns Alles noch zu einer in den bestehenden Bedingungen der Wirklichkeit begründet scheinenden Möglichkeit zu stimmen scheint. Dann können wir uns wirklich daran erfreuen, als an etwas, was, wenn es nicht in der Regel so ist, doch so sein könnte und so sein möchte. Hieher rechne ich Darstellungen von Leopold Robert und Ludwig Richter.

In der That, bei den Familien- und Volksscenen Ludwig Richters, um uns an diess nächstliegende Beispiel zu halten, hat man im Allgemeinen das Gefühl, es sind Scenen eines glücklichen Familienlebens oder eines gesegneten Volkslebens, wie solche wohl sein könnten und wir wünschen möchten, dass sie überall wären. Sie erscheinen uns vom Künstler aus der Masse derer, die allenthalben zu sehen sind, die aber zu sehen nirgends ein Interesse hat, herausgehoben, und das Reizende darin mit einer so feinen, eingehenden und treffenden Charakteristik durchdrungen und diese umgekehrt so reizend gewendet, das Ganze so harmonisch gestimmt, dass wir nichts zu wenig und nichts zu viel finden, und nicht sowohl eine Ueberhebung über die Wirklichkeit, als eine leise Erhebung der Wirklichkeit in ein mustergültigeres Gebiet darin erkennen können. Einer solchen aber können wir uns gar wohl erfreuen, wenn schon diese Darstellungen nicht den Eindruck machen, so rein aus dem realen Leben gegriffen zu sein, als z. B., um nur ein paar neuere Namen zu nennen, Bilder von Defregger und Bildchen von Hendschel, die sich noch enger an das Leben, wie wir es zu finden gewohnt sind, anschliessen, und mit der grösseren Entfernung vom Ideal der Gefahr, einen durchgehenden Typus erkennen zu lassen, noch weniger unterliegen. Auch diese aber verfallen damit nicht ins Prosaische und Gemeine, da vielmehr auch sie Seiten des Lebens, welche das Gemüth oder den Humor ansprechen, in Scene zu setzen wissen. So kann die Darstellung von Scenen aus dem realen Leben überhaupt etwas mehr ans Ideale anklingen oder mehr den Eindruck rein realistischer Wahrheit anstreben; und beiderlei Darstellungen können jede in ihrer Art erfreulich sein.

Und so, um noch einmal auf die Darstellungen auf idealem Gebiete zurückzublicken, werden durch vorwiegend idealisirende Darstellungen heiliger Geschichten solche in Rembrandt's Sinne nicht ausgeschlossen sein, nur dass nicht so bis ins Niedrige damit herabgestiegen werde, als in obigem Beispiele, und als Rem-

brandt überhaupt liebt. Nur eben sah ich ein neues Bild von Hofmann in Dresden, Christus vom Schiffe aus dem Volke predigend, ein in gewissem Sinne reizend schönes Bild; aber ich sah eben nur Christus, der einer reizend schönen, reizend gruppierten Versammlung aus der Kunstwelt predigt, nicht Christus, der einem Volke predigt. Von Rembrandt hätte ich nicht jenen, aber diesen gesehen.

Auch im Felde des Porträts wird man sich vor Exklusivität zu hüten haben. Ein in unserem jetzigen Sinne idealisirtes Porträt ist ein geschmeicheltes. Nun lässt sich zwar der Mensch im Porträt wie in der Rede gern schmeicheln, aber die Schmeichelei gefällt eben nur dem Geschmeichelten; jeder Andre zieht das wahre Porträt vor. Es giebt Porträts alter Meister mit rother Nase, klumpigen Gesichtszügen, verschwommenen Augen, die uns doch besser gefallen, die wir kunstmässig schöner finden, als die geschmeichelten und einschmeichelndsten Porträts so mancher neuen Künstler. Vor Kurzem lag mir eine Sammlung von Photographieen nach Porträts der literarisch berühmten deutschen Frauen neuer Zeit vor. Bei den meisten fühlte man heraus, die Porträts seien geschmeichelt, und blätterte mit einer Art störenden Misstrauen das ganze Werk durch.

Dennoch kann auch bei Darstellung realer Persönlichkeiten eine Idealisierung bis zu gewissen Gränzen im Rechte sein, wenn nämlich die Darstellung eine monumentale sein soll, indem Monumente gewissermassen zugleich Apotheosen sind, und es einen gerechtfertigten Zweck haben kann, einen grossen Mann nur nach der Seite seines Wesens, die ihm das Monument verdient hat, für die Nachwelt zur charakteristischen Darstellung zu bringen. Hier mögen Züge in dieser Richtung stärker hervorgehoben, widerstrebende mehr gemildert werden, als es sich mit einer ganz naturwahren Charakteristik überhaupt verträgt. Mancher Wohlthäter der Menschheit ist doch der Sinnlichkeit mehr als billig ergeben gewesen; die Erinnerung hieran in seinem Antlitze aufzubehalten, kann seinem Andenken und der Wirkung dieses Andenkens nicht frommen. Nur muss man sich nicht verhehlen, dass, indem man mit monumentalen Darstellungen vielmehr eine Idee, die in dem Menschen ihre Vertretung gefunden hat, als den Menschen selbst darstellt oder zwischen jener Darstellung und seiner individuell zutreffenden Darstellung schwankt, die Kraft des Eindrucks, der an der

Wahrheit hängt, geschwächt und das Interesse, was man insbesondere an der Wahrheit der Porträtstatue nimmt, nicht befriedigt wird. Ein Monument, was den Menschen in voller Treue wiedergiebt, wird in dieser Hinsicht immer einen stärkern Eindruck machen, nur leicht den Zweck des Monuments verfehlen, wenn die äussere Erscheinung des Menschen dem monumentalen Charakter widerspricht. Am glücklichsten, wo ein Conflict in dieser Hinsicht nicht besteht, und der Künstler seinen Mann wie jener Steinmetz, dessen ich S. 39 gedachte, seinen Kaiser abkonterfeien kann; aber allerdings sind Conflictе der Art nicht selten.

Ein frappantes Beispiel der Verlegenheit, den Conflict zu lösen, ja der Unmöglichkeit ihn glücklich zu lösen, bot das im Wiener Stadtpark aufzustellende Monument für den Lieder-Componisten Franz Schubert dar. *) Zur Errichtung desselben war ein Capital zusammengebracht und drei Künstler Wiedemann in München, Kundtmann in Rom und Pilz in Wien eingeladen, sich mit Skizzen an der Concurrenz um die Ausführung zu betheiligen. Keine der drei Skizzen genugte, und wie war es auch möglich, sagt der Berichterstatter »wo wie bei Schubert nicht nur der geistige Mensch, mit seinem tiefinnerlichen, feinbesaiteten, Seelenleben, sondern auch die äussere Erscheinung in ihrer charaktervollen unschönen Derbheit sowohl unter sich, als mit den Stilgesetzen der Plastik in Widerspruch gerathen. Diesen fast wie der edle John ins Breite gegangenen Körper, . . . diesen feisten Krauskopf mit den Schlemmerlippen und der bebrillten Stumpfnase, wer will ihn uns bilden in ganzer Figur, wer kann es, ohne seinem eigenen, dem Genius des gottlichen Sängers Eintrag zu thun, der für uns der Inbegriff alles Zarten und Innigen, die Psyche des deutschen Liedes selber ist.«

Wiedemann hatte die Erscheinung Schuberts mit der Unordnung seiner Haare, dem freistehenden Vaternorder, dem ausgerundeten Bauchlein, so naturalistisch wiedergegeben, dass die geistige Bedeutung des Mannes darüber nicht zur Aussprache kam, vielmehr derselbe erschien »wie ein ausserlich wohlconditionirter Beamter, der sich in nachdenklicher Stellung zwischen Daumen und Zeigefinger eine Prise aufbewahrt, mit der er, sobald ihm der richtige Gedanke gekommen, seine Nase belohnen wird«; wogegen der Pilz'sche Schubert »in seiner echt plastischen, das Kleine und Kleinhche verschmahenden, Haltung, mit dem Ausdrucke des Nachdenkens, des künstlerischen Denkens einen günstigen Gesamteindruck machte, aber sich ganz fremdartig gegen den wirklichen Schubert darstellte, »keinen traulich ansprechenden Zug desselben enthielt.« Ebenso wenig befriedigte Kundtmann's Skizze.

Der Berichterstatter empfiehlt nun, um die Schwierigkeit der Aufgabe die sich einmahl nicht heben Hess, wenigstens zu reduciren, stat einer ganzen

*) Beiblatt zu v. Lutzow's Zeitschr. f. bild. K. 1866. no. 20

Portratstatue bloß eine Buste zu geben, und diese mit reliefartigem, an die Architektur sich anschliessenden Schmuck zu umgeben. Vielleicht aber wäre es besser, bei so starken Conflicten von einer Portratstatue überhaupt abzu-
sehen, und dem Andenken des Mannes lieber eine Stiftung mit dem Namen
und im Sinne desselben zu widmen.

XXVIII. Symbolisiren.

Der allgemeinste Begriff des Symbolisirens liegt darin, dass für eine Sache ein Zeichen derselben dargeboten wird, was die Vorstellung derselben zu erwecken im Stande ist und dadurch dieselbe zu vertreten vermag.

In sehr weiter Fassung des Symbols nun kann alles Körperliche als Symbol von etwas Geistigem dahinter angesehen werden, der Leib als Symbol der Seele, das Lachen als Symbol der Fröhlichkeit, das Weinen als Symbol der Trauer, die ganze sichtbare Welt als Symbol eines nicht erscheinenden, doch mit ihrer Erscheinung in Beziehung stehenden Geistes. Auch kommt eine so weite Fassung des Symbols in allgemeinen Betrachtungen wohl vor, wonach die ganze sichtbare Natur wie die ganze Kunst einen symbolischen Charakter annähme. Aber in der Regel und namentlich auch in der Kunstbetrachtung fasst man den Begriff des Symbolisirens doch enger, indem man unter übriger Festhaltung desselben die Zeichen, welche ohne unser Zuthun durch natürliche oder göttliche Vermittelung an das Geistige geknüpft sind, vom Begriffe des Symbols ausschliesst, und vielmehr als directen oder natürlichen statt als symbolischen Ausdruck des Geistigen betrachtet, so, wenn die Gemüthsbe-
wegungen eines Menschen durch die von Natur daran geknüpften Mienen und Geberden ausgedrückt werden, oder das Walten der göttlichen Gerechtigkeit im Gange einer wirklichen Begebenheit sich ausspricht. Hiegegen gilt es als Symbol, wenn Gott durch die Gestalt eines würdigen Alten dargestellt wird, seine Erhebung über der Welt durch die Erhebung dieser Gestalt über den Wolken,

Christi Geduld durch seine Darstellung als Lamm, die Dummheit eines Menschen durch Eselsohren. Denn in Wirklichkeit drückt sich Gottes Geist nicht in einer Menschengestalt und seine geistige Höhe nicht in einer sichtbaren Höhe, sondern einem allgegenwärtigen Wirken aus, drückt sich Christi Geduld nicht in der Erscheinung eines Lammes aus und hat der dümmste Mensch keine Eselsohren.

Der zu weiten Fassung des Symbols, wonach jedes sinnliche Zeichen des geistigen als Symbol desselben gilt, steht eine zu enge gegenüber, wonach blos sinnliche Zeichen des Geistigen als Symbol gelten sollen, da vielmehr nach der geltenden Gebrauchsweise des Symbolbegriffes in der Kunstbetrachtung auch Sinnliches symbolisch für Sinnliches eintreten kann.

So findet man wohl in antiken Reliefs, dass ein Haus, was nicht ganz dargestellt werden kann, und doch zum Verständniß des Ganzen gehört, durch einen blossen Pfeiler dargestellt ist; ein ganzes Gebirge durch einen einzelnen Stein, ein Wohnzimmer durch einen aufgehängenen Teppich*); hier ist es überall ein charakteristischer Theil, der symbolisch das Ganze vertritt.

Im Vatikanischen Museum findet sich eine Reihe Herculesstatuen**), welche diesämmtlichen 12 Kämpfe des Halbgotts zeigen. Man sieht aber diesen immer ganz allein und die Gegner, die er bekämpft, den dreileibigen Geryon, den König Diomed mit seinen Rossen, ganz klein daneben gebildet, gleichsam nur zur Erklärung der gewaltsamen Stellungen des Heros (Tölken, über das Basr.). Hier wird das Grosse durch sein Bild im Kleinen symbolisirt.

Andremale kann die Wirkung durch das Wirkende, oder das Wirkende durch die Wirkung oder Aehnliches durch einander symbolisirt werden. Die meisten Symbole beruhen auf Vorstellungsassociation; viele sind auch rein conventionell, oder doch nur mit Rücksicht auf die Convention zu verstehen.

Wenn, wie öfters in alten Bildern, Gottes Betheiligung an einer Scene durch eine aus den Wolken herabgestreckte Hand bezeichnet wird, so haben wir zugleich das Geistige durch das Körperliche, die Wirkung durch ein Wirkendes, das Ganze durch einen Theil, das seiner Bedeutung nach Erhabene durch ein räumlich

*) Tölken, über das Basrelief S. 82.

**) Abbildung im zweiten Th. des Mus. P. Cl.

Erhabens vorgestellt; immer noch aber bedarf es der Convention, das Symbol zu verstehen.

In Darstellung Gottes oder als göttlich vorgestellter Persönlichkeiten kann das Symbol überhaupt dreifacher Art sein. Entweder die Kunst versucht, der Idee solcher Persönlichkeiten durch Idealisierung menschlicher doch so nahe als möglich zu kommen; oder sie ändert den menschlichen Typus zur Repräsentation darüber hinausgehender Vermögen oder Kräfte widernatürlich ab; oder sie begnügt sich ein irgendwie historisch motivirtes conventionelles Zeichen zur Anknüpfung der Vorstellung zu geben. Ersteres z. B., wenn sie Gott durch einen Menschen mit dem Ausdruck grösstmöglicher Höhe und Würde, die von der Kunst erreichbar ist, darstellt; das Zweite, wenn der Hindu Götter mit vielen Köpfen und Armen darstellt; das Dritte, wenn Gott durch ein Dreieck in einem Lichtschein, der heilige Geist durch eine Taube u. dergl. dargestellt wird.

Auf antiken Sarkophagen sieht man vielfach Darstellungen, welche auf Tod und Begräbniss Bezug haben, und damit die Bestimmung des Sarkophages symbolisch bezeichnen; als wie Thaten der Heroen, welche den Olymp errungen, von Göttern geraubte oder (wie in der Niobengruppe) getödtete Sterbliche, den ewigen Schlaf des Endymion, ausgezeichnete Todesfälle der Heldensage (wie Phaethon, Meleager, Agamemnon), Triumphfahrten nach den Inseln der Seligen u. a. (Vgl. Tölken, über das Basrelief S. 92.)

Der symbolische Ausdruck von Allgemeinbegriffen als wie Gerechtigkeit, Tapferkeit und Weisheit in ausgeführtem Bilde nimmt den Namen Allegorie an.

Das Symbolisiren setzt die Kunst überhaupt in den Stand, nicht nur Abstracta des Verstandes und Concreta des Glaubens, sondern auch sinnliche Gegenstände, deren Anschauung über die Tragweite unserer Sinne oder deren Darstellbarkeit den Rahmen eines Kunstwerkes übersteigt, doch in dasselbe aufzunehmen, und dadurch das Gebiet der Kunstanschauung über das der natürlichen Anschauung hinaus zu erweitern, endlich in einfachen Symbolen Verhältnisse zur leichten und deutlichen Anschauung zu bringen, die bei directem Ausdruck sich durch ihre Complication mit anderen Verhältnissen einer gleich leichten und deutlichen Auffassung entziehen.

Wenn nun die symbolische Darstellung in dieser Hinsicht in Vorthail gegen die directe treten kann, so entgeht sie damit doch

nicht den Nachtheilen, welche jede Verletzung der Naturwahrheit mit sich führt, wonach der natürliche Ausdruck überall vorzuziehen ist, wo er möglich und mit gleicher Leichtigkeit für die Auffassung herzustellen ist.

Allgemein gesprochen leidet jeder symbolische Ausdruck, abgesehen von der Gefahr der Verwechslung mit der Sache des Symbols selbst, an Schwäche des Eindrucks in Verhältniss zu gleich leicht auffassbaren natürlichen Ausdrucksweisen, und symbolische Darstellungen würden daher ganz zu verbannen sein, wenn überall natürliche dafür zu Gebote ständen, nicht ein verhältnissmässig schwacher Eindruck von etwas Starkem, was sonst gar nicht dargestellt werden könnte, noch stark und werthvoll sein könnte, und nicht das Schwache die Stärke dessen, womit es zusammenhängt, mehren könnte.

Fr. Vischer*) hat einmal über das Kaulbach'sche Bild der Zerstörung Jerusalems geaussert, es wäre »reiner ästhetisch, tief künstlerisch« gewesen, wenn die Scene der Ersturmung des Tempels so behandelt worden wäre, so gewaltig in Gestalten, Leidenschaften, Gruppen, Bewegung, Stimmung des Ganzen, dass hieraus allein ohne Zuthat, von Propheten und Engeln, der Eindruck eines grossen weltgeschichtlichen Actes, eines Weltgerichtes hervorginge.« Gewiss, nur fragt sich, wie eine solche Leistung ohne die symbolische Zuthat überhaupt möglich war. Man hätte eben nur die Ersturmung irgend einer Stadt, aber nicht die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Ersturmung gesehen. Nun wird man nicht in Abrede stellen können, dass dieses Bild mit seiner Symbolik mehr den Verstand beschäftigt, wie es auch mit dem Verstande componirt ist, als einen »tiefen« einheitlichen ästhetischen Eindruck macht. Aber die Art Bedeutsamkeit, auf die es bei ihm abgesehen war, konnte es doch blos durch Symbolik erlangen, und auch dem Verstande kann man eine Befriedigung durch glückliche Combination anschaulicher Mittel wohl gönnen, ohne freilich den Hauptzweck eines Kunstwerkes darin suchen zu können.

Die alten Aegypter stellten Götter mit Adler-, Löwen-, Stierköpfen dar, um die Eigenschaften der Scharfsicht, Stärke, fruchtbaren Kraft, dadurch zu symbolisiren. Uns scheint dieses abgeschmackt, mit Recht, weil uns natürlichere oder der natürlichen sich mehr nähernde Ausdrucksweisen in der Bildung und dem Ausdruck des menschlichen Hauptes und feinere Züge dazu zu Gebote stehen und die Nachtheile der schroffen Verletzung der Naturwahrheit für uns durch kein Gegengewicht aufgewogen werden. Aber

*) Lutzow, Zeitschr. 1865. S. 234.

für die alten Aegypter trug diese Symbolisirung nicht den Charakter einer gleichen Absurdität. Sie wussten noch nicht eben so wie eine weiter fortgeschrittene Kunst vermag, den Ausdruck höherer Eigenschaften in der Bildung der menschlichen Gestalt und Züge deutlich auszuprägen; wogegen es leicht war, sie durch Thiersymbolik auszuprägen; und da ihnen die Thierwelt selbst als eine Götterwelt und ein Behältniss jenseitiger Seelenwelt galt, so war das, was uns vielmehr als eine Erniedrigung durch das Symbol erscheint, für sie eine Erhöhung. Diese Vortheile haben bei ihnen hingereicht, den Nachtheil der Naturwidrigkeit zu überwinden. Absolut genommen steht ihr Geschmack tiefer als der unsere, weil er auf einer minder hohen und entwickelten Culturstufe beruht, und der unsere ein höheres und volleres Genüge gewährt; aber für ihre Culturstufe war er doch vielleicht in seinem Rechte.

Wir können eine analoge Bemerkung bezüglich der oben behandelten Symbolik der Hindus machen. Der Grieche stellt den Ausdruck einer über die menschliche erhabene Macht und Grösse symbolisch durch die Idealgestalten des Menschlichen so approximativ als möglich dar, der niedern Culturstufe der Hindus war diese Möglichkeit versagt, und so griffen sie beispielsweise dazu, einen Gott statt bloß mit zwei Armen mit zwanzig Armen zu versehen und mit zwanzig Schwertern dreinschlagen zu lassen; sie wussten die übermenschliche Kraft eben noch nicht anders darzustellen, und doch war bei ihnen so gut als bei den Griechen ein Bedürfniss dazu vorhanden.

So sehr uns nun dergleichen anwidern mag, haben wir doch Anlass, nachsichtig gegen solche Ungeheuerlichkeiten zu sein, nachdem wir uns die widernatürlichen Sphinxen, Centauren und geflügelten Engel gefallen lassen. Wie wir derselben gewohnt worden sind, mögen die Hindus jener Darstellungen gewohnt worden sein, nachdem sie ihre Verwendung zu Zwecken des Cultus gefunden. Jedenfalls ist der Unterschied nur relativ. Freilich sind die Hindus so weit in solchen Ungeheuerlichkeiten gegangen, dass man sagen möchte: da hört Alles auf. So kommen bei ihnen Bilder vor, wo eine oberste Gottheit auf einen Elephanten reitet, der aus lauter andern Thierkörpern seltsam in einandergeschlungen ist, oder ein Rajah auf einem Pferde oder Elephanten, das aus den sämmtlichen Frauen seines Harems zusammengesetzt ist. *)

*) Böttiger Ideen z. Arch. d. Mal. S. 10.

XXIX. Commentar zu einem Ausspruche K. Rahls.

»Es giebt, — sagte einmal Karl Rahl, ein berühmter Wiener Historienmaler*), — nichts Verkehrteres, als den Maler mit dem Geschichtsschreiber zusammenzustellen. Die Geschichte ist für den Maler nicht mehr als für den tragischen Dichter, der den Stoff in der Geschichte benützt, um seine ursprüngliche Idee darzustellen; der Stoff darf nie die Gränzen vorschreiben, sondern der künstlerische Sinn. Und wenn ein Künstler die Geschichte seiner Nation malen will, darf er sie nicht wie ein Geschichtsschreiber auffassen, sondern im Sinne eines Poeten muss er sie behandeln, mit dichterischem Geist, mit der Phantasie des Dichters«, u. s. w.

Hiegegen meine ich, der Künstler kann die Geschichte so behandeln, wie Rahl will, aber er muss sie nicht so behandeln; am wenigsten die Geschichte seiner Zeit und Nation; und überall kommt es eben so auf die Natur der geschichtlichen Aufgabe, als den Zweck der Darstellung an, ob er sie so behandeln soll. Nur zu leicht treibt man die natürliche Poesie der Geschichte durch die Kunstpoesie aus. Bloss solche historische Stoffe, die schon etwas von natürlicher Poesie, oder sagen wir lieber allgemeiner, vom natürlichem Interesse enthalten, sind überhaupt geeignete Gegenstände der Darstellung für die Kunst, indem ich wie immer unter natürlich verstehe, was schon abgesehen von kunstmässiger Behandlung besteht. Diese natürliche Poesie, dieses natürliche Interesse zur Geltung zu bringen, ist jedenfalls eine schöne und lohnende, ja bei Vorwiegen dieses Interesses die allein lohnende, Aufgabe der Kunst, mag auch bei verhältnissmässig mehr zurücktretendem natürlichem Interesse eine freiere Umbildung des geschichtlichen Stoffes am Platze sein.

Ich stelle in dieser Hinsicht der Theorie und ganz im Sinne der Theorie gehaltenen Kunstweise Rahls die von Horace Vernet gegenüber. Er hat in geradem Widerspruch mit Rahls Verbot gemalt, und damit Wirkungen erzielt, die sich unmöglich bei jenem Verbot erzielen liessen und doch von Rahl selbst nicht verworfen werden können.

»Ihm galt, — um einige in dieser Beziehung bezeichnende

*) Dioscuren 1863. S. 43.

Worte aus einer Beurtheilung seiner Werke anzuführen *), — die Kunst, besonders wo es sich um Darstellung moderner Expeditionen und Kriegereignisse handelte, zugleich als Geschichte. Fern den abstracten Idealisten, welche dergleichen Facta zu Gebilden ihrer Phantasie machen, hielt er vor Allem auf Wahrheit und Realität. So hat er die Schlachten bei Jena, Friedland, Wagram (in Algerien u. s. w. für die Weltgeschichte beschrieben; wären uns von den Schlachten des Alterthums solche Bilden aufbewahrt, wir wüssten besser, wie es in ihnen hergegangen. Es giebt nur ein Mittel, das Feldleben besser kennen zu lernen, als aus Vernets Bildern; man müsste es selbst mitmachen.«

Während nun so viele Schlachtenbilder im hergebrachten grossen historischen Stil mit Gestalten und Stellungen, die man schon wie oft gesehen zu haben meint, wozu ich Rahls eigene Schlachtenbilder rechne, die kalte Bewunderung idealistischer Kenner erwecken, welche sie ganz im Sinne ihrer Theorie finden, vermögen die Vernetschen, jedes neu und frisch aus dem Borne des Lebens gegriffen, vielmehr aus dem Schlachtfeld, als an der Staffelei componirt, die lebhafteste Theilnahme des Publicums zu erwecken, und nöthigen selbst die idealistischen Kenner, ihnen Alles zuzugestehen, ausser was sie für das Tüpflein über dem i halten und was man in so vielen unter dem Einflusse ihrer Ansicht entstandenen Bildern fast ohne den Grundstrich findet.

»Als der Constantinesaal geöffnet wurde, — sagt eine Schilderung von Vernets Darstellungen aus dem Algierischer Feldleben **) — setzte er die Leute in Erstaunen und mit Recht: noch drängt sich taglich in diesen Räumen das Publicum heran: die Väter wollen ihre Söhne in den rothen Hosen und blauen Rocken sehen, wie sie Constantine belagern, beschiessen und erstürmen. Auf dem ersten Gemälde »der Belagerung« wird der Feind, am 10. October 1837, vor den Höhen von Condiat Ati zuruckgeworfen; die Franzosen schiessen noch eist hinter den Steinwällen hervor, während ihr königlicher Prinz sich schon hinüberschwingt, der Feldherr aber steht ruhig mit untergeschlagenen Armen, fest auf den Erfolg hinschauend, da; ihn umgeben mehrere Stabs-officiere; ein anderer wird, verwundet, von einem Mohren und einem Beduinen in einem weissen Laken davongetragen; unter diesem Gewichte sturzen alte Gräber ein, die auf dem Hugel gegraben waren; Gerippe starren hervor — der alte Tod, der den jungen bewillkommt. Am 13. October 1837 setzten sich die Colonnen in Bewegung; die Hauptmasse hält zwar noch hinter

*) Forster und Kugler Kunstbl. 1845. No. 68.

**) Kunstbl. 1845. N. 18. S. 282.

der Verschanzung, von wo aus Bresche geschossen wird, der Feldherr selbst sitzt ruhig, an eine Kanone gelehnt; die 24. Compagnie ist die erste, welche den Sturm läuft, ihr nach folgen die Indigenes, dann eine Colonne, welche noch Gewehr am Fuss steht, und ganz zuletzt, hinter den Schanzkörben, die 47. Compagnie; das ist kein Bild mehr — das ist reine Natur, die zusammengeschossene Stadtmauer, die in der Luft zerspringenden Bomben, die jubelnd Andringenden, die zum Sturm Bereitstehenden, die Reservehaltenden, der ruhige Feldherr mit seinem Gefolge, Alles das steht so natürlich sicher da, dass man selbst des günstigen Erfolges gewiss ist, u. s. w. . . . Wenn man die Franzosen mit ihren rothen Hosen in Reih und Glied aufgestellt sieht, so sollte man meinen, ein Künstler könne mit dieser unmalerischen Tracht gar nichts anfangen; aber Vernet zeigt, was damit zu machen ist, und doch malte er sie kein Jota anders, als sie eben sind; man kann sich davon oft genug durch den Augenschein überzeugen, wenn die Soldaten vor diesen Bildern stehen, dann konnte man sie sogleich in diese hineinversetzen, ja man mochte sagen, die im Bilde seien lebendiger als die davor, und zum Theil ist es auch so, denn die Action ist es, welche das Leben zur Schau bringt und dadurch weiss Vernet die ungeheure Wirkung hervorzubringen.«

In No. 69 S. 286 ff. ist noch ähnlich »die Seeattaque von St. Jean d'Ulloi« das »Gefecht de l'Habra«, »der Aufbruch von einer Lagerscene in Africa«, und das gewaltige Bild »die Wegnahme der Smalah« geschildert. Ueberall gleiches Interesse, gleiches Leben.

Freilich, wenn Vernet solche Erfolge nicht durch eine freie Bearbeitung der Geschichte in Rahls Sinne erzeugen konnte, so eben so wenig durch eine reine Nachahmung der Natur, sondern eben nur durch eine reinigende in Aristoteles Sinne; dessen Forderung es besser wäre durch Commentare zu erläutern, als durch die idealistische Forderung in Rahls Sinne zu ersetzen. Auch in historisch wesentlich treuen Darstellungen wird sich der Künstler von Geist als solcher noch dadurch bewähren können, und hat sich Vernet nach voriger Schilderung bewährt, dass er nur des Interesses überhaupt nicht baare Scenen und diese in ihrem charakteristischsten Momente vom günstigsten Standpunkte aus für die Darstellung auswählt, wozu schon mehr als blosses Nachahmen gehört, zugleich aber einen Vorzug vor so vielen idealistischen Künstlern dadurch gewinnen können, dass er die so in ihrem wichtigsten Momente ergriffene Scene auch in der Darstellung ganz aus dem Leben greift, was die meisten nur auf Idealisierung und Stilisierung ausgehenden Künstler ganz verlernt haben. Er wird in seinem Anschlusse an die Wirklichkeit nicht so weit gehen können, um auch alle dem Interesse am Gegenstande fremden Zufälligkeiten, welche die Wirklichkeit eingeschoben haben mochte, mit aufzunehmen. Vernet selbst wird wohl

Manches in Zeit und Raum zusammengerückt haben, was die Wirklichkeit aus einander hielt, Manches klarer auseinander gehalten haben, was in der Wirklichkeit sich für die Anschauung verwirrte und verdeckte; doch sicher nur in demselben Interesse, in welchem auch der Geschichtsschreiber Vieles darstellend weglässt, zusammenrückt, auseinanderrückt, um die Hauptpunkte der wirklichen Geschichte, um die es zu thun ist, desto klarer, zusammenhängender, eindringlicher darzustellen. Dabei hat freilich der Geschichtsschreiber vor dem Maler den Vortheil voraus, dass die äussere Form seiner Darstellung nicht zugleich als eine Form der Wirklichkeit selbst erscheint, weshalb es aber auch für den Maler, der ein Hauptgewicht auf die Befriedigung eines lebendigen historischen Interesses legt, grosser Vorsicht in derartigen Abweichungen von der Natur bedarf. Nur nach untergeordneten Gesichtspunkten und nur zu Gunsten sehr wesentlicher Vorthelle der Klarheit und des Gehaltes der Darstellung wird er darauf einzugehen haben. Mit dieser Rücksicht mag er auch Nebendinge und Nebenfiguren, an deren Specialität die Erinnerung überhaupt nicht haftet, vielmehr wie sie sein konnten als wirklich waren, darstellen und die in dieser Hinsicht gebliebene Freiheit stilistisch verwerthen.

Will man nun dieses Auffassen, reine Zusammenfassen und massvolle Moduliren der Momente der Wirklichkeit aus dem zugleich einheitlichsten, prägnantesten Gesichtspunkte, weil es doch Sache des erfinderischen Künstlergeistes bleibt, unter Rahls Ausdruck subsumiren, dass der Künstler die Geschichte nur zu benutzen habe, um seine ursprüngliche Idee darzustellen, sie mit der Phantasie des Dichters zu behandeln habe, so würde sich gegen Rahls und ähnliche Aussprüche nichts Andres einwenden lassen, als dass sie etwas Richtiges so unklar oder unrichtig ausdrücken, um leichter zum Unrichtigen als Richtigen zu verführen; sind aber in der That meist vielmehr unrichtig als richtig gemeint, das heisst, im Sinne einer einseitigen Bevorzugung der idealistischen Kunst-richtung, die gewiss ihr Recht, nur nicht ein alleiniges Recht der realistischen gegenüber hat. Auf dieses, schon früher (S. 107) anerkannte Recht komme ich unten zurück. Aber betrachten wir vorher noch ein Beispiel.

In der Beilage zur Augsb. Allg. Ztg. 1865. no. 24 ist ein Gemälde von Th. Horschelt, darstellend die Unterwerfung Schamyls, besprochen, und u. a. gesagt:

» Wir würden dem Gemälde nicht gerecht werden, wenn wir ausser Acht liessen, dass es von dem Sieger, General Bariatinski, bestellt ist, und dem Auftrag gemäss das Factische naturgetreu abbilden sollte, so dass die Porträts der anwesenden Officiere, wie der Ort, wo Schamyl sich ergab, zu den Bedingungen gehörten. So sitzt denn der Russenfeldherr unter einem Birkenbaum, seine Officiere stehen um ihn, und vor ihn tritt Schamyl, geführt von einem Dolmetscher, gefolgt von seinen Getreuen, die in ihren malerischen Trachten und ihrem Unglück gegen die Uniformen der sie betrachtenden Gegner einen lebendigen Gegensatz bilden. Gewiss, so wird und kann die Sache geschehen sein, und der Maler hat jede Figur charakteristisch aufgefasst und durchgebildet, sie sind alle bei der Sache, und im Mittelgrunde sehen wir auch das letzte feste Dorf der Tscherkessen, und hinter ihm den Berg, welchen die Schaar der Russen übersteigt. Die Russen, die dabei waren, werden von alle dem befriedigt sein. Allein es war unmöglich, auf solche Art die wesentliche Bedeutung des Gegenstandes, das tragische Ende eines Volkskampfes gegen übermächtige Unterdrücker, deren culturverbreitende Mission uns doch noch zweifelhaft ist, zu veranschaulichen; dazu bedurfte es einer dramatisch bewegten Composition, dazu nicht blos einen Moment der thatsächlich das Ganze beschloss, sondern einen solchen, der den Wendepunkt und Höhepunkt der Entscheidung gezeigt hätte, der, was im Leben örtlich und zeitlich getrennt sich begab, künstlerisch zu einem Gesamtbilde vereint hätte. Das ist freilich unmöglich, ohne dass das Factische im Geist wiedergeboren, von der Phantasie frei gestaltet wird, und zu einem solchen Kunstwerk verhält sich Horschelts Gemälde wie der genaue Zeitungs- oder Chroniksbericht zu dem Drama oder dem Epos, in welches die Phantasie des Einzeldichters oder die Volkssage die Thatsachen der Geschichte verklärt, so dass nun der ideale Sinn der Begebenheiten aus ihnen hervorleuchtet und in der Handlung der Charaktere sich entfalten. Der Maler wird immer einem Napoleon bei Arcole die Fahne in die Hand geben, und wenn zehnmal die historische Kritik nachweist, dass er sie nicht ergriff, denn er war damals wirklich der siegreiche Bannerträger seines Volkes, und das veranschaulicht die Sage. Gleich ihr muss es dem Künstler freistehen die Wirklichkeit von der Idee aus und der Idee gemäss zu gestalten, wenn sein Werk nicht blos mit prosaischer Richtigkeit das Factische, sondern wenn

es die Wahrheit der Sache und ihre Bedeutung für die Geschichte wie für das Gemüth feststellen soll. Aber wie oft werden die Maler durch die Auftraggeber gebunden! Sähen wir wenigstens noch den Schamyl wie er sein Schwert den Ueberwältiger vor die Füsse wirft, und nun wie ein Held sich zusammenfasst um sein Schicksal zu tragen! Aber dieser Seelenkampf war geschehen. Bariatinski empfing ihn sitzend, und liess sich von einem Dolmetsch sagen, was er begehrte; so war's; nur Schade, dass die Dolmetschung nicht malerisch ist und der Maler durch Handlungen zu sagen hat, was im Gemüth vorgeht! Horschelt hat auch auf seinem Gemälde glänzend bewiesen, welch scharfer Blick und sichere Hand für die Auffassung und Zeichnung des individuell und national Charakteristischen ihm eignet; er hat in den früher erwähnten Blättern seine Erkenntniss des echt Malerischen bewährt; möge er dazu kommen, auch in einer phantasievollen Composition ein vollgendendes Ganzes zu schaffen.«

Im Vorigen ist sehr triftig und ganz in Uebereinstimmung mit Rahl die höhere Aufgabe bezeichnet, die sich der Künstler stellen konnte, indem er den Vorgang der Unterwerfung Schamyls blos als Motiv benutzte, die allgemeine welthistorische Idee dieser Unterwerfung unmittelbar in schlagendern Zügen als die Wirklichkeit selbst hergab, auszudrücken. Möchte er es gethan haben; aber wäre ich Bariatinski, so würde ich dem Maler ins Gesicht gelacht und das Bild mit dem aus dem Kopfe des Malers vor meine Füsse geworfenen Schwerte auf den Oberboden gestellt haben, um es nicht immer vor Augen zu haben, weil mich die Gewaltthat, welche die poetische Wahrheit gegen die reale und mein ganz berechtigtes reales Interesse übte, zu sehr verdrösse.

Nun sagt der Kritiker etwa: wohl, das Bild sollte aber auch, um auf höheren und allgemeineren Werth Anspruch zu machen, so gemalt sein, um vielmehr einen Platz in einer Kunstsammlung, einem Nationalmuseum, als dem Privatzimmer des Generals zu verdienen, und statt ein particuläres vielmehr ein allgemeines und ewiges Interesse der Mit- und Nachwelt zu befriedigen. Ich bin aber überzeugt, dass nicht nur Bariatinski, sondern die gesammte Mit- und Nachwelt mit Ausnahme voreingenommener Kunstidealisten das Bild lieber ansehen und einen stärkeren Eindruck davon empfangen wird, wenn sie wissen, es war so, als, so war die Conception des Malers. Ich selbst machte jedenfalls diese Er-

fahrung, als ich später einmal, lange nach Lesung jener Kritik, das Bild in einem Stiche oder einer Lithographie sahe. Schamyl steht da, etwa wie ein Jude, dem ein Handel missglückt ist, ohne alles tiefe Pathos; er nimmt sein Schicksal als ein vorbestimmtes. Und doch hat diess bei der Voraussetzung, dass ich hier ein Stück wirklicher Geschichte sehe, einen tiefern tragischen Eindruck auf mich gemacht, als wenn der Maler versucht hätte, die ganze Tiefe von Schamyls und seines Volkes Geschick direct in sein Gesicht, seine Stellung, Geberde und Handlung zu legen, ich aber gewusst hätte, so war es nicht. Dann hätte ich vielmehr den Maler als den Helden, der gemalt sein sollte, im Bilde gesehen; so sah ich den Mann seines Volkes, seiner Zeit, seines Schicksalsglaubens, einen Mann wie er lebte und lebte in ihm, und empfing damit eben so viel lebendige Angriffspunkte, von denen aus sich die Idee des tragischen Geschickes des Helden und seines Volkes zwar indirect, aber mit einer Kraft entwickelte, welche die symbolische Darstellung im Sinne des Kritikers verfehlt haben würde.

Für Napoleon mit der Fahne in der Hand auf der Brücke von Arcole gab eine verbreitete Sage, deren Unrichtigkeit sich erst später durch genauere historische Forschung herausgestellt hat, zugleich den Anknüpfungspunct und Berechtigungsgrund. Aber wo lag bezüglich des von Schamyl hingeworfenen Schwerts eine solche Sage vor. Das sind also unvergleichbare Fälle. Hätte der Künstler Napoleon ohne die Unterlage jener für Geschichte geltenden Sage, vielmehr in Widerspruch mit der bekannten Geschichte, aus seinem Kopfe so darstellen wollen, um ihn »als siegreichen Bannerträger seines Volkes« darzustellen, so hätte er, statt ein historisches Bild zu liefern, nur die Episode aus einem historischen Romane im Bilde geliefert.

Es giebt jedenfalls historische Stoffe, an deren treuer Wiedergabe das Interesse so gross ist, dass keine noch so poetisch scheinende Abweichung davon in charakteristischen Zügen den Nachtheil der Schädigung dieses Interesses vergüten kann, und alle historisch bedeutsamen Stoffe, die in die Zeit des Künstlers eingreifen, gehören hieher. In so weit die Kunst diess Interesse befriedigen kann, hat sie es auch zu befriedigen, und nicht für das Fleisch nach dessen Schatten zu greifen. Aber freilich, um Bilder zu malen, wie Vernet und Horschelt, muss man in Algerien und am Kaukasus mitgewesen sein; zu Bildern nach Rahls Regel braucht

man das Atelier nicht zu verlassen, denn die Maschinerie zu solchen Darstellungen findet sich schon in früheren Bildern und in Costümbüchern. Also hat Rahls Regel jedenfalls den Vortheil der Bequemlichkeit für den Maler.

Inzwischen haben wir damit, dass wir den Realismus historischer Darstellungen Rahl gegenüber vertraten, doch den Idealismus in Rahls Sinne nicht überhaupt verwerfen wollen. Es gilt nur, anstatt ihn einseitig zu predigen, ihm seine rechte Stelle anzuweisen. Er wird sie mit grösstem Vortheil da finden, wo der Maler den Stoff für seine Darstellung vielmehr aus der Dichtung oder Sage, als Geschichte schöpfen muss; überhaupt weder die Unterlagen für eine treue Darstellung noch ein Interesse an solcher vorfindet, Punkte, die im Allgemeinen zusammentreffen. Eine Amazonenschlacht, einen Kampf aus dem trojanischen Kriege kann der Maler nur dichterisch frei behandeln, weil die Geschichte selbst sich hier in Dichtung verläuft, und eine Zerstörung Jerusalems kann trotzdem, dass sie historisch ist, nicht historisch treu vom Maler wiedergegeben werden, weil die Anschauung dazu fehlt, die Nachrichten dem Maler keinen hinlänglichen Anhalt bieten, und eine möglichst treue Vorführung keinem Interesse bei dem, jenem Ereigniss fernstehenden, Publicum begegnen würde. Also ist es in der Ordnung, wenn hier überhaupt kein Hauptgewicht auf die Befriedigung eines Interesses an realistischer Wahrheit gelegt wird, was sich doch nur unvollständig befriedigen lässt, indess man wohl versuchen kann, ein wirksames Motiv für Darstellung einer allgemeinen welthistorischen Idee daraus zu machen, wie von Kaulbach geschehen. Dabei wird dann im Sinne der Betrachtungen S. 64 vielmehr auf den geläufigen und durch die Kunst selbst geläufig gemachten Vorstellungen von den Trägern solcher Ideen, als auf Studien über die wirklichen Physiognomien und Trachten der alten Juden und Römer zu fassen sein. In dieser Hinsicht ist unstreitig selbst der Realismus eines Vernet zu weit gegangen, wenn er das Resultat der wirklich von ihm angestellten Studien, dass die alten Juden im Allgemeinen und bis in viele Particularitäten hinein wie die heutigen Araber ausgesehen, gekleidet gewesen, sich benommen, dahin verwerthet hat, die Patriarchen, Propheten und biblischen Persönlichkeiten überhaupt als braune Araber darzustellen. Was hat er damit gewonnen und was ist damit gemonnen? Er tritt damit aus unsern geläufigen Vorstellungen heraus und befriedigt bloß ein der Kunst

fern liegendes ethnographisches Interesse, um das es uns bei Darstellungen dieser Art nicht zu thun ist und was mit unserm poetischen Interesse nicht so verwachsen ist, wie das an der naturgetreuen Darstellung einer Scene, bei der unsere Zeit directer mit betheiligt ist.

Inzwischen braucht ein grosser Mann blos in einer an sich rechten Richtung zu weit zu gehen, so wird sie sicher von Nachahmern vollens übertrieben werden. Um ein Beispiel davon zu geben, so stellt ein Bild von W. Dyce*) die Scene, wie König Joas auf Befehl Elisa's mit dem Bogen der Befreiung schiesst (2. B. d. Kön. 13, 15—17) also dar:

»Joas, ein kräftiger, junger Mann von tiefbrauner Hautfarbe, in eine Art Indianertracht mit einem bunten kurzen Schurzrock, übrigens entblösst, kniet am Boden, Bogen und Pfeil schussbereit und gegen das offene Fenster gerichtet. Hinter ihm sitzt der Prophet, gleichfalls den braunen Körper entblösst, nur um die Schenkel einen weissen Mantel geschlagen, und deutet seine Befehle mit Bewegung der Hände an.« Ein Beurtheiler dieses Bildes sagt unter Bezugnahme darauf, dass Horace Vernet in seiner Rebecca und Judith das Vorbild zu solchen Darstellungsweisen geliefert habe, nicht mit Unrecht: »Ich weiss nicht, ob der Künstler des Verlustes von religiösem und poetischen Gehalt nicht inne wird gegen den Gewinn einer sogenannten wahren Geschichte, die in ihrer Kahlheit entweder — wie bei Rebecca nüchtern — oder wie bei der Judith entsetzlich — erscheint.«

Hiegegen haben wir an der Findung Moses von Papety im Leipziger Museum ein Beispiel, wie wirksam der nationale Typus doch auch in Darstellungen aus der alten Geschichte zur Geltung gebracht werden kann. Man betrachtet dieses Bild, in welchem die Tochter Pharaos und ihre Dienerinnen als braune Aegypterinnen mit Zügen, die uns aus so vielen ägyptischen Denkmälern geläufig sind, erscheinen, mit einem eigenthümlichen Interesse, wie es keine andre der unzähligen Darstellungen desselben Gegenstandes zu erwecken vermag, wo die allwärts wiederkehrenden maschinenmässigen Typen der idealistischen Kunst, d. i. die griechischen Gesichter, uns auch am Nil begegnen. Aber es ist eben nur deshalb, weil uns jener

*) Enthalten unter den Bildern der Londoner Kunstausstellung von 1844, beschrieben im Kunstbl. 1844. No. 70. S. 293.

nen höher stehen als die Natur und ihre Erscheinungen. Und die Welt scheint damit, dass sie wirklich für einen gemalten Esel mehr als für einen wirklichen bezahlt, Hegel Recht zu geben.

Dabei darf man freilich nicht vergessen, dass in die Preisbestimmung einer Sache die Seltenheit oder Schwierigkeit der Beschaffung abgesehen vom Werthe derselben wesentlich mit als Factor eingeht. Wenn es eine Million gut gemalter Esel gäbe, hingegen nur einen oder ein paar gute wirkliche Esel, statt dass jetzt das umgekehrte Verhältniss statt findet, so würde sich das Preisverhältniss ganz anders stellen, als es der Schah von Persien gefunden hat, und möchten danach die wirklichen Esel wirklich deshalb höher bezahlt werden, weil man darauf reiten kann. Nun aber trägt der Umstand, dass Kunstwerke allgemein gesprochen seltener sind, als entsprechende Naturgegenstände, selbst wesentlich zu der gemeinhin statt findenden Ueberschätzung der Kunst gegen die Natur bei.

Im Grunde wird jeder zugeben, dass sich ohne Kunst aber nicht ohne Natur leben lässt. Und dass überhaupt die Natur der Kunst im Ganzen an Nützlichkeit voransteht, darüber lässt sich eigentlich nicht streiten; sondern nur darüber, ob und inwiefern es die Natur der Kunst auch an Schönheit gleich thun oder gar sie darin übertreffen könne. In dieser Beziehung mögen Viele den Vortheil eben so selbstverständlich und unbedingt auf Seiten der Kunst finden. Doch liegt er nach unbefangener Betrachtung nicht in jeder Beziehung so.

Vielmehr so sehr die Leistungen der Kunst durch die Reinheit und Höhe der Befriedigung, die sie unmittelbar zu erwecken vermögen, die gewöhnlichen Naturleistungen überbieten und ihrem Princip nach überbieten müssen, weil sie auf dieses Ueberbieten gerichtet sind, so vermag hingegen die kunstlose Wirklichkeit, die wir der Kunst gegenüber Natur nennen, ausnahmsweise nicht nur die höchsten Kunstleistungen in menschlicher und landschaftlicher Schönheit zu erreichen, sondern auch — während die Kunst nur diese oder jene Seite des Seins, Lebens, Wirkens auf einmal zu höchster Vollendung gesteigert bieten kann, — ausnahmsweise alle zur günstigstmöglichen Wirkung zu vereinigen, und dadurch die Kunst zugleich an Kraft und Fülle der Wirkungen weit zu übertreffen. Mit all' dem vermag sie freilich keine Compositionen von höherem idealen Charakter aus Gott,

Christus, Maria, Engeln und Heiligen herzustellen, muss vielmehr der Kunst hierin wirklich einen Vorrang lassen; doch ist es vielmehr der Vorrang einer gedankenmässig angestrebten als einer anschaulich erreichten Höhe, vielmehr ein Ueberflattern als Ueberfliegen der Natur; und so viel die Kunst an Höhe darüber hinaus gewinnt, verliert sie an Kraft.

Um der Schönheit der wirklichen Helena willen ward Troja zerstört; mit allem Aufwande der Idealisierung und Stilisierung hätte ein Porträt oder eine Statue von ihr das nicht zuwege gebracht; ja, war Helena einmal die Schönste der Frauen, so konnte das Gemälde, die Statue nicht einmal ihre Farbe und Gestalt schöner wiedergeben als die Wirklichkeit sie gab, und musste Alles weglassen, was mit der Farbe und Gestalt zusammenwirkend, den überwältigenden Eindruck auf ein Heldenvolk zu machen vermochte. Nur gegen die nicht vollkommen schönen Frauen der Wirklichkeit ist das Gemälde freilich in Vortheil dadurch, dass es ihre Leberflecken, ihre Pockengruben weglassen, das Roth ihrer Wangen, das Feuer ihrer Augen erhöhen, ihren Zügen Regelmässigkeit verleihen, Geist und Leben einhauchen und uns dadurch in Gestalt und Farbe das Ideal einer schönen Frau bleibend darstellen kann, was die Wirklichkeit, obwohl dessen an sich nicht unfähig, doch fast immer uns darzubieten verweigert, oder nur vorübergehend darbietet. Wie denn überhaupt die höchstmögliche natürliche Schönheit des Menschen das Ideal der Kunstschönheit ist. Denn nicht das ist principiell der schönste Mensch, welcher der schönsten griechischen Statue am ähnlichsten ist, sondern das ist die schönste Statue, welche dem schönsten Menschen, den die Wirklichkeit hervorzubringen vermöchte, am ähnlichsten ist.

Erinnern wir in dieser Beziehung in folgender Einschaltung an einige Beispiele, welche unserm Ungehorsam gegen das idealistische Verbot, natürliche Schönheit, an deren Erzeugung der Menscheng Geist nichts gethan, so schön als Kunstschönheit zu finden, zu Hülfe kommen.

»Die erhabene Schönheit des Demetrius Poliorcetes konnte, wie es bei Plutarch in dessen Leben heisst, weder von den Malern noch von den Bildhauern seiner Zeit erreicht werden, ungeachtet dazumal die grossten Künstler lebten. — Athenaus sagt, dass Apelles seine Venus, die aus dem Meere steigt, nach der Phryne, als sie an dem Feste, das dem Neptun zu Ehren gehalten wurde, entkleidet ins Meer gestiegen, geschildert habe; und Arnobius

versichert, dass man in ganz Griechenland die Bilder der Venus nach dieser berühmten Schönheit gemalt habe.«

»Im Winter des J. 1823 hatten die deutschen Künstler in Rom in der Werkstatt eines Schuhmachers einen dem Jungling nahen Knaben aufgefunden, der ihren gemeinsamen Studien zum Modell diente und in allen Theilen eine Schönheit zeigte, welche allen Anforderungen der Kunst zu genügen und an die edelsten Jugendgebilde der Alten zu erinnern im Stande war. Eben so ist bekannt, wie Thorwaldsen durch die Schönheit eines Hirtenknaben aus der Campagna, der ihm beim Ganymedes als Modell diente, darauf geleitet ward, jene bewunderungswürdige Bildsäule nach ihm zu bilden, die er schon 8mal in Marmor zu wiederholen die Gelegenheit gehabt hat. Eines Tages gieng ich (Thiersch) in Rom mit zwei jungen Künstlern, einem Maler und Bildhauer, vom Vatican die lange Via Julia nach der Farnesina hinauf. Plötzlich hielt der Maler an. Ein junger Mensch von ungewöhnlicher Schönheit aus gemeinem Stande hatte seine Aufmerksamkeit und sein Erstaunen erregt. Er war sogleich mit ihm im Gespräch, und wir theilten bald die Bewunderung des Malers. Er war der Lehrling eines Backers. Wir folgten ihm zu seinem Hause in der Nähe, und die Künstler waren bald mit seinem Meister und Angehörigen über Ort und die Bedingung einig, unter der sie ihn für ihre Arbeit brauchen wollten. Keine einzige Jugendgestalt von allen, die ich in Rom gesehen, schien mir den Charakter der mannlichen Jugend besonders der Engel und den seelenvollen Ausdruck ihrer Unschuld und Sitte in dem raphael'schen Gemälde so treu und so rein wiederzugeben, als dieser Knabe.« (Thiersch, Kunstbl. 1834. 480.)

»Denn es wird, wenn sie solches nur ernstlich bestreben, nicht an Gelegenheiten fehlen, wie jene, welche eine sinnvolle Gonnerin, die Freifrau von Rheden, vor wenig Jahren herbeigeführt, als sie die schöne Victoria von Albano nach Rom brachte, um dort von den besten Künstlern modellirt, gemalt und gezeichnet zu werden. Wer damals zu Rom verweilte, wird sich des Aufsehens erinnern, welches das schönste Antlitz hervorgebracht, und der allgemeinen Uebereinkunft, dass solches, in Ansehung der Uebereinstimmung seiner Verhältnisse, oder der Reinheit seiner Formen, sowohl alle Kunstwerke Roms übertreffe, als auch den nachbildenden Künstlern durchaus unerreichbar bleibe.« (Rumohr ital. Forsch. I. S. 62.)

Nun mag der Künstler an den wunderschönen Modellen, von denen in diesen Beispielen die Rede war, immer noch eine Kleinigkeit geändert haben; aber hat er sie dadurch wirklich schöner gemacht; aber war es der Rede werth? Er mag Engel, Göttinnen daraus gemacht, und hiezu ihnen eine Bewegung, einen Ausdruck verliehen haben, den die Modelle nicht hatten. Und gewiss ist es ein grosser Vorthail der Kunst, dass sie das vermag; aber vermag der Künstler in den anmuthigsten Bewegungen, dem idealsten Ausdrücke mehr als die Natur überhaupt vermag? Es wird sich nur eben nicht leicht treffen, dass die vollkommensten

Gestalten auch zugleich die anmuthigste Bewegung, den idealsten Ausdruck haben, oder gerade vor dem Künstler präsentiren. Selbst aber, wo der edelste Ausdruck, dessen die Natur fähig ist, sich in einem nicht vollkommen schönen lebendigen Gesichte spiegelt, wird die Kunst sich unfähig erklären müssen, gleiche Wirkung mit ihren starren Mitteln zu erreichen.

Was von der menschlichen Schönheit, gilt nicht minder von der landschaftlichen Schönheit. Der Künstler muss froh sein, wenn es ihm glückt, Beispiele und Momente solcher Schönheit, wie sie eine günstige Natur von selbst zu bieten vermag, annäherungsweise in abflachendem Scheine wiederzugeben; nur dass er den Vortheil hat, nicht zwar als Lehrer sondern als Schüler der Natur, schöne Scheine der Art auch selbst schaffen und verewigen zu können. Es mag sein, dass eine Landschaft sehr selten so beschaffen ist, dass nicht der Künstler noch etwas ihr zusetzen, davon weglassen, darin modificiren oder moduliren möchte, um einen möglichst einheitlichen und concentrirten vortheilhaften Eindruck zu erzeugen; doch begegnet man mitunter Ansichten, von denen man sich sagt, sie gäben, so wie sie sind, ein Bild; ja man fahndet wohl auf Reisen nach solchen Ansichten. Wo aber die natürliche Landschaft dem Künstler zum Bilde nicht genug thut, vermag sie nach Beziehungen, die dem Künstler ganz unzugänglich sind, soviel darüber hinaus zu thun, dass es keine gemalte Landschaft giebt, deren Anblick dem, in Kunstinteressen nur nicht ganz aufgehenden, Menschen einelohnende Aussicht von einem Berge, eine Aussicht auf das Meer in schöner Beleuchtung, bei aller Unfähigkeit ein gutes Bild zugeben, ersetzen könnte. Will man es nicht zugeben, so frage man doch jemand, ob er lieber einmal stehend am Golf von Neapel die Landschaft, die sich da vor dem Blicke breitet, oder eben so einmal die schönste Landschaft von Claude Lorrain oder Poussin angesehen haben, oder auch lieber jene Landschaft immer vor seinem Fenster oder diese in seinem Zimmer haben möchte; würde er nicht das Erste unbedingt vorziehen? Wogegen er freilich vielleicht die Landschaft von Claude Lorrain lieber dauernd besitzen, als den viel reichern und intensiveren Eindruck einer ähnlichen natürlichen Landschaft einmal vorübergehend haben möchte. Aber das sind unvergleichbare Fälle. Jedenfalls gewährt die gemalte Landschaft vor der wirklichen den Vortheil, wirklich besessen

werden zu können, und dann immer von Neuem der Betrachtung zu Befehl stehen zu müssen.

Auch das kunsthistorische und kunstkritische und Kunstschulinteresse, was der spezifische Kunstkenner an der gemalten Landschaft nehmen mag, das Interesse, was wir Alle an der gelungenen Nachahmung der Natur im Bilde nehmen, kann uns keine wirkliche Landschaft ersetzen. Ueberhaupt ordnet sich die gemalte Landschaft der Gesamtheit von Erzeugnissen des Menschengesistes ein und unter, gewinnt Bedeutung und Beziehung dadurch, die der natürlichen Landschaft abgeht; eine Landschaft selbst gemacht zu haben, macht sie dem Menschen werther als die natürliche Landschaft; in der natürlichen findet er keinen Anlass, die eigene Leistung des Menschen zu bewundern. Also behält die gut gemalte Landschaft immer nach gewissen Beziehungen Interesse und Werth über die schönste wirkliche hinaus; aber eben nur nach gewissen Beziehungen; im Ganzen vermag sie nicht, es ihr gleich zu thun.

Wenden wir uns zu den höchsten Leistungen der Kunst, so kann uns die Natur ein Weltgericht nicht anschaulich vorführen, wie die Kunst; aber führt uns denn die Kunst ein solches wirklich vor? Wir müssen an den sichtbaren Schein, den sie giebt, erst seine Vorstellung knüpfen, fraglich, wie viel wir daran knüpfen; ja die Meisten, die sich auf Kunst verstehen, werden vielmehr an Stil, Gruppierung, Farbenwirkung des Bildes, als an das Weltgericht dabei denken, wohl gar diesen Gehalt des Bildes ganz unwesentlich für seine Kunstleistung finden; und die sich nicht auf Kunst verstehen, werden gar nicht wissen, was sie aus der wunderlichen Scene machen sollen; in jedem Falle aber wird das Bild nicht so tief und gewaltig in das Gemüth des Menschen greifen, als ein, die Kunst gar nichts angehender, wirklicher Act göttlicher Gerechtigkeit, der gegen ihn oder solche, anderen Geschick er Theil nimmt, geübt wird, indess dieser dafür freilich den Menschen nach Seiten ungerührt lässt, nach denen die Kunst ihn durch das Bild rührt; ohne mit der stärksten Rührung, die sie durch Bilder überhaupt zu erzeugen vermag, den Werth und die Stärke der werthvollsten und stärksten natürlichen Rührungen erreichen zu können.

Bei dem allen hatten wir die bildende Kunst vor Augen; ähnlich aber als mit dieser verhält es sich mit der Poesie. Alle Ge-

fühle, welche durch Gedichte erweckt werden können, sind nur Abklänge derer, welche das Leben selten mit solcher Reinheit und Einstimmigkeit, aber mit unverhältnissmässig grösserer Kraft zu erwecken vermag. Auch gibt es eine Poesie des Lebens wie der Worte. Zwar zwischen unsern Geschäften, zwischen Büchern, Akten, Dampfmaschinen, bei unseren conventionellen Regeln und Gesprächen, unserer Schulbildung durch Wortformen, verlernen wir leicht ganz, dass es eine solche giebt, und glauben leicht, was Poesie ist, sei nur in den Büchern, die von Göthe, Schiller, Uhland, Heine herausgegeben sind, zu finden, die doch selbst erst aus der Poesie des Lebens geschöpft haben. erinnert sich aber nicht der Eine oder Andere einer Zeit, wo er selbst unmittelbar aus dem Leben schöpfte, was er in der Poesie der Dichter nur wieder geschöpft fand.

Es reist jemand durch die Berge; er ist gesund, sein Sinn ist offen, die grosse und mannigfache Natur, die Einfachheit, und doch Neuheit der Sitten des Volkes, die wechselnde Reisegesellschaft, die Alpenwirthschaft, das braune Mädchen, der sonderbare Engländer, das Einschlafen beim Rauschen des Waldes, beim Rieseln der Bergwässer mit dem Gedanken an die Heimath, mit der Erwartung der Scenen des folgenden Tages, am Morgen die frische Bergluft, die aufsteigende Sonne, der Duft der Kräuter, die Kraft der Glieder, die innere Lust; ist die Gesamtwirkung davon nicht auch Poesie, und wer wird diese Poesie der Wirklichkeit für das schönste Gedicht geben wollen.

Und doch verkennen wir auch wieder nicht die Vorzüge des Gedichtes. Was ich da anführte, konnte Alles in einer Reise zusammensein und zusammenwirken, aber ist es denn so leicht der Fall und ist es denn so rein der Fall. Kann uns nicht das Gedicht alle abstumpfende Müdigkeit, alle Langeweile, alle Unreinlichkeit, allen Zank mit Gewinnsucht und Gemeinheit, alle Widerlichkeit ersparen, die wir bei der wirklichen Reise, und wäre es übrigens die schönste, mit in den Kauf nehmen müssen. Rein fasst es zusammen, was zu einer rein befriedigenden Wirkung auf das Gemüth zusammenstimmt, begleitet es mit der Musik des Verses und kann als Reiselied die Reise selbst verschönern helfen. Dazu können wir es statt der seltenen und kostspieligen Reise in jedem Augenblicke umsonst haben. Und endlich können Gedichte unsere

Vorstellung in höhere Gebiete als die der Wirklichkeit führen, in welche sich eben nur mit der Vorstellung reisen lässt.

Und so ist es im Grunde müßig, dass sich Kunst und Natur um ihren Vorzug und Vortheil im Allgemeinen streiten, wenn doch jede der andern Vorthelle nach gewissen Beziehungen einräumen muss. Diese gilt es klar ins Auge zu fassen und richtig zu würdigen.

Sehen wir uns nun aber weiter um, so werden wir allerdings zuzugeben haben, dass es sich mit Musik und Architektur anders verhält, als mit der bildenden Kunst und Poesie, sofern jene Künste zu den Leistungen des kunstlosen Lebens neue Leistungen hinzubringen, von denen dieses kein Aequivalent und kaum ein Analogon bietet. Was wollen alle natürliche Höhlen und Lauben gegen das einfachste Wohnhaus, und der Gesang der Nachtigall (abgesehen von seiner Einordnung in den Frühling) gegen den Gesang einer klaren menschlichen Stimme sagen. Ja, indess die bildende Kunst einen langen Weg der Entwicklung zu gehen hat, ehe sie nur die gemeine Natur erreicht, übersteigen Musik und Architektur dieselbe von ihren ersten Schritten an; und so findet im Grunde auch keine Rivalität zwischen dem natürlichen Leben und diesen Künsten statt, weil jenes vom Anfange herein hinter diesen zurückbleibt. Lassen wir also auch im Folgenden den Bezug darauf bei Seite, um dafür das Verhältniss der bildenden Kunst zur Natur noch aus einem andern Gesichtspuncte als bisher zu betrachten.

So wenig sich die Kunst in jeder Beziehung über die Natur zu stellen hat, so wenig hat sie sich von ihr abzulösen, sondern eben so in ihr fortgehends zu wurzeln, als Früchte für sie zu tragen. Alle Regeln, welche die Kunst sich geben mag, sind ihr durch eine Natur der Menschen und Dinge, die vor der Kunst da war und ausser der Kunst besteht, vorgegeben; es gilt nur, sie in Beziehung zum Zweck der Kunst rein und klar herauszuschälen. Alle Motive und Formen hat die Kunst nicht nur ursprünglich aus der Natur zu schöpfen, sondern auch fortgehends neue daraus zu schöpfen, sonst erstirbt sie in Manier und conventionellen Wesen. Man verurtheilt die reine Nachahmung der Natur durch die Kunst; aber schlimmer ist die reine Nachahmung der Kunst durch die Kunst, vor der eben nur ein immer neuer Rückgang zur Natur bewahrt.

Nicht, dass die Kunst immer ganz von Neuem aus der Natur anzufangen hätte; dann würde sie immer mit gleicher Rohheit anfangen. In der früheren Kunst liegt ein grosses Kapital, womit

die spätere zu wirthschaften hat; aber so wenig ein Geldkapital sich dadurch vermehrt, dass man die vorhandenen Geldrollen in immer neuer Ordnung aufthürmt, ist es mit dem gesammelten Kunstkapi tal der Fall; nur aus den Schachten, den Feldern und Wäldern des natürlichen Lebens vermehrt sich's, wie es eben daher seinen ursprünglichen Bestand hat, den freilich der Geist der Künstler daraus erzielen musste, doch nicht aus seinem eigenen Bestande erzielen konnte.

Natürlich, da das Rechte hier in der Verbindung zweier Gesichtspuncte liegt, fehlt es wieder nicht an Einseitigkeiten, welche bald den einen bald den andern mit Vernachlässigung oder gar Verneinung des gegentheiligen zur Geltung bringen.

Leonardo da Vinci sagt in seinem Tractat von der Malerei (Abh.32); »ein Maler soll niemals die Manier eines anderen nachmachen, widrigenfalls wird er nur ein Enkel, nicht aber ein Sohn der Natur heissen. Denn die Dinge in der Natur sind in so grossem Ueberfluss vorhanden, dass man seine Zuflucht vielmehr zu dieser Natur selbst, als zu andern Meistern nehmen soll, die doch ebenfalls bei ihr in die Schule gegangen sind.« Hiegegen sagt Squarcione *), einer der Künstler, denen im 15. Jahrh. der hohe Werth antiker Kunst aufgegangen: »es sei sehr thöricht, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur zu suchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unsere grossen griechischen Vorfahren sich schon längst des Edelsten und des Darstellungswerthesten bemächtigt und wir also aus ihren Schmelzöfen schon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Gruss der Natur nur mühselig ausklaubend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müssen (**).

Beide Aussprüche erscheinen im vollen Widerspruche mit einander, und sind doch gleich triftig, wenn sie nur triftig verbunden werden. Jeder neue Erwerb kann der Kunst nicht minder als der erste nur aus der Natur d. i. kunstlosen Welt kommen, aber nur auf und über der Grundlage des früheren Erwerbs zu bedeutender Kraft und Höhe ansteigen.

Hätte der Künstler nichts mehr von der Natur zu lernen, so

*) Nach Gothe's K. u. Alt., Band 39. S. 445.

**) Ein Meister der französischen Kunst der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts verbot sogar seinen Schülern, die Natur zu studiren, »um sich nicht den Geschmack zu verderben.« (Meyer, Gesch. d. franz. Malerei.)

wäre die Kunst zugleich auf ihrem Gipfel und an ihrem Ende; sie wird aber diess Ende schon deshalb nicht erreichen können, weil die Natur, worin wir ja hier gegenüber der Kunst das ganze Leben aussersalb der Kunst mit verstehen, nie zu Ende kommt, sondern sich fort und fort entwickelt; und wenn wir zugestehen müssen, dass sich die Idealgestalten der griechischen und der Raphael'schen Kunst nicht übertreffen lassen, ja verhältnissmässig nur geringe Variationen gestatten, um nicht von dem darin erreichten Gipfel wieder abzusteigen, so werden sich doch eben diese Variationen nur aus der Natur schöpfen lassen, und nur vermöge solcher Variationen die Kunst, die sich in solchen Idealgestalten bewegt, noch Interesse behalten. Nun aber ist ja die Kunst nicht bloß auf das Gebiet von Idealgestalten beschränkt; zum idealisiren giebt es auch ein Charakterisiren; und je tiefer die Kunst mit ihrer Aufgabe in die realen Gebiete des Lebens hineingreift, desto mehr Stoff und Form wird sie daraus ziehen können und zu ziehen haben; ja es wird, wie ich früher (S. 118) andeutete, vielleicht eine Zeit kommen, wo man die Idealität, die man in einzelnen Gestalten nicht höher zu treiben weiss, als sie getrieben ist, doch im Eindruck dadurch wird erhöhen können, dass man sie mehr auf den Gipfelpunct der Darstellungen beschränkt, und von der Idealisirung der ihrer Idee nach niedriger stehenden Figuren mit Vortheil für die Charakteristik nachlässt.

Wie nun die Kunst aus der natürlichen Wirklichkeit herauszuwachsen, immer neue Triebkräfte aus ihr zu ziehen hat, so hat sie auch möglichst allseitig in sie zurückzugreifen. Das kann sie aber nur, wenn sie sich den natürlichen Interessen nicht entfremdet, sich vielmehr der Interessen der Welt, des Lebens, des Glaubens, die abgesehen von Kunst bestehen, als eigener Interessen mit Liebe annimmt, statt bloß eine gleichgültige Unterlage für ihre Formgebung darin im Sinne so vieler Kunstenthusiasten zu sehen. An Angriffspuncten dazu fehlt es nicht. Die Religion nimmt den Pinsel und Meissel für Gegenstände der Andacht in ihren Tempeln die Geschichte zur Vorführung und Befestigung erhebender Beispiele und Erinnerungen in öffentlichen Gebäuden und Hallen in Anspruch. Die dankbare Anerkennung der Verdienste grosser Männer will sich in Denkmälern aussprechen; die Paläste der Grossen sich mit Bildwerken in grossem Stil und die Wohnungen der Kleinen mit solchen im kleinen Stil in Angemessenheit zu den Verhältnissen

und Neigungen der Bewohner schmücken. So wird die Kunst statt ein Reich über dem Leben, ein schmückendes Element des Lebens selbst.

Unstreitig galt das von der antiken Kunst viel mehr als der unsern, die hauptsächlich in Kunstakademien, Kunstvereinen, Kunstsammlungen, Kunstzeitschriften ihre Existenz, abseits vom übrigen Leben, führt; indess die antike Welt von diesen Absonderungs-Plätzen und Anstalten der Kunst noch nichts wusste.

Muss man nun jenes frühere Verhältniss im Allgemeinen ein günstigeres nennen, als das, was heute bei uns besteht, sofern die Kunst durch ihr Einwurzeln im Leben selbst mehr Lebenskraft, das Leben mehr Schmuck hatte, so kann man doch das alte Verhältniss nicht wieder hervorzaubern, und nicht durch Negationen die positiven Vortheile des früheren Verhältnisses gewinnen wollen. Gesetzt, man beseitigte die Kunstakademien, Kunstvereine u. s. w., so würde man damit die Kunst selbst beseitigen. Auch würde es doch zu weit gegangen sein, wollte man die Kunst blos dem übrigen Leben dienstbar machen und zu einem sklavischen Anschlusse daran verurtheilen; es war das selbst im Alterthum nicht der Fall. Es giebt ja auch eine eigene Freude an der Kunst. Man kann nur sagen: je mehr die Kunst sich vom übrigen Leben ablöst, desto mehr verliert sie von natürlichen Stützen und geräth in Gefahr, so zu sagen in ihren eigenen Interessen zu versumpfen.

Ist solchergestalt die Kunst eine der höchsten Spitzen, welche die Wirklichkeit oder Natur, im angegebenen Sinne gefasst, aus sich hervortreibt, so ist sie doch nicht die höchste Spitze. Das wird immer die Religion bleiben, die sicher nicht der Kunst ihren Ursprung verdankt, die nun aber selbst der Kunst die höchste Triebkraft verleiht und von ihr wichtige Rückwirkungen empfängt.

XXXI. Phantasie-Ansicht der Schönheit und Kunst.

Eine der verbreitetsten Kunstansichten erhebt die Abhängigkeit der Schönheit und Kunst von der Phantasie zum ästhetischen Hauptgesichtspuncte. In Besprechung dieser Ansicht knüpfe ich an einen Vortrag an, den ich früherhin einmal im Leipziger Kunstverein hörte, gehalten von einem Kunstkenner, dessen Bedeutung im Kunstfache seitdem darin ihre Anerkennung gefunden hat, dass seiner Direction eines der bedeutendsten Kunstinstitute untergeben worden ist.

Der, in der Form sehr anziehend gehaltene, und gewiss von Allen, die sich überhaupt derselben Richtung zuneigen, sehr befriedigend gefundene, Vortrag gilt direct einer Charakteristik Genelli's, dem der Redner eine unbedingte, ja enthusiastische Bewunderung zollte. Dieser Künstler sei ein Genie, das, seine Zeit überragend, das wahrste Wesen der Kunst erfasst habe und in seinen Werken auspräge. Denn worin bestehe das Wesen, die Aufgabe der Kunst? Sie habe einem ästhetischen Interesse zu dienen, welches von allen anderen Interessen unabhängig sei. Es gebe ein Reich der Schönheit, was ohne Rücksicht auf einen sittlichen oder andern Gehalt, dem wir sonst Werth beilegen, das Interesse in Anspruch nehme, und Aufgabe der Kunst sei, diess Interesse zu befriedigen. Diese Befriedigung aber werde erzeugt wie gewonnen durch ein Spiel der Phantasie, was im Künstler mit möglichster Machtfülle zu wirken und sich im Genusse des Kunstwerkes wieder zu vollziehen habe. Um was gespielt werde, darauf komme es nicht an. Hienach seien die geeignetsten Gegenstände für die Kunstdarstellung solche, welche die freieste, lebendigste, kräftigste Entwicklung dieses Spieles gestatten; im Uebrigen müsse das Gefallen an der Schönheit interesselos sein. — Diess, wenn nicht ganz die Worte, doch der Sinn des Vortrages, so weit meine Notate darüber reichen. Kurz, Schönheit und Kunst werden wesentlich von einer activen und receptiven Bethätigung der Phantasie abhängig gemacht.

Wer nun vermöchte die Abhängigkeit der Kunst und in gewissem Sinne der Schönheit von der Phantasie überhaupt zu bestreiten. Denn wie könnte ein Künstler ohne ein schöpferisch geistiges Vermögen, was die Phantasie ist, schaffen und gestalten,

insofern man die Kunst nicht auf sklavische Nachahmung der Natur beschränken will, und wie der Geniessende ohne Erweckung eines Vorstellungsspiels durch das Kunstwerk Genuss davon haben, falls man nämlich diess receptive Spiel auch Phantasie nennen will. Nun aber wird etwas doch dadurch allein noch nicht schön, dass es durch ein Phantasiespiel, sei es auch das allerlebhafteste, erzeugt ist und ein entsprechendes Spiel wieder erzeugt, denn in welchen Ungeheuerlichkeiten kann die Phantasie spielen. Vielmehr fragt sich noch, wodurch die Phantasie bei ihren Schöpfungen zu leiten, zu ordnen, zu zügeln, wie zu richten ist, um nichts blos Phantastisches, Verworrenes oder geradezu Hässliches zu schaffen, und hierin scheint mir der Hauptpunct zu liegen, auf dessen Klarstellung und Entwicklung es ankäme, also durch die Erklärung des Schönen nach seinem Ursprunge aus Phantasie eine Erklärung nur angebahnt, deren Wesentlichstes erst zu suchen ist. Fragt sich, ob es in den Erläuterungen und Ausführungen der Erklärung, woran es ja nicht mangelt, zu finden — jener Vortrag selbst hatte nicht die Aufgabe, sich darein zu vertiefen. Also gehen wir unsererseits etwas näher auf die Ansicht nach ihren herkömmlichsten Fassungs- und Begründungsweisen ein.

Die Erklärung des Schönen durch Bezugnahme auf die Phantasie, vertreten insbesondere durch Solger, Weisse, W. v. Humboldt, Hettner, Köstlin u. A., stützt sich, mehr oder weniger weit ausholend, gemeinhin auf folgende Gesichtspuncte. Das schöpferisch gestaltende Vermögen des Geistes heisst Phantasie. Von diesem Vermögen hängt factisch die Schöpfung alles Kunstschönen ab. Man braucht aber den Begriff der menschlichen Phantasie blos zu verallgemeinern und zu erhöhen, um auch von einer göttlichen Phantasie sprechen zu können, als welche sich in Schöpfung und Ausgestaltung einer geordneten, alles Naturschöne nicht nur einschliessenden, sondern in ihrer Totalität selbst ein schönes Ganze darstellenden, erscheinlichen Welt in nur höherer Weise bethätigt hat, als der Künstler sich in Schöpfung und Ausgestaltung seiner erscheinlichen Einzelwerke bethätigt. Der rechte Künstler aber hat mit seinem Schaffen dem göttlichen Schaffen nur nachzuschaffen, im Sinne desselben fortzuschaffen, sei es, dass man den Geist des Künstlers nach der Immanenz-Ansicht im göttlichen selbst lebend, webend denkt und hiermit sein Schaffen mit einer Aeusserung göttlichen Fortschaffens selbst identificirt, oder es nur als

eine Nachahmung göttlichen Schaffens betrachtet, sofern Gott den von ihm geschaffenen Künstler mit einem Funken seiner eigenen Schöpferkraft begabt habe.

Hienach ist die Schöpfung alles Schönen von Grund aus bis zur höchsten Spitze und weitesten Umfassung ein Werk der Phantasie. Schön ist überhaupt etwas, insofern es die Entstehungsweise aus der göttlichen Phantasie oder im Sinne derselben fortschaffenden menschlichen Phantasie aufweisen kann. Insofern aber die göttliche Phantasie sowie die Phantasie eines vollendeten Künstlers in Schöpfung des Schönen als eine wahrhaft frei und harmonisch thätige bezeichnet werden kann, lässt sich auch der Rückgang bis zur göttlichen Phantasie in der Begriffsbestimmung des Schönen dadurch umgehen und damit denen genug thun, die diesen Rückgang zu mystisch finden, dass man die Eigenschaft einer wahrhaft freien und harmonischen Bethätigung von der Phantasie zur Schöpfung des Schönen verlangt; nur dass man dann beim Naturschönen darauf beschränkt bleibt, eine receptive Seite der Bethätigung der Phantasie durch das Schöne geltend zu machen, um den Bezug seines Begriffes zur Phantasie festzuhalten, oder das Naturschöne vom Begriffe des Schönen überhaupt auszuschliessen.

Mit der Erzeugungsweise des Schönen durch die Phantasie hängt nämlich eine, für das Schöne nicht minder wesentliche, Rückwirkung desselben auf der Phantasie zusammen, sofern sich die Phantasie des das Schöne Geniessenden entsprechend in der Anschauung, Aufnahme, Aneignung des Schönen frei und harmonisch zu bethätigen hat, als der Schöpfer desselben in der Production, indem sie sich theils frei darein versenkt, theils ein freies und harmonisches Spiel daran knüpft.

Nun kann zwar die menschliche Phantasie auch Ungeordneten ja Hässliches erzeugen und Hässliches die Phantasie beschäftigen, wodurch in der That das Hässliche mit dem Schönen unter denselben sehr allgemeinen Gesichtspunct gebracht und zum gemeinsamen Objecte der Aesthetik erhoben wird; bei jeden spielt doch Phantasie die wesentliche Rolle. Ein Unterschied des Schönen vom Hässlichen bleibt aber in der Weise der Phantasiebethätigung bestehen, indem eine das Hässliche erzeugende oder durch das Hässliche beschäftigte Phantasie vielmehr zügellos als frei, disharmonisch als harmonisch, nicht in der Weise der göttlichen Schöpferthätigkeit, nach vollendeten Künstlerthätigkeit thätig ist. Dass Vie-

les dem Menschen hässlich auch in der von Gott geschaffenen Natur erscheint, widerspricht der Bezugsetzung des Schönen zum Sinne der göttlichen Schöpfungsthätigkeit, falls man bis auf diese zurückgehen will, in sofern nicht, als das, was dem kurzsichtigen Menschen für sich so erscheint, diesen Charakter im Zusammenhange des Ganzen und nach der Totalität seiner Beziehungen betrachtet verliert. In diesem Zusammenhange, dieser Totalität aber ist es von Gott geschaffen, wird es von Gott angeschaut, und ist es in seinem Sinne aufzufassen.

So gut sich das Alles scheint hören zu lassen, und ich habe mir selbst Mühe gegeben, es so gut hörbar als möglich darzustellen, lässt sich doch Folgendes dagegen erinnern.

Mann kann die Ursprungsbeziehung des Schönen zur Phantasie mit oder ohne Rückgang bis zur göttlichen Schöpferthätigkeit zugestehen, ohne damit die Brauchbarkeit einer darauf gegründeten Begriffsbestimmung des Schönen zuzugestehen, worüber ich auf das verweise, was Theil I, S. 15. 17, gesagt ist. Insbesondere erscheint es misslich, mit der Erklärung des Schönen bis auf den Ursprung aus Gott zurückzugehen, auf den man freilich mit jeder Erklärung zurückgehen kann, wie man jede Geschichte mit Adam anfangen kann; aber so wenig sich die menschliche Geschichte klar und sicher vom mythischen Adam aus verfolgen lässt, so wenig die Aesthetik von der, den menschlichen Horizont überhaupt übersteigenden oder doch in Dunkel gehüllten, Idee Gottes. So werden viele Theologen die Analogie der göttlichen Schöpferthätigkeit mit der menschlichen Phantasie als auf Anthropomorphismus ruhend nicht zugestehen; die Schöpferkraft Gottes sei vielmehr etwas über alles menschliche Sinnen und Denken Erhabene. Gegentheils werden weder die Materialisten, noch Hegelianer, noch Schopenhauerianer die Schöpfung der Welt und mithin des Naturschönen durch einen bewussten Geist zulassen, da vielmehr nach allen diesen die Natur, die Idee, der Wille der Welt erst in Thier und Mensch zum Bewusstsein kommt; von einer unbewussten Phantasie in Schöpfung des Naturschönen zu sprechen aber wäre eine Gewaltthat, welche das Wirken blinder Kräfte mit der Phantasie in Eins zusammenwerfen liesse; daher von dieser Seite die Neigung, das Naturschöne lieber gleich vom Schönen auszuschliessen. Dann darf man der Definition zu Liebe einen schönen Menschen nicht mehr schön finden.

Insofern zugestandenermassen das Hässliche so gut als das Schöne Product und Erregungsmittel der Phantasie sein kann, würde nach schon oben gemachter Bemerkung eine Beides scharf scheidende Erklärung des Schönen durch Bezugnahme auf die Phantasie höchstens insofern genügen, als der Unterschied in der Weise, wie sich die Phantasie dabei bethätigt, deutlich und scharf bezeichnet werden könnte, was aber eben so wenig, als durch Bezugnahme auf göttliche Schöpferthätigkeit, durch die Begriffe der Freiheit und harmonischen Beschaffenheit der Thätigkeit, noch irgend andre Kategorien, die erst einer weitern Klärung bedürfen, geschehen kann.

In der That, nach dem geläufigsten Begriffe der Freiheit (Abwesenheit von äusserem Zwange) steht es der Phantasie eben so frei, Hässliches als Schönes zu schaffen, und steht es bei Aufnahme eines Kunstwerkes nicht frei, sich den Eindrücken desselben zu entziehen, und sie eben so frei abzuändern als dem Künstler, sie hervorzurufen. Nach der Ansicht mancher aber (vergl. z. B. S. 62) soll der Künstler sogar vielmehr aus dem Drange einer inneren Nöthigung heraus produciren. Nun kann man zwar aus gewissem philosophischen Gesichtspuncte auch Freiheit mit innerer Nothwendigkeit identificiren; aber bewahre der Himmel die Aesthetik vor der philosophischen Spintisirung über das Verhältniss von Freiheit und Nothwendigkeit. Jedenfalls will der Begriff der Freiheit, wie nicht minder der der Harmonie in der Anwendung zur Unterscheidung der rechten von der unrecchten Thätigkeitsweise der Phantasie noch geklärt sein.

Nun wird man meines Erachtens nichts Untriftiges sagen, wenn man die bei Schöpfung und Aufnahme des Schönen in Betracht kommende, Thätigkeit der Phantasie insofern frei und harmonisch nennt, als sie mit Lust oder doch nicht mit Unlust geübt wird, und als sie wieder in lustgebende Erzeugnisse ausschlägt. Auch erläutert z. B. Köslin wirklich jene Ausdrücke beiläufig in diesem Sinne. Hienach aber scheint es mir vorzuziehen, die Erklärung des Schönen und die Aufgabe der Kunst sofort klar ausgesprochen auf den Zweck, die Lust zu beziehen, als diesen Bezug unter unklaren oder mehrdeutigen Worten zu verstecken.

Um über den so vielfach in der Aesthetik gebrauchten und zu scheinbaren Erklärungen missbrauchten Begriff des Harmonischen gelegentlich noch etwas zu bemerken, so kann man überhaupt kurz sagen: Harmonie

ist ein lustgebendes oder wenigstens Unlust ausschliessendes, Verhältniss. Damit ist der Begriff der Harmonie klar und ohne Cirkel bestimmt; denn, auf das was Lust und Unlust ist, kann man unmittelbar in uns weisen, wogegen die mancherseits beliebte umgekehrte Bestimmung, dass die Grundbedingung der Lust in einem harmonischen Verhältnisse liege, um nicht auf Cirkel zu kommen, nichts anderes sagt, als: die Bedingung der Lust liegt in einem, Kurze halber harmonisch zu nennenden, Verhältnisse, dessen Natur aber durch diesen Ausdruck noch nicht bestimmt, sondern erst aufzusuchen ist. Zwar sagt man wohl: harmonisch ist, was mit sich oder was mit uns stimmt. Aber was mit uns stimmt, erkennt man eben nur daraus, dass es Unlust ausschliesst, indem es uns gesund erhält, oder dass es uns positive Lust macht; und für das, was mit sich stimmt, haben wir zwar im Gebiete der Logik den klaren Satz des Widerspruches; aber was thut man damit in der Musik, der Malerei. Einen schlecht klingenden Akkord, eine ungefällige Farbenzusammenstellung, ein hässliches Gesicht, kann man Alles disharmonisch nennen, aber eben nur, sofern es Unlust macht; dem logischen Satze des Widerspruches ist es nicht entgegen. So lange der letzte allgemeinste Grund von Lust und Unlust nicht mit Sicherheit und Klarheit festgestellt ist, und das ist er bisher nicht (Th. I. 44 f.), hat man sich an particuläre Gesetze, nach denen Lust und Unlust entstehen, zu halten; die Ausdrücke harmonisch und disharmonisch aber ersetzen weder noch enthalten solche.

Wenn man nicht blos das schöpferische Vorstellen des Künstlers, sondern auch receptive des Geniessenden zum Phantasieleben rechnet, um den Begriff des Schönen nach beiden Seiten von der Phantasie abhängig zu machen, so kann hierbei unter Phantasie nichts Andres verstanden sein, als das Vermögen sich überhaupt in einer Mannigfaltigkeit von Vorstellungen zu ergehen, welches sich allerdings eben so wohl productiv äussern, als receptiv ange-regt und beschäftigt werden kann. Man mag zugeben, dass ein weiter Sprachgebrauch auch eine so weite Auffassung des Begriffes der Phantasie zulässt und wirklich im gemeinen Leben Beschäftigung der Phantasie und Beschäftigung der Einbildungskraft durch ein Kunstwerk oft unklar verwechselt werden; aber gewiss ist, dass man unter Phantasie in der Regel, und namentlich bei psychologisch klarer Unterscheidung, vielmehr ein schöpferisch productives als ein receptives Vermögen versteht; und es scheint mir jedenfalls, dass die Erklärung der Schönheit in Bezug auf die Phantasie nicht ohne eine sorgfältige Auseinandersetzung in dieser Hinsicht geschehen sollte, um nicht die Thätigkeitsweise der Production und Reception unklar zusammenzuwerfen, hiemit eine sachlich untriftige Auffassung der Wirkung des Schönen hervorzurufen, welcher Gefahr mir in der That die bisherigen Erklärungen

dieser Art mehr oder weniger zu unterliegen scheinen. Thätig freilich ist auch der receptiv angeregte Geist; aber man wird nicht jede Thätigkeit, namentlich nicht die, in welche der Geist durch die Auffassung eines Kunstwerkes versetzt wird, als eine schöpferisch productive fassen können, da vielmehr die productive Thätigkeit, die der Künstler gebraucht hat, das Werk zu erzeugen, dem Geniessenden durch Umsetzen in die receptive Auffassung erspart wird.

In der That ruht der ästhetische Eindruck der Musik vielmehr in einem lustvollen Verfolge gegebener Beziehungen, auf deren Auffassung man eingeübt sein muss, als einer Bethätigung des eigenen Productionsvermögens. Beim Lesen eines Gedichtes läuft eine gebundene Folge von Associationen mit den Worten zugleich ab, ohne dass der Geist nur Zeit hat, eigene Schöpfungen productiv zu intercaliren, und je bestimmter dasselbe ganz bestimmte Vorstellungen und Gefühle erweckt, einen desto grösseren Eindruck macht es. Auch kann es bei diesem rein receptiven Eindrücke sein Bewenden haben, indem der Geist durch den Ablauf des Kunstwerkes in der Zeit auch fortlaufend beschäftigt wird. Geht der Geniessende mit seiner Phantasie productiv darüber hinaus, was ja leicht der Fall sein kann, so ist das der Wirkung des Kunstwerkes an sich selbst unwesentlich; und wohl noch öfter besteht die Nachwirkung des Kunstwerks in einem Zurückgehen darauf als einem Darüberhinausgehen mit eigener Phantasie.

Mit Werken der bildenden Kunst verhält es sich in sofern etwas anders, als sie nicht in der Zeit ablaufen, sondern bleibend verharren, doch aber auch in einer gewissen Dauer durch Wechsel beschäftigen wollen. Nun werden auch bei ihnen die Associationen, auf welchen ihr Haupteindruck beruht (Th. I. S. 116), dem Geiste als unmittelbarer Anhang der Anschauung geschenkt, nicht schöpferisch von ihm producirt, und überall sonst wird die associative Thätigkeit zur unfreien oder selbst mechanischen Seite des Geisteslebens gerechnet. Auch kann die Fortdauer einer genussreichen Beschäftigung mit solchen Werken bis zu gewissen Gränzen dadurch erhalten werden, dass man die Aufmerksamkeit wechselnd auf diese und jene Seiten oder Theile des Kunstwerkes richtet und deren Wirkung receptiv aufnimmt. Indess besteht hier in der That ein grösserer Anlass, als bei Musik und Poesie, die uns unwillkürlich in bestimmter Richtung mit fortziehen und den Augen-

blick gefangen nehmen, die Dauer des Genusses zu verlängern und den Genuss dadurch zu erweitern, dass man nach inneren Motiven den associativen Eindruck selbstthätig bald mehr nach dieser, bald jener Seite ausbeutet und weiter ausspinnt, wie es Th. I. S. 142 besprochen worden ist, und diess mag immerhin als Phantasie-thätigkeit zählen, da es jedenfalls nicht rein receptive Thätigkeit ist, da ein anderer Ausdruck dafür fehlt, und auch die schöpferischste Phantasie überall nichts ganz Neues schaffen kann. Immerhin bleibt es nur ein zweiter Theil des Kunstgenusses, und wohl bei den Meisten kommt es nicht dazu, da sie den receptiven Genuss vielmehr activ, durch Beschäftigung mit Kritik, mit Aechtheitsfragen u. s. w. zu verlängern suchen. Was man Spieltrieb der Phantasie nennt, ist nichts der Phantasie Eigenthümliches, sondern der Trieb, sich überhaupt mit wechsellvollen Eindrücken unter einheitlichem Gesichtspuncte zu beschäftigen, ein Trieb, der sich eben sowohl activ als receptiv geltend machen kann, und unter das im 6. Abschnitte besprochene Princip der einheitlichen Verknüpfung des Mannigfaltigen tritt.

Wenn man nun freilich die Definition der Phantasie von vorn herein darauf stellt, dass nicht blos das productive Vorstellen des Künstlers sondern auch receptive Vorstellen des Geniessenden zum Phantasieleben gehöre, wie diess z. B. Köstlin (Aesthetik S. 26) ausdrücklich und Andre stillschweigend thun, wenn man dazu erklärt, nur das lustvolle Vorstellen frei und harmonisch nennen zu wollen, so wird dagegen schliesslich weiter nichts zu sagen sein, als dass man mit der darauf gegründeten Schönheitserklärung auch weiter nichts sagt, als dass die Schönheit auf einem lustvollen Charakter von Vorstellungen in dem das Schöne Producirenden wie Geniessenden beruhe. Eine directe Bezugnahme auf diesen Charakter der Schönheit aber wird jedenfalls dem, so leicht in Unklarheit verlaufenden oder auf begriffliche Abwege führenden, Umwege durch die Begriffe Phantasie, Harmonie und Freiheit vorzuziehen sein.

XXXII. Vom Begriffe der Erhabenheit.

Man könnte sich vielleicht wundern, wenn in einem zweibändigen Werke über Aesthetik, worin so viel von Schönheit gesprochen worden, nicht auch dem Begriffe der Erhabenheit einige Aufmerksamkeit geschenkt würde; also holen wir das bisher in dieser Hinsicht Versäumte nach.

In der That pflegt nächst der Kategorie der Schönheit die Kategorie der Erhabenheit als der wichtigste Begriff der Aesthetik behandelt und so zu sagen als Nebenbuhler jener Kategorie in der Herrschaft über das ästhetische Gebiet betrachtet zu werden. Burke schrieb eine besondere Schrift »Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Begriffe vom Schönen und Erhabenen«; Kant theilt seine ästhetischen Untersuchungen (in der Kritik der Urtheilskraft) in eine Analytik des Schönen und des Erhabenen; und überall hat sich der ästhetische Tiefsinn eine Aufgabe daraus gemacht, mit dem einen auch dem andern Begriffe sowie dem Verhältnisse beider auf den Grund zu gehen.

Nicht minder freilich als über die Schönheit sind die Ansichten der Aesthetiker über die Erhabenheit sehr auseinandergegangen, wie aus folgender, nichts weniger als vollständigen, Registrirung derselben erhellt. Noch grösser würde die Mannichfaltigkeit der Ansichten erscheinen, wenn sie in die Details verfolgt werden sollte, indess ich hier bloß auf Hauptpunkte und damit zugleich Hauptgegensätze der Ansichten achten werde.

Nach Carrière, Herbart, Herder, Hermann, Kirchmann, Siebeck, Thiersch, Unger, Zeising ist das Erhabene nur eine besondere Art oder Modification des Schönen, wobei jedoch die Weise, wie sich das Erhabene dem Schönen unterordnet, von den verschiedenen Autoren zum Theil sehr verschieden gefasst wird. Hiegegen stehen sich nach Burke, Kant, Solger Erhabenheit und Schönheit einander ausschliessend gegenüber, so dass das Erhabene niemals schön, das Schöne niemals erhaben sein kann, oder dass doch beide durch ihr Zusammensein sich gegenseitig schwächen, wobei wiederum von den Verschiedenen verschiedene Gesichtspunkte des Gegensatzes aufgestellt werden. Nach Weisse ist die Erhabenheit nicht sowohl eine besondere Art der Schönheit, als dass sie einen Bestandsbegriff der Schönheit selbst bildet, so dass

an jedem schönen Gegenstande das, was ihn schön macht, Erhabenheit ist, indess nach Ruge die Erhabenheit in dem Siege des einen Momentes der Schönheit über das andere, d. i. des Ewigen über das Endliche, besteht.

Nach Burke beruht der Eindruck der Erhabenheit gegenüber dem der Schönheit darauf, dass durch jene mittelst Schrecken, Schmerz oder Gefahr der Grundtrieb der Selbsterhaltung, durch diese in anderem Wege der der Geselligkeit wach gerufen wird. Nach Thiersch darauf, »dass das Erhabene durch seine Stärke und Grösse das Gemüth des Wahrnehmenden erhebt und nöthigt, zu seiner Aufnahme und Bewältigung sich gleichsam auszudehnen und zu erweitern.« Nach Kirchmann darauf, dass das Erhabene (Erhaben-Schöne) die idealen Gefühle der Achtung, indess das Schöne (Einfach-Schöne) die der Lust erregt. Nach Kant, Hegel, Vischer darauf, dass der Geist, die Vernunft sich der für die endliche Erscheinung bestehenden Unmöglichkeit bewusst wird, das Unendliche vollkommen auszudrücken, der Idee vollkommen gerecht zu werden, und hiemit der Macht des eigenen unendlichen Vermögens (Kant) oder der Macht der Idee (Hegel, Vischer) bewusst wird. Nach Solger darauf, dass das Unendliche ins Endliche absteigt, sich im Endlichen setzt; indess das ins Unendliche aufsteigende Endliche das Schöne giebt. Nach Zeising umgekehrt darauf, dass im Erhabenen »das Endliche sich über seine Endlichkeit in die Unendlichkeit erhebt, sich gleichsam in dieser höheren Späre einbürgert und durch seine Grösse die Idee der absoluten Vollkommenheit erweckt.« Nach Zimmermann darauf »dass wir das Unendliche zugleich vorstellen und nicht vorstellen, zu fassen und nicht zu fassen vermögen, um des letzteren willen uns klein und unbedeutend, um des ersteren willen dagegen selbst gross und unendlich erscheinen.«

Nach Burke erweckt das Erhabene ein, von eigentlicher Lust nach ihm noch zu unterscheidendes Wohlgefallen oder angenehmes Gefühl durch Erregung der Nerven mittelst eines mässigen Grades von Schmerz oder Schrecken, der unsern Selbsterhaltungstrieb aufruft. Nach Kant, Schiller, Lemcke ist der Eindruck der Erhabenheit aus Lust und Unlust gemischt, welche Mischung nach Ersterem aus einem complicirten Verhältnisse zwischen unserer Einbildungskraft und unserer Vernunft erwächst. Nach Kirchmann hat das Gefühl der Achtung, auf dem der Eindruck

der Erhabenheit beruht, mit Lust und Unlust nicht nur nichts zu schaffen, sondern steht dem Gefühl derselben polar entgegen. Nach Hermann ist der Eindruck des Erhabenen dem des Lächerlichen gegenüber ein mehr weinerlicher.

Nach den Meisten giebt es nur eine Erhabenheit aus quantitativem, nach Köstlin jedoch auch aus qualitativem Gesichtspuncte.

Kant unterscheidet das Erhabene in ein mathematisch und ein dynamisch Erhabenes, je nachdem es eine extensive Grösse, als wie Ausdehnung, Dauer, Zahl, oder eine intensive Grösse, als wie Stärke, Macht, Kraft, Widerstandsgrösse ist, was den Eindruck der Erhabenheit bestimmt; — Schiller in ein solches, welches unsre Fassungskraft übersteigt und welches unsrer Lebenskraft droht; — Vischer in ein objectiv Erhabenes, welches seinen Eindruck physischerseits ohne Rücksicht auf die Abstammung aus geistiger Kraft macht, worunter das Erhabene des Raumes, der Zeit und der psychischen Kraft gehört, und ein subjectiv Erhabenes, wie das der Leidenschaft, des guten und bösen Willens. — Jean Paul unterscheidet in ähnlicher Weise eine Erhabenheit der Natur von einer sittlichen oder handelnden Erhabenheit, wozwischen er aber die Erhabenheit der Unermesslichkeit und Gottheit stellt. Das Erhabene der Natur theilt er in ein optisch und ein akustisch Erhabenes. — Zeising unterscheidet im Erhabenen als Modification »das Imposante, d. i. dasjenige Erhabene, welches erhaben ist für Anderes; das Majestätische, d. i. dasjenige Erhabene, welches erhaben ist für sich; und das Glorreiche, das ist dasjenige Erhabene, welches erhaben ist für das Absolute.«

Weit die meisten kommen doch darin überein, dass sie in der Bestimmung der Erhabenheit den Begriff der Unendlichkeit und sein Verhältniss zur Endlichkeit eine wichtige Rolle spielen lassen. Ja von Jean Paul hat man die Erklärung, dass das Erhabene das angewandte Unendliche sei.

Ohne auf eine Ausführung und Discussion der vorigen, zum Theil sehr abstrusen und spitzfindigen, Auffassungen der Erhabenheit, wovon sich hier nicht viel mehr als die Stichworte anführen liessen, einzugehen, suchen wir unsere eigenen Wege zu gehen, wobei sich Gesichtspuncte theils der Uebereinstimmung

theils Abweichung bezüglich voriger Auffassungen von selbst finden werden.

Beispiele des Erhabenen, woraus sein Begriff als abstrahirt angesehen werden kann, und woran sich derselbe erläutern lässt, sind im Gebiete der Natur: der reine blaue Tageshimmel, der sternenhelle Nachthimmel, Gewitter mit hochgethürmten Donnerwolken und mächtigen Blitzschlägen, gewaltige Stürme, das aufgeregte Meer, Ueberschwemmungen, der Eisgang grosser Ströme, grosse und hohe Wasserfälle, grosse und hohe, namentlich öde Bergaussichten, vulkanische Ausbrüche. Im Gebiete der Kunst: Alles, was die göttliche Grösse und Macht, aber auch, was geistige Menschengrösse, Hoheit, Aufopferung, Standhaftigkeit poetisch, rednerisch oder anschaulich versinnlicht, Darstellungen des Weltgerichts; grosse Dome, der olympische Zeus; im Gebiete der Musik insbesondere: Tonstücke mit ausgehaltenen vollen starken Tönen als namentlich Glockentönen, Orgeltönen. Im geistigen Gebiete eben jene geistigen Grössen, welche für die Kunst zu Gegenständen erhabener Darstellung werden.

Versuche ich nun im Rückblick auf diese Beispiele das Gemeinschaftliche des Eindrucks, der dadurch erweckt wird, oder doch bei hinreichender subjectiver Empfänglichkeit erweckt werden kann, zu bezeichnen, so scheint mir, das Gefühl der Erhabenheit beruhe darauf, dass die Seele einen aus der mittleren Grösse oder Stärke gewohnter Eindrücke heraustretenden, einheitlichen Eindruck mit Lustübergewicht erfahre, dessen eigenthümlicher Lustcharakter nicht durch den einheitlichen Charakter allein sondern eben dadurch, dass der Eindruck zugleich ein starker oder grosser ist, wie umgekehrt nicht durch die Grösse oder Stärke allein, sondern dadurch, dass der Eindruck zugleich ein einheitlicher ist, bedingt wird. Bis zur Unendlichkeit sich in der Erklärung zu versteigen überlasse ich gern den Idealisten. Das Schöne, insofern man es nach einer engeren Fassung dem Erhabenen gegenübersetzen will, theilt mit ihm den einheitlichen Charakter, aber nicht die, aus dem Gewöhnlichen heraustretende Grösse oder Stärke des Eindrucks; insofern man aber das Schöne so weit fassen will, dass das Erhabene selbst mit darunter tritt, in welcher Hinsicht die Definition frei steht, ist das Erhabene die besondere Art des Schönen, bei welcher die Grösse des Lusteindrucks von der Grösse des Eindrucks selbst mit abhängt, ohne

doch allein davon abzuhängen, da dazu der einheitliche Charakter des Eindrucks wesentlich mit gehört.

Inzwischen bedürfen diese Erklärungen theils noch der Erläuterung, theils Rechtfertigung entgegenstehenden Ansichten gegenüber.

Wenn Kirchmann an dem Eindrücke, den das Erhabene macht, nicht nur überhaupt nichts Lustvolles findet, sondern ihn sogar dem Lustvollen polar entgegengesetzt findet, und wenn Burke und C. Hermann eine ähnliche Ansicht, nur in andrer Wendung vertreten, so hängt das an Beschränkungen des Lustbegriffes, die sich schwerlich allgemeine Geltung verschaffen werden. Ich denke, um ganz populär zu reden, wenn man jedem Eindruck lustvoll nennt, den man gern hat, und bei fehlenden Gegenmotiven sogar sucht, so wird man auch erhabene Eindrücke vorwiegend lustvoll nennen dürfen. Auf die Frage aber, ob nicht im Eindrücke des Erhabenen doch Unlust eine Rolle mit spiele, komme ich unten.

Damit ein grosser oder starker einheitlicher Eindruck, wie er zum Charakter der Erhabenheit von uns gefordert ist, überhaupt entstehen könne, muss eine demgemässe Ursache dazu vorhanden sein und der Charakter der aufgezählten Ursachen entspricht dieser Forderung. Häufig wird Einfachheit zum Charakter der Erhabenheit gerechnet, aber diess ist nicht streng zu nehmen; ein Himmel voll schwarzer Gewitterwolken, ein sternenheller Nachthimmel sind nicht einfach und können doch einen sehr erhabenen in ihrer Art sogar erhabeneren Eindruck machen, als ein ganz blauer Himmel, der übrigens im Grunde auch nicht einfach, sondern nur gleichförmig ist; das aber pflegt man hiebei unter Einfachheit zu verstehen. Statt Einfachheit, Gleichförmigkeit ist eben nur einheitlicher Charakter des Eindruckes das Wesentliche zur Erhabenheit. Nun ordnet sich das Gleichförmige dem Einheitlichen zwar unter, und kann somit durch Grösse erhaben werden, insofern es nicht langweilig wird, aber ordnet sich ihm doch nicht allein unter, da vielmehr auch das Viele und Mannichfaltige unter einen anschaulichen oder ideellen einheitlichen Gesichtspunct treten kann (vergl. Abschn. VI); und insofern es der Fall ist, widerstrebt es nicht nur dem Eindrücke der Erhabenheit nicht, sondern kann sogar durch die Höhe des verknüpfenden Gesichtspunctes diesem Eindruck selbst den Charakter einer grösseren Höhe ertheilen,

durch die, unter dem einheitlichen Gesichtspunkte begriffene, Mannichfaltigkeit den Geist nachhaltiger und lustvoller beschäftigen, als es die einfache Gleichförmigkeit vermöchte, und durch die Menge des Verknüpften die Grösse des Eindruckes selbst bedingen oder steigern.

Also kann auch das Unzählbare, insofern es sich einheitlich zusammenfassen lässt, einen erhabenen Eindruck machen, wesshalb man von einer numerischen Erhabenheit spricht; und unstreitig wird sowohl der Nachthimmel durch seine zahllosen Sterne als der gothische Dom durch seine zahllosen Zierrathen, insofern sie einen einheitlichen Charakter tragen, nur um so erhabener. Immer aber bleibt der einheitliche Charakter wesentlich dabei. Freilich sind die Sterne nach keinem bestimmten Princip regelmässig geordnet; aber es ist wie bei der Marmorirung (Th. I. S. 62); es geht doch ein einheitlicher Charakter durch ihre Vertheilungsweise durch gegenüber der völligen Unregelmässigkeit, welche stattfinden würde, wenn hier und da Haufen Sterne sich zusammenklumpten, dazwischen grosse leere Stellen blieben, hier grosse da kleine verschiedengestaltete Lichtflächen erschienen. Damit fiel auch der Charakter der Erhabenheit des Sternenhimmels weg.

Nun fragt man vielleicht: müsste der Anblick des Sternenhimmels dann nicht noch erhabener werden, wenn er ganz regelmässig mit Sternen besät wäre, sofern hiermit der einheitliche Charakter zur Vertheilung der reinen und vollen anschaulichen Geltung käme. Auch glaube ich, es würde von vorn herein der Fall sein; wie sich denn unstreitig der Eindruck eines grossen schwarzen Sammtmantels mehr dem erhabenen nähert, wenn er regelmässig, als wenn er unregelmässig mit goldenen oder silbernen Sternen besät ist. — Aber eine und dieselbe leicht fassliche Regelmässigkeit am ganzen Himmel und alle Nächte wiederzusehen, würde uns durch Monotonie bald ermüden, indess die Unregelmässigkeit, welche den einheitlichen Charakter der Vertheilung vielmehr durchbricht als zerbricht, unterstützt durch die wechselnde Stellung des Himmels gegen uns nach Nachtstunde und Jahreszeit, einen monotonen Eindruck nicht aufkommen, vielmehr uns so zu sagen den Himmel immer neu erscheinen und immer Neues daran finden lässt. Die Sterne scheinen uns nicht mit der Säemaschine, sondern aus der lebendigen Hand eines grossen Säemannes ausgeworfen, und ein stilles associatives Gefühl hievon

mag beitragen, die unregelmässige Vertheilung der Sterne anmuthender für uns zu machen, als es die regelmässige sein könnte. Also kann man sagen: der Himmel hat sich in dieser wie nach andern Beziehungen so vortheilhaft als möglich für uns eingerichtet, indem er von dem monotonen und blos auf äussere Anschaulichkeit berechneten Eindruck der Erhabenheit etwas Preis gegeben, um den Genuss derselben immer neu und mit tiefer greifender Wirkung zu gewähren.

Dass Grösse oder Stärke eines Eindruckes an sich selbst noch keine Erhabenheit begründet, ergibt sich daraus, dass, wenn man einen erhabenen Gegenstand so abgeändert denkt, dass bei unveränderter Grösse oder Stärke seines Eindruckes der einheitliche Charakter desselben ganz verloren geht oder gar zu undeutlich wird, auch der Charakter der Erhabenheit wegfällt; denn was oben vom Himmel gesagt ward, gilt allgemein. So wenn man den rollenden Donner durch einen Wechsel von Rollen, Knattern und Pfeifen ersetzt denkt, oder die Töne einer erhabenen Musik so versetzt, dass Melodie und Harmonie schwinden.

Aber es giebt genug Gegenstände, die einen einheitlichen Eindruck machen, ohne doch erhaben zu erscheinen. Thatsache ist, dass überall, wo das Lustgefühl der Erhabenheit eintritt, es eben nur durch Vergrösserung, Erweiterung, Verstärkung eines einheitlichen Eindruckes über ein gewohntes Mass ist und durch Abschwächung desselben verloren geht. So wenn eine blaue Glasglocke, die uns klein nicht oder in unbedeutendem Grade ästhetisch interessirt, sich zum blauen Himmelsgewölbe, das Rollen eines Wagens zum majestätischen Rollen des Donners, der Feuerstein mit dem Fünkchen daraus zum feuerspeienden Berge, der wellenschlagende Teich zum wogenschlagenden Meere, das schwache Glockengeklingel zum Glockenläuten, das Modell eines gothischen Domes zum gewaltigen Dome, der schwache Charakter eines Menschen im Drama oder Epos zur unerschütterlichen allen Anfechtungen trotztenden Festigkeit erweitert, vergrössert, verstärkt. An all' dem fangen wir in der That nur nach Massgabe an, das den Eindruck der Erhabenheit charakterisirende, Gefallen zu finden, als mit der vermehrten Grösse oder Stärke des Gegenstandes der Eindruck extensiv oder intensiv wächst. Ja wer wird leugnen, dass die fruchtbarsten Schauspiele eben nur aufgesucht werden, um den Genuss der Grösse eines einheitlichen Eindruckes zu

haben, ohne dass man einen andern Grund geltend zu machen wüsste. Darum bedauert der Tourist in Italien es bitter, wenn er einen Ausbruch des Vesuvs versäumt hat; und noch erinnere ich mich, als Dresdens Umgegend von einer grossen Ueberschwemmung heimgesucht wurde, wie Manche von Leipzig dahin reisten, nur um das grossartige Schauspiel zu geniessen. Wenn eine Schlacht in der Nähe einer Stadt geschlagen wird, so sieht man die Thürme trotz der Gefahr, welche verirrte Kugeln drohen, mit Zuschauern besetzt.

Insofern man den Lustcharakter des Gefühls der Erhabenheit überhaupt anerkennt, kann man die Grösse oder Stärke eines Eindrucks in doppeltem Sinne dazu beiträgend denken, einmal, insofern die Lustbedingung, welche im einheitlichen Charakter an sich liegt, dabei so zu sagen einen multiplicirenden Factor gewinnt, zweitens aber, insofern in der ausnahmsweisen Grösse oder Stärke eines receptiven Eindrucks bei fehlenden Gegenwirkungen an sich ein Lustmoment liegt. Der Mensch liebt und verlangt nun einmal mitunterlaufende starke receptive Erregungen, wie uns aber von anderer Seite auch das ausnahmsweise Kleine gefällt. Jedenfalls gehört bei Eindrücken von ungewöhnlicher Stärke das Ausnahmsweise dazu um uns zuzusagen, und sollte der Mensch Eindrücken von der Stärke der erhabenen fortgesetzt ausgesetzt sein, so würde er statt fortgesetzter Lust bald Erschöpfung fühlen, und es auf die Länge gar nicht aushalten. Es stumpft sich aber die Empfindung bei dauerndem Aufenthalte in erhabener Umgebung bald so ab, dass der Eindruck seine Stärke verliert, hiemit aber auch das Lustgefühl der Erhabenheit verloren geht.

Nicht überall ist es die absolute oder positive Grösse, Stärke, Menge einer Ursache, wodurch ein erhabener Eindruck entsteht: auch ein gewaltiger Abfall davon kann es sein, wie sich darin beweist, dass auch tiefe Ruhe, tiefes Schweigen, Oede, Pausen, Nacht im Gegensatz und Contrast gegen positive Grössen einen erhabenen Eindruck machen können, wonach man die dynamische Erhabenheit in eine active und passive unterschieden hat. Das Gemeinsame beider objectiv gegensätzlichen Fälle liegt aber darin, dass der subjective Eindruck doch beidesfalls ein starker und durch seine Stärke ästhetisch wirksamer ist.

Ueberhaupt jede Aenderung im zeitlichen Ablauf oder räumlichen Felde unsrer sinnlichen, sowie associativ ausgelösten

geistigen Erregung, sei es ins Positive oder Negative, wirkt mit der Kraft eines positiven Eindrucks; daher wacht der Müller in der Mühle auf, wenn die Mühle in ihrem Gang stockt, der Schläfer in der Predigt, wenn die Predigt aufhört. Ein continuirliches Schweigen, eine continuirliche Monotonie, eine continuirliche Oede, eine continuirliche stockfinstere Nacht vermöchten uns nicht stark anzuregen, wohl aber Schweigen, Monotonie, Oede, Finsterniss im Unterschiede von dem was wir gewohnt sind, so mehr, je grösser der Unterschied davon ist.

Zeising, der in seinen ästhetischen Forschungen besonders ausführlich auf die verschiedenen Arten und Modificationen des Erhabenen unter Beifügung erläuternder Beispiele eingeht (was nachgelesen zu werden verdient), stellt namentlich folgende Beispiele des passiv Erhabenen zusammen.

»Das heilige Schweigen im Tempel mitten unter städtischem Getöse, die todenstille Pause in einem Allegro con Brio, das Aushalten eines und desselben Tones bei ewig wechselnder Harmonie, ein treues Herz am Hofe Ludwigs XIV., Fabricius gegenüber den Bestechungsversuchen des Pyrrhus, ein Gottvertrauen mitten im Sturme der Leiden, Columbus unter dem verzweifelnden Schiffsvolk, u. s. w.

Ich selbst wüsste nicht, was einen erhabenern Eindruck auf mich gemacht hätte, als bei einem Gange über den Gemmipass der Anblick des mit einem Schneemantel umhüllten, mit niedern Schneespitzen umgebenen, Monte Rosa vor mir, und die Oede des ganzen Umkreises um mich mit einem monotonen, aller Variation baaren Rauschen, wie überhaupt öde Gebirgsgegenden zu den erhabensten Gegenständen gerechnet werden. Ich könnte die Erinnerung davon nur mit Verlust gegen die Erinnerung an so manche anmuthige Gegend vertauschen, indem der so viel mächtigere einheitliche Eindruck zugleich ein so viel lustvollerer war; und wenn nicht die allgemeine Erfahrung in demselben Sinne wäre, so würden nicht die von Gletschern starrenden Gegenden der Schweiz die besuchtesten sein. Dabei wirkt freilich der positive Eindruck der Höhe mit dem der Oede zusammen, den Eindruck der Erhabenheit zu begründen; aber wären die hohen Berge bewachsen, so würde zwar der Eindruck der Lieblichkeit wachsen, aber der Eindruck der Erhabenheit, und mit ihm zugleich die Zahl der Besucher abnehmen.

Nun könnte man freilich meinen, wenn nach obigen Beispielen der gänzliche Wegfall eines Reizes im Stande ist, einen starken und dadurch erhabenen Eindruck zu machen, müsste schon die

Annäherung an diesen Wegfall eine Annäherung an solchen Eindruck gewähren, also die Erscheinung von etwas sehr Kleinem, Schwachen, insbesondere in Folge oder Nachbarschaft von etwas sehr Grosse, Starken, fast eben so erhaben sein, als der völlige Wegfall in obigen Beispielen, statt dass es nur den, gar nicht erhabenen, Eindruck des Schwachen macht, z. B. ein leises Geispel statt einer Pause in einer rauschenden Musik. Aber diess möchte so zu fassen sein. Fällt die starke Ursache plötzlich auf grosse Schwäche herab ohne doch null zu werden (unter die Schwelle zu sinken), so nimmt nun das Schwache unsre Aufmerksamkeit gefangen und giebt denentsprechend schwachen Eindruck, wogegen, wenn das Starke ganz wegfällt, nichts Positives da ist, was unsre Aufmerksamkeit anzieht, mithin der starke Differenzeindruck jetzt ungestört sich geltend macht. Uebrigens kann doch auch eine Ursache, ohn ganz wegzufallen, auf einen solchen Grad der Schwäche sinken, dass unsere Aufmerksamkeit nicht mehr davon angezogen wird, und dann besteht auch die Annäherung an den Eindruck des völligen Wegfalls. Die erhabenste Oede und Pause ist doch nicht absolut öde und nicht absolut still.

Dass der Eindruck der Erhabenheit nicht blos durch sinnliche Gegenstände oder Vorstellungen von solchen, sondern auch vorgestellte geistige Eigenschaften bewirkt werden könne, wird durch die Geläufigkeit der Ausdrücke: erhabener Charakter, erhabene Gesinnung, erhabener Geist, bezeugt. Nur dass es nicht Sache der Aesthetik in der hier eingehaltenen Beschränkung ist, sich mit rein geistiger Erhabenheit zu beschäftigen, ausser sofern sie sich durch sinnliche Zeichen kund giebt. Und solche können zwar oft in sinnlicher Grösse oder Kraftäusserung, aber sie können auch in andern Zeichen liegen, wonach der Eindruck der Erhabenheit nichts weniger als allgemein in Proportion mitsinnlicher Grösse oder Stärke wächst. Das Christkind in den Armen der Raphael'schen Sixtina macht einen erhabenern Eindruck als ein riesenmässiger St. Christoph auf andern Bildern; eine kleine Jupitersbüste kann erhabener erscheinen, als eine grosse Negerbüste; und ein gothischer Dom erscheint erhabener als ein viel grösserer Fels. Ja eine geistige Kraft kann um so erhabener erscheinen, mit je kleinern Mitteln sie einen grossen Zweck erreicht, wie denn Jean Paul geltend macht, dass die Bewegung von Jupiters Augenbrauen erhabener sei als die seines Armes oder ganzen Körpers.

Inzwischen ist damit, dass sinnliche Grösse und Stärke (resp. starker Abfall davon) nicht nothwendig zum Eindrücke der Erhabenheit ist, nicht gesagt, dass sie, wenn vorhanden, nichts dazu beiträgt. Zuvörderst thut sie es gewiss indirect, sofern alles sinnlich Grosse und Starke nicht nur associative Vorstellungen von grossen und starken Ursachen und Wirkungen mitführt, sondern auch als Bild an andres Grosse und Starke erinnert. Namentlich sind alle starken Naturgewalten geeignet, associationsweise das Gefühl des Daseins seines über die momentane Aeusserung der Gewalt hinausreichenden, mit dem Quelle unserer eigenen Lebenskraft analogen, Quells von Kraft anzuregen; und sofern wir uns selbst in kräftiger Aeusserung unserer Lebensthätigkeit lustvoll fühlen, überträgt sich auch ein Lustgefühl an die objective Anschauung solcher Aeusserung. Nur möchte ich mich dagegen erklären, dass das Gefühl der Erhabenheit hiebei blos auf der associativen Erinnerung an analoge eigne Kraftäusserungen beruhe, da die Anschauung gewaltiger Scenen schon unmittelbar eine starke Bethätigung unsrer Lebenskraft im Gebiete eines Sinnes auslöst, und die Association nicht minder Erinnerungen an starke Eindrücke, die wir erfahren, als starke Thätigkeiten, die wir äussern, aufrufen kann. Warum also auf letzterer Seite der Association allein fussen. (Vergl. Th. I, S. 406 ff.)

Gewiss ist, dass bei jedem nicht ganz rohen Menschen Associationsvorstellungen der einen oder andern Art eine Hauptrolle im Eindrücke der Erhabenheit spielen, und man kann selbst fragen, ob überhaupt noch von Erhabenheit zu sprechen, wenn alle Associationsvorstellungen wegfielen, z. B. der Erscheinung des Vesuvausbruches die Vorstellung der ungeheuren Kräfte, die ihn bewirken, der Wirkungen, die er äussert, der Tiefe, aus der er kommt. Jedenfalls würde der blos sinnliche directe Eindruck durch seine Niedrigkeit sehr in Nachtheil gegen den durch die Association bereicherten und erhöhten stehen; auch ist der Begriff der Erhabenheit blos aus Fällen, wo Associationen nicht fehlen, abstrahirt. Anderseits aber finde ich beim Zusammenwirken directen und associativen Eindruckes keinen Grund, die Wirkung, welche die starke, ausgedehnte, einheitliche Beschäftigung eines Sinnes auf den Geist direct äussert, vom Eindrücke der Erhabenheit abzuziehen, um blos die Leistung der associativen Beschäftigung in Rechnung zu bringen; sondern meine, es ist in dieser Beziehung ähnlich mit

der Erhabenheit als mit der Schönheit. So wenig sinnlicher Wohlklang allein Schönheit im höheren Sinne zu begründen vermag, trägt er doch wesentlich zur Schönheit des Gesanges bei, und so wenig man von Erhabenheit einer bloss sinnlichen Grösse in höherm Sinne wird sprechen können, trägt sie doch da, wo sie als Unterlage höherer Beschäftigung auftritt, wesentlich zum Eindrücke der Erhabenheit bei.

Nicht minder, als bei den grossartigen Naturscenen von activer Erhabenheit spielt in den oben angeführten Beispielen passiver Erhabenheit die Association ihre Rolle. Die sinnliche Oede der Gletscherregionen für das Auge thut's nicht allein; aber was knüpft sich nicht alles von so zu sagen öden Vorstellungen daran, als: Hier wächst nichts, hier lebt nichts, hier gedeiht nichts, hier ist für menschliches Treiben keine Stätte; hier wärst du sicher vor einer Störung durch das Weltgetümmel; hier ist ewiger Friede; hier ist die Wirkung und Wohnung eines über die Welteinzelheiten erhabenen einsamen Geistes. Das sind nun unstreitig grossentheils unlustvolle Associationen; und wer wird leugnen, dass uns aus gewissen Gesichtspuncten eine solche Oede wirklich missfällt; ja, sie würde uns überwiegend missfallen, wenn wir wüssten, dass wir in dieser Oede, in der sich nicht leben lässt, doch leben sollten. Da aber dieser Anspruch unsrer Vorstellung fern bleibt, so gewinnt hiegegen die Lust des gewaltigen Eindruckes, den die Pause im blühenden Leben macht, leicht das zeitweise Uebergewicht, ein Uebergewicht, was doch gar nicht nothwendig eintritt, da der Geschmack an solchen Gegenden so zu sagen erst ein Product der neueren Romantik ist. (Vergl. Th. I. S. 342.)

Die Frage nach dem Lust- oder Unlustcharakter des Eindruckes der Erhabenheit anlangend, so halten es bemerktermassen Viele zum Eindrücke der Erhabenheit wesentlich, dass sich Lust und Unlust darin mischen, oder Lust nur als eine Art Reaction gegen Unlust zu Stande komme, hauptsächlich auf Grund dessen, dass das Furchtbare uns erhaben erscheinen kann, um so erhabener, je furchtbarer es ist. Burke, Lemcke, Kant betrachten sogar Furchtbarkeit selbst als wesentlich zum Charakter des Erhabenen überhaupt oder doch des dynamisch Erhabenen, und Furcht fällt auf die Seite der Unlust. Ich meine aber doch nicht, dass man Recht hat. In der That vergleiche man den Zustand dessen, der einem empörten Meere oder vulkanischen Ausbrüche gefahrlos und

unbetheiligt zusieht, mit dem Zustande dessen, der für sein eigenes oder andrer ihm Nahestehender Leben oder Eigenthum zittert oder in Mitleid für andre aufgeht, und man wird sich sagen, dass nur jener den Eindruck der Erhabenheit recht rein empfindet, dieser denselben um so mehr entbehrt, je mehr er zittert; was nicht hindert, dass er mitunter der Gefahr vergisst und dann doch auch die Erhabenheit des Schauspiels genießt; aber sofern er der Gefahr dazu vergessen muss, kann die Furcht kein Ingrediens dieser Empfindung sein. Also erscheint die Unlust der Furcht doch vielmehr als ein störendes, denn als ein wesentliches Moment des Eindruckes der Erhabenheit.

Freilich steigt das Gefühl der Erhabenheit bei furchtbaren Gegenständen mit der Furchtbarkeit, weil das Lustmoment der Gewalt des Eindruckes damit steigt; aber nur nach Massgabe, als es das Unlustmoment der Furcht übersteigt, oder wechselnd damit als Bewunderung auftritt, kann der Eindruck der Erhabenheit zur Geltung kommen.

Auch fehlt es ja der Natur wie Kunst nicht an Beispielen, bei denen die zur Erhabenheit erforderliche Grösse oder Stärke des Eindruckes ganz unabhängig von Furchtsamkeit zu Stande kommt, und man einen Hinterhalt von Unlust überhaupt nur einer Theorie zu Liebe hineinragen, aber mit aller Vertiefung eines unbefangenen Blickes nicht darin finden kann. Das Aufsteigen der Sonne am Morgen oder des Vollmondes Abends über den Horizont, ein sternenheller Nachthimmel, der über Wolken gespannte Regenbogen, ein sanft bewegtes blaues Meer mit vielen Schiffen, ein gothischer Dom, gewähren solche Beispiele, wobei sich die Seele mit reiner Lust ausweitert, und über die Kleinlichkeit und Zerstückelung der gewöhnlichen Eindrücke erhebt. Ja, je fester uns der gothische Dom zu stehen und in seinem Halt den Halt ewiger Gesetze zu repräsentiren scheint, worin unser eigener Halt mit begriffen ist, desto erhabener wird er uns sogar erscheinen; lass die Furcht kommen, er werde über unsern Köpfen zusammenstürzen, und das Gefühl der Erhabenheit wird mit stürzen.

Burke hat den Satz: »das Schrecken ist, in allen Fällen ohne Ausnahme, bald sichtbarer, bald versteckter, das herrschende Principium des Erhabenen«: und er sucht diesen Satz in einer Haufung von Beispielen durchzuführen. Aber im Grunde stellt er damit doch eben nur zusammen, was zu dem Satz passt; Beispiele vom Charakter der obigen müssen sich gefallen

lassen, als solche, wo das Schrecken versteckter Weise in Betracht komme, gedeutet zu werden; und freilich ist eine Deutung, dass etwas versteckt da sei, wovon kein Anzeichen davon da ist, in jedem Fall möglich, nur kann man keine haltbare Theorie darauf stützen.

Es kann aber überhaupt das vom einheitlichen Charakter und der Quantität des Eindrucks abhängige Lustgefühl der Erhabenheit durch die besondere Beschaffenheit des Eindruckes eben sowohl Unterstützung als Gegenwirkung finden; auch können subjective Verhältnisse auf mancherlei Art gegenwirkend auftreten; und die Erhabenheit furchtbarer Gegenstände gewährt selbst nur eins unter vielen Erläuterungsbeispielen hiezu.

Wenn ein Tempel an Grösse wächst, so wachsen alle, unser Lustgefühl in positivem Sinne bestimmende, Eigenschaften desselben mit, ja er empfängt solche zu grösserem Theile erst durch seine Grösse, und so steigert sich der Lusteindruck der Grösse dadurch oder wird selbst erst dadurch über die Schwelle gehoben; hingegen wenn ein furchtbarer Gegenstand an Furchtbarkeit wächst, so wächst mit dem ästhetischen Vortheil der Grösse des Eindrucks zugleich der ästhetische Nachtheil der Furcht mit, und kann nach Umständen von jenem Vortheil überwachsen werden oder denselben überwachsen, wonach der Eindruck der Erhabenheit furchtbarer Gegenstände obigen Bemerkungen gemäss noch zu Stande kommen, ja, mit der Furchtbarkeit wachsen oder auch unterdrückt werden kann. Denkt man sich nun aber etwa einen Floh oder eine Laus bis zur Thurmgrösse vergrössert, so spricht man trotz der wachsenden Stärke des Eindruckes gar nicht mehr von einem erhabenen, sondern greulichen oder scheusslichen Gegenstande, indem die Unlust des Ekels an diesen Thieren mit ihrer Grösse in jedem Falle viel stärker wächst, als die Lust ihres Grösseneindruckes. Obwohl man selbst hier eine solche Lust noch zugestehen muss. Denn sollte Jemand ein solches Riesenthier dieser Art vorzeigen können, es würde ihm nicht an Besuchern fehlen, die es einmal, aber freilich bloss einmal würden sehen mögen. Auch ein Amor aber, in ungeheuren Dimensionen ausgeführt, würde uns nicht erhaben, sondern ungeschlachtet erscheinen, weil die ästhetisch vortheilhaften Associationen der blühenden zarten Jugend und des kindlichen Verhältnisses zur Göttin der Schönheit, welche die Idee des Amor wohlgefällig machen, darunter leiden würden, ohne dass der Vortheil der wachsenden Grösse diesen Nachtheil zu compensiren vermöchte,

das Gegentheil mit der Statue eines Jupiter. Eine Musik aus starken, vollen, lang ausgehaltenen Tönen wird man erhaben finden können, wenn sie durch harmonische Beziehungen dem Eindrucke der Stärke und Fülle der Töne zu Hülfe kommt, und schauerhaft statt erhaben, wenn sie sich in missklingenden Accorden bewegt. Eine Tanzmusik auf der Orgel ist wie der kolossale Amor vielmehr ungeschlacht als erhaben.

Das Gefühl für die Erhabenheit von Gebirgsgegenden ist am wenigsten bei den Gebirgsbewohnern selbst, namentlich den ungebildeten Klassen derselben zu finden. Wieviel schöner ist es, sagen sie, sich in einer Ebene weit umsehen zu können, und wie viel schöner ist die Fruchtbarkeit der Ebene als was die Berge bieten. V. Saussure erzählt von einem savoischen Bauer, der alle Liebhaber der Eisgebirge Narren nannte. Fragt man sich woran diess hängt, so hat man zu sagen, theils an dem schon bemerkten Umstande, dass der Eindruck der Erhabenheit wie jeder ästhetische Eindruck dem Einflusse der Abstumpfung durch Wiederholung und Dauer unterliegt; theils daran, dass den Gebirgsbewohnern die Mühseligkeiten und der geringe Ertrag der Natur den Anblick der Grösse und Höhe, wovon diese Nachtheile abhängen, verleiden; endlich daran, dass die niederen Klassen wenig Höheres an den Anblick zu associiren wissen. Hiegegen hat der in einer Ebene heimische Tourist, der dieselbe Gegend bereist, den vollen Eindruck des Contrastes, und statt sich in der Gegend abzuarbeiten, durchreist er sie mit Comfort oder macht Anstrengungen eben nur, um einen erhabenen Eindruck zu geniessen, und ist von Jugend auf so zu sagen darauf abgerichtet, den Dingen ihre höheren Beziehungen abzuempfinden. Alles das sind Bedingungen, welche seiner Empfänglichkeit für den erhabenen Eindruck von Gebirgsgegenden zu Statten kommen.

Bei Kindern, rohen Naturen und dem Proletariat der Gebildeten bemerkt man überhaupt wenig vom Eindrucke der Erhabenheit der Natur, weil ihr geistiger Blick den sinnlichen nicht weit überragt und übersteigt. Dazu kommt es auf die Art und Richtung der Bildung an. Die alten Griechen und Römer konnten noch nicht eben so wie wir den Eindruck rein einheitlichen schöpferischen Macht an die Betrachtung der Natur knüpfen, und so entging ihnen ein Moment, was bei uns zum Eindrucke der Erhabenheit grosser Naturscenen beitragen kann.

Der Begriff des Erhabenen hat verschiedene Gegensätze. Aus gewissem Gesichtspuncte steht ihm entgegen das Greuliche oder Scheussliche, aus andrem das Kleinliche, aus noch andrem das Niedliche, aus noch andrem das Lächerliche. Die Möglichkeit so verschiedener Gegensätze erklärt sich daraus, dass in den Begriff des Erhabenen einmal die Grösse, zweitens der lustvolle, drittens der einheitliche Charakter des Eindrucks eingeht. Jedes dieser Bestimmungsmomente aber kann für sich oder mit dem andern zusammen in den Gegensatz umschlagen. Das Greuliche und Scheussliche hat noch die Grösse des Eindrucks mit dem Erhabenen gemein; aber es ist eine unlustvolle Grösse; die Unlust überwiegt, indess beim Furchtbaren die Lust noch überwiegen kann, wesshalb es in keinem reinen Gegensatze gegen das Erhabene steht, sondern selbst erhaben sein kann. Das Niedrige, Kleinliche steht nach beiden Momenten zugleich dem Erhabenen entgegen; es erweckt Unlust dadurch, dass es an Grösse, Kraft, Leistung einen kleinern Eindruck macht, sich weniger über den Durchschnitt erhebt, als wir zu unserer Befriedigung verlangen; hiegegen hat das Niedliche das Moment des Lusteindrucks mit dem Erhabenen gemein, aber es ist vielmehr eine aus dem Gewöhnlichen heraustretende Kleinheit des extensiven Eindruckes, welche die Lust vermittelt oder den Eindruck zum Lustvollen ergängt. Nicht selten findet man das Niedliche kurz als das Schöne im Kleinen erklärt; aber eine noch so kleine gemalte Madonna, ein noch so kleines Modell eines Tempels werden durch die Verkleinerung noch nicht niedlich; vielmehr muss die Kleinheit selbst zum Lusteffect beitragen, um Niedliches zu erzeugen, was theils durch den Reiz des Ungewohnten theils vortheilhafte Associationen als Leichtigkeit der Last und Bewegung, materielle Bedürfnisslosigkeit u. dgl. geschehen kann. Das Modell eines schönen Tempels ist nicht niedlich, sondern nur ein verkleinertes Schöne, weil wir gewohnt sind, verkleinerte Modelle zu sehen, aber ein liliputanischer Tempel mit wirklichen ein- und ausgehenden kleinen Figuren würde uns niedlich erscheinen; denn so etwas haben wir noch nicht gesehen.

Nun freilich können wir auch ein Dämchen, mit dem wir täglich umgehen, fortgehends niedlich nennen; aber doch nur, sofern der Vergleich mit der gewohnten Damengrösse uns immer stillschweigend gegenwärtig bleibt.

Hiemit ist nicht geläugnet, dass wohlgefällige Verhältnisse

eines kleinen Gegenstandes zum Lusteindrucke desselben nicht nur beitragen können, sondern meist zur Ergänzung desselben gehören werden.

Das Lächerliche theilt zwar den Lustcharakter mit dem Erhabenen, aber während bei letzterm dieser Charakter wesentlich an einheitlicher Grösse hängt, hängt er (nach dem 17. Abschn.) bei dem Lächerlichen an einer starken Differenz oder selbst widersprechenden Beschaffenheit des einheitlich Verknüpften.

XXXIII. Ueber die Grösse von Kunstwerken, insbesondere Gemälden, aus ästhetischem Gesichtspuncte.

An jedem Kunstwerke kann man so zu sagen eine äussere und innere Grösse unterscheiden. Die äussere ist leicht äusserlich gemessen, die innere ist durch den Umfang, die Höhe und Tragweite der Vorstellungen und Gefühle, die durch den Inhalt des Kunstwerkes ins Spiel gesetzt werden, als bestimmt anzusehen, und für die gesammte lebendige Wirkung hievon, wir wollen sie die Bedeutung des Inhaltes oder Bedeutung schlechthin nennen, haben wir wenigstens einen ungefähren innern Massstab. Jeder wird zugestehen, dass durchschnittlich, — und um Durchschnittliches soll es sich hier hauptsächlich handeln, — die Bedeutung des Inhaltes religiöser Bilder grösser als die von weltlich historischen Bildern, und wieder die Bedeutung weltlich historischer Bilder grösser als die von Genrebildern ist. Auch wird man innerhalb jeder dieser Klassen leicht Unterschiede der Bedeutung zwischen verschiedenen Bildern machen, oft freilich auch über die Rangordnung in Zweifel bleiben können; aber wir halten uns an Fälle, wo wir nicht in Zweifel sind.

Im Allgemeinen nun verlangt das Stilgefühl, die äussere Grösse eines Kunstwerkes der inneren anzupassen, daher die Kolossalität von Kunstwerken, die eine erhabene Bedeutung haben, gegenüber den genrehaften Darstellungen von wenigen Quadratfussen. Vieler

lei, namentlich äussere, Motive können freilich Ausnahmen hievon bewirken, aber es müssen eben besondere Motive zur Ausnahme da sein, und es wird in jedem Falle nach diesen Motiven zu fragen sein; sonst hat die Regel einzutreten, und im Durchschnitt, im Ganzen und Grossen bleibt sie gültig. Unter Anpassung der äussern Grösse an die innere kann freilich nicht Proportionalität damit, sondern nur Einhaltung gleicher Rangordnung verstanden sein. Denn nach den Gränzen der äussern Grösse und Kleinheit zu, welche von Kunstwerken wegen äusserer Bedingungen nicht überschritten werden können, ändert sich die äussere Grösse langsamer als die innere oder Bedeutung. Ein religiöses Bild, welches das jüngste Gericht vorstellt, hat unsäglich grössere Bedeutung als ein Genrebild, was eine Schenkenscene darstellt, aber es ist deshalb nicht unsäglich grösser, es ist nur überhaupt viel grösser oder verdient es doch zu sein.

Was wir hier die innere Grösse und Bedeutung eines Kunstwerkes nur der Kürze halber in dem oben erklärten Sinne nennen, fällt noch gar nicht mit dem qualitativen Werthe oder der artistischen Bedeutung desselben zusammen, weshalb auch Werth und äussere Grösse sich nicht wesentlich bedingen. Ein sehr kleines und mit Recht klein gehaltenes Bild kann doch ein Juwel sein. Ein Genrebild kann uns durch Gemüthlichkeit, friedliches Behagen in hohem Grade ansprechen, ein interessantes Vorstellungsspiel von beschränkter Tragweite anregen, dazu in der Charakteristik und technischen Ausführung vollendet sein, und durch eine Verbindung solcher Vorzüge einen grossen Werth, eine grosse artistische Bedeutung erlangen; aber den Anspruch auf äussere Grösse gewinnt es mit all' dem noch nicht, weil es mit all' dem noch nicht den Charakter innerer Grösse oder Bedeutung im obigen Sinne trägt.

Setzen wir z. B. den Huss vor dem Scheiterhaufen von Lessing und die goldene Hochzeit von Knaus einander gegenüber. Niemand wird zweifelhaft sein, dass erstres Bild einen weit bedeutenderen Inhalt hat, als letzteres. Jenes stellt eine Katastrophe dar, an die sich der Gedanke der Reformation mit allen ihren Gründen und Folgen knüpft, dieses einen festlichen Gipfelpunct in einem beschränkten Leben. Aber ob jenes mehr artistischen Werth hat, als dieses, darüber wird man sei es streiten, oder sich dahin äussern können, dass die Vorzüge beider Bilder wegen ihrer Ungleichartigkeit einen quantitativen Vergleich ausschliessen. Nichtsdestoweniger wird man die gewaltige Grösse des ersten Bildes für die Grösse seines Inhaltes ganz angemessen

finden, ja besorgen können, dass es bei Darstellung in einem verkleinerten Massstabe sich dem Eindrücke eines Genrebildes sich zu nähern anfangt, wogegen die goldene Hochzeit, im Massstabe des Husbildes ausgeführt, uns einen Theil des idyllischen Charakters, der so viel zum Reize des Bildes beiträgt, zu verlieren scheinen wurde

Der Grund unserer Stil-Regel dürfte ein doppelter sein. Einmal tritt wegen der durchgreifenden Wechselbestimmtheit aller Momente des Geistes die äussere Grösse direct als mitbestimmender Factor für den Eindruck der innern auf, und steigert ihn dadurch. Soll nun das Kunstwerk seinem Inhalte nach einen über das Gewöhnliche erhabenen Eindruck machen, so wird derselbe durch eine das Gewöhnliche übersteigende äussere Grösse nach diesem Principe unterstützt. Soll es keinen machen, sondern aus anderm Gesichtspuncte befriedigen — und verschiedener Momente in dieser Hinsicht haben wir oben gedacht — so erscheint uns die Bedeutung seines Inhaltes durch die ungewöhnliche äussere Grösse unangemessen übertrieben. Bemerken wir dazu, dass die Kunst eines äusseren stilistischen Hilfsmittels, den Grad innerer Bedeutung eines Gegenstandes zur angemessenen Geltung zu bringen, viel mehr als die Natur bedarf, weil sie nicht wie diese die ganzen Präcedentien, die ganze Umgebung und das ganze Leben des Gegenstandes mitgeben kann, welche uns diese Bedeutung verrathen. Die äussere Grösse tritt also so zu sagen als symbolisches Substitut dafür ein, und scheut sich sogar dabei nicht, die Naturwahrheit aufs Gröbste zu verletzen, indem sie die Figuren und sonstigen Bestandstücke ihrer Werke bald weit über bald weit unter ihrem Naturmasse darstellt.

»Es giebt, sagt einmal F. Kugler*), Gegenstände so grossartigen, hochtragischen Inhaltes, dass sie die volle Gewalt und Erhabenheit ihrer Existenz nur in einem gleich grossartigen Massstabe aussprechen können.« Er sagt es, indem er den so viel mächtigeren Eindruck, den Kaulbachs Hunnenschlacht, im Grossen für die Gallerie des Grafen Raczynski ausgeführt, macht, mit dem vergleicht, welchen der frühere kleinere Carton desselben Bildes machte. Bei Modellen erhabener Bauwerke kann sogar der Eindruck der Erhabenheit merklich ganz verloren gehen.

Zum vorigen inneren Grunde aber tritt ein äusserer Bildern

*) Kuglers Museum. 3. Jahrg. no. 40.

von bedeutendem Inhalt gönnen wir einen Raum und dürfen denselben einen solchen gönnen, den wir Bildern von unbedeutendem Inhalt nicht eben so gönnen, noch gönnen sollen. Jedes Kunstwerk hat sich um seinen Raum mit andern Kunstwerken und andern Gegenständen überhaupt zu streiten oder vielmehr zu vertragen. Nimmt es bei geringer Bedeutung seines Inhaltes einen grossen Raum in Anspruch, so beschleicht uns sofort das Gefühl der Unangemessenheit dieses Anspruches; wir finden die Bedeutung des Inhaltes durch seinen Umfang übertrieben. Ein Viehstück, eine Schenkenscene soll keine ganze Wand einnehmen, weil die Beschäftigung mit dem, was es vorstellt, keine grosse Bedeutung in unserm Leben einnimmt. Bilder von bedeutendem Inhalt, religiöse oder historische in grossem Stil, sind eigentlich auch nur für Tempel, Hallen, öffentliche Gebäude, kurz grosse Räume bestimmt, Bilder von unbedeutendem Inhalt, worin Scenen eines beschränkten Lebens und von beschränktem Interesse dargestellt sind, für Privatwohnungen; da haben sie den Raum an den Wänden, theils mit andern Bildern von gleich beschränktem, nur anders gerichteten, Interesse, theils mit häuslichen Gegenständen verschiedener Art zu theilen. Es gehört aber zur Schicklichkeit eines Bildes, wie eines Menschen, keine grösseren äusseren Ansprüche zu machen, als ihm nach seinem Verhältnisse zu Andern gebührt, und man darf von einem Bilde viel eigentlicher als von einem Menschen sagen: es soll sich nicht zu breit machen. Dass mit der Grösse eines Kunstwerkes auch die Grösse der zu seiner Herstellung zu verwendenden Mittel wächst, trägt bei, diese Rücksicht, die ich kurz die Schicklichkeitsrücksicht nennen will, zu verstärken.

Indem wir nun überhaupt gewohnt sind, nur auf Darstellung bedeutender Gegenstände grossen Raum und grosse Mittel, die mit dem Raume in Verhältniss wachsen, verwandt zu sehen, kommt uns auch das Gefühl, es handle sich um einen solchen, unwillkürlich bei einem kolossalen Kunstgegenstande und kann durch seine Einstimmung oder seinen Widerspruch mit der wirklichen Bedeutung des Inhaltes unser Gefallen steigern oder Missfallen erwecken.

Sehen wir näher zu, so haben freilich nicht alle Bilder von bedeutendem Inhalt wirklich die denselben angemessen scheinende Grösse. So lange wir nun ein solches Bild direct betrachten, sind

wir durch den sinnlichen Augenschein gebunden, und eine haltbare Erinnerung wird den Eindruck davon nahe genau reproduciren; aber, wenn die Erinnerung in dieser Hinsicht nicht treu ist, wird sie geneigt sein, das kleine Werk von bedeutendem Inhalt vergrössert vorzustellen. Mehr als einmal habe ich diess namentlich von dem, wohl keinen Quadratfuss überschreitenden, Gesicht des Ezechiels von Raphael erwähnen hören; und noch jüngst fand ich in einer Besprechung der Bilder der Kasseler Gallerie*) über ein Bildchen von Rubens, eine Flucht nach Aegypten in grossartiger Auffassung darstellend, gesagt: »Diese Tafel von kaum $4\frac{1}{2}$ Fuss im Geviert, wächst gleichsam vor unsern Blicken zum Wandbild, so mächtig und voll Majestät sind die Gestalten.« Hier wird der vergrössernde Einfluss des Inhalts sogar von der directen Anschauung ausgesagt.

Ich selbst kannte früher Raphaels vaticanische Schöpfungsgeschichte nur aus einem Kupferstichwerke, und war nach der erhabenen Vorstellung, die ich mir hienach davon gebildet hatte, ganz erstaunt, als ich nach Rom kam, dafür kleine Bildchen an der Decke der Loggien zu sehen; bin auch überzeugt, dass dieser Nachtheil der äusseren Grösse sehr wesentlich zu der wohl allgemeinen Unterschätzung der Raphaelschen gegen die Michelangelosche Schöpfungsgeschichte beiträgt.

Auch das sog. Schwartzsche Votivbild des ältern Holbein stellte ich mir auf Grund einer Photographie nach seiner grossartigen Composition als mit lebensgrossen Figuren vor, und fand später zu meiner Verwunderung ein Bild in genreartigem Formate.

Unstreitig nun beweist der Umstand selbst, dass den hier angeführten kleinen Bildern der Verlust der Grösse in der Vorstellung so zu sagen wiedererstattet wird, dass sie eigentlich grösser zu sein verdienten.

Im Allgemeinen aber wird man es begreiflich finden, dass bei Herstellung von Kunstwerken leichter und öfter ins zu Kleine als zu Grosse gefehlt wird. In der That haben wir unzählige Darstellungen der erhabensten Gegenstände im Kleinen, und wo die Darstellung im Original gross ist, giebt doch der Stich sie klein wieder; wogegen kolossale Darstellungen genrehafter Vorwürfe kaum vorkommen. Auch werden wir von verhältnissmässig zu

*) Berliner Zeit. 1866, no. 234 (Beil.).

kleiner Darstellung bedeutender Gegenstände, wenn schon sie nicht den vollen Eindruck der grösseren Darstellung gewähren können, wenigstens nicht verletzt, indess wir allerdings von der Kolossalität einer genrehaften Darstellung verletzt würden. Der Fehler ins zu Kleine wird nämlich durch einen mit der Kleinheit wachsenden äusseren Vortheil entschuldigt und mehr oder weniger vergütet, der Fehler ins zu Grosse durch einen mit der Grösse wachsenden Nachtheil gesteigert. Mit wachsender Kleinheit nimmt die Leichtigkeit und Billigkeit der Herstellung und Vervielfältigung und die Geringfügigkeit des Raumanspruches zu, mit wachsender Grösse findet das Gegentheil statt. Da nun aus diesem äussern Grunde überhaupt Gegenstände von bedeutendem Inhalte viel öfter klein, als solche von unbedeutendem Inhalte gross dargestellt werden, so gewöhnt man sich auch leichter, jene Unangemessenheit, als diese zu ertragen und durch die Vorstellung zu corrigiren. Immerhin aber bleibt es wahr, dass ein Kunstwerk, was seinem Inhalte nach gross zu sein verdiente, in verkleinerter Darstellung wesentlich vom Eindrücke der Erhabenheit verliert, den es bei vergrösserter machen würde, und zur vollen Entwicklung des vortheilhaftesten Eindruckes, den es überhaupt zu machen vermag, nur durch eine angemessene Grösse gelangt.

Irgendwo findet sich obenhin der Satz ausgesprochen, ein Genrebild dürfe nicht über 4 Quadratfuss Fläche enthalten*). In einer darüber gepflogenen Unterhaltung wandte Jemand hiegegen die so viel grösseren Murilloschen Bettelbubenbilder ein. Worauf ein Anderer erwiderte, ja, das seien auch Bettelbuben von historischem Charakter. Offenbar aber machte er den Charakter der Grösse, welchen historische Bilder sonst in Anspruch nehmen, hier rückwärts zum Charakter des Historischen, denn ich wusste nicht, warum man jene Bilder sonst mehr historisch nennen sollte, als so viele andre alte Genrebilder von kleinerem Formate, und wenn in jenem Gespräch auch der bräunliche Ton derselben diesem Charakter entsprechend gefunden wurde, so dürfte man doch schwerlich den Charakter des Historischen überhaupt an solche Aeusserlichkeiten knüpfen. Nun aber fragt sich allerdings, weshalb man hier die lebensgrossen Figuren nicht ebenso zu gross findet, als man

*) Am Schlusse dieses Abschnittes folgen genauere Bestimmungen, die hiefür substituiert werden können.

sie in vielen andern Genrebildern finden würde. Ein Dritter suchte diese Frage so zu beantworten.

Sollten wir nicht die Grösse der Murilloschen Bettelbubenbilder bloß deswegen dulden, weil wir sie von jeher da zu finden gewohnt sind? Alten Meistern sieht man Manches nach, was man neueren nicht nachsehen würde; und die Gewöhnung lässt uns leicht als recht erscheinen, was an sich keine Berechtigung hat. Hätte ein neuerer Meister dieselben lausigen Bettelbuben in solcher Grösse gemalt, als Murillo, so würde man das vielleicht als einen groben Mangel an Gefühl für Angemessenheit und Schicklichkeit getadelt haben, was man jetzt bei ihm ganz in der Ordnung findet, und wofür man tiefere Gründe sucht.

Möglich, dass diese Auffassung das Rechte trifft; doch könnte der Grund noch etwas anders liegen oder wenigstens ein andrer Grund mit Antheil haben, der überhaupt einen Conflict bedingt.

Die Murilloschen Bilder mit den Bettelbuben nehmen bei voller Lebensgrösse der Buben doch noch keinen grossen Raum ein, weil es eben Buben sind, und der Buben auf einem Bilde immer nur einer oder wenige sind. Selbst in dieser mässigen Grösse aber möchten wir diese Bilder nur in einer Gallerie aufgestellt sehen, wo der Platz, den sie einnehmen dürfen, in keiner gleich wichtigen Abhängigkeit von der Bedeutung ihres Inhaltes steht, als wenn sie an den Wänden einer Privatwohnung Platz finden sollten. Wer möchte da Bettelbubenscenen immer in solcher Ausdehnung vor Augen haben. Zugleich aber macht sich folgende Rücksicht geltend, welche zwar gemeinhin von der Schicklichkeitsrücksicht überwogen wird, doch da, wo sich diese, wie bei Galleriegemälden, nicht zu stark geltend macht, auch wohl einmal das Uebergewicht gewinnen kann.

In Genrebildern ist es hauptsächlich auf treffendste Charakteristik abgesehen, und der Haupteindruck hängt grossentheils davon ab. Also wird es alles Uebrige gleich gesetzt für diesen Eindruck am vortheilhaftesten sein, wenn mit allen andern Elementen der Wirklichkeit auch die Grösse der Gegenstände genau getroffen ist. Ein Betteljunge von halber Grösse im Bilde wird uns so zu sagen nur halb als der wirkliche Betteljunge erscheinen, als welcher er uns bei voller Grösse erscheint, und wird fodern, dass wir ihn in der Vorstellung erst in die wirkliche Grösse übersetzen, wovon die Unmittelbarkeit des Eindruckes immerhin etwas leidet. Mithin

kommt die Grösse den Bettelbubenbilder insofern zu statten, als sie ohne zu starken Widerspruch mit der Schicklichkeitsrücksicht gestattet, die Buben in ihrer natürlichen Grösse zu geben, indess wir es unerträglich finden würden, wenn sie nur eine Spur über die voraussetzliche Naturgrösse übertrieben würden, da hier der Eindruck der Unnatur mit dem der Unschicklichkeit in gleicher Richtung zusammenträfe.

Anstatt also die Grösse der Murilloschen Bettelbubenbilder durch ihren historischen Charakter zu erklären, möchte ich sie vielmehr aus gerade entgegengesetztem Gesichtspuncte dadurch erklären, dass der natürliche Anspruch des genrehaften Charakters, die Gegenstände aus dem Leben gegriffen, in möglichster Naturwahrheit darzustellen, hier zum Uebergewicht der Geltung gekommen ist, während in der Regel eine Zucht der Schicklichkeit jenen Anspruch beschränkt und überwiegt.

Namentlich wird eine Tendenz zur natürlichen Grösse der Figuren da statt finden, wo es weniger die Weise ihres Zusammenspiels als die charakteristische Darstellung der Figuren selbst ist, was uns interessirt, wie diess in der That im Allgemeinen bei jenen Murilloschen Bilder der Fall ist.

Ueberall wo Vortheile im wechselnden Verhältnisse mit einander in Conflict kommen, pflegt in gewissen Fällen der eine Vortheil den andern merklich ganz zurückzudrängen; also wird es auch Bilder geben dürfen, die so zu sagen den Vortheil der Naturwahrheit zu erschöpfen suchen, und durch die Vollendung, in der sie diess erreichen, die sonst geltenden Schicklichkeitsansprüche überbieten. Immerhin werden solche Bilder, als an einem Extrem stehend, wie alle Extreme nur Ausnahmen bilden dürfen.

Der vorige Gesichtspunct erklärt noch eine andere scheinbare Anomalie. Wenn man die durchschnittliche Grösse der Stillleben, einschliesslich Blumen und Fruchstücke mit der durchschnittlichen Grösse der Genrebilder vergleicht, so findet man erstere nicht nur nicht kleiner, sondern sogar etwas grösser, wie man sich aus dem, im letzten, dem Anhangsabschnitte, in Tabelle III gegebenen Durchschnittsmassen der Höhe und Breite von Bildern verschiedener Klassen überzeugen kann; indess man doch nicht in Zweifel sein wird, dass Genrebilder einen bedeutenderen Inhalt haben, als Stillleben. Aber die Foderung einer naturwahren Wiedergabe der Grösse tritt bei den Gegenständen der Stillleben mit

noch ganz anderm Gewichte auf, als bei denen der Genrebilder. Eine Weintraube, ein Pfirsich, ein geschlachteter Hase, ein Weinkelch in halber Naturgrösse dargestellt, würden uns im Bilde leicht einen ähnlichen Eindruck des Zwerghaften oder Verbütteten machen, als in der Natur. Der Reiz solcher Darstellungen hängt vielmehr ganz wesentlich daran, dass der Künstler so zu sagen die Natur selbst in einem nur anmuthigern Arrangement und inschönern Exemplaren als die Wirklichkeit zu zeigen pflegt, zur Anschauung bringt, und es besteht sogar ein Gesichtspunct der Idealisierung darin, die Blumen und Früchte, wenn auch nicht widernatürlich gross, aber in ungewöhnlich grossen Exemplaren darzustellen. Nun müssen die Bilder aber auch, — falls wir überhaupt solche Darstellungen haben wollen — die Grösse erhalten, welche zur Aufnahme einer reichlichen Naturgrösse und zugleich zu einer gewissen Vervielfältigung der Gegenstände nöthig ist, weil sie nur mit Rücksicht auf eine gewisse Mannichfaltigkeit und Zusammenstellung interessiren; und hiedurch werden sie durchschnittlich über die Genrebilder hinaufgetrieben, bei denen das Interesse an dem geistigen Inhalt der Scene und Charakter der Personen unabhängig von der natürlichen Grössendarstellung befriedigt werden kann.

Porträts macht man bekanntlich entweder genau in natürlicher Grösse oder beträchtlich unter derselben; nur bei monumentaler Darstellung nicht selten kolossal, nicht gern jedenfalls von einer der Natur sich annähernden Grösse. Unstreitig nun macht sich bei Porträts das Interesse an einer getreuen Wiedergabe der Naturgrösse von gewisser Seite noch mit grösserem Gewichte geltend, als bei den Gegenständen der Stilleben; wir wollen den Menschen im Portrait haben wie er lebte und lebte; also tritt die Naturgrösse überall als Normalgrösse für Porträts auf; von anderer Seite aber ist in Verhältniss zu dem Charakter und Ausdruck der Züge die absolute Grösse ein so unbedeutendes Moment, dass wir sie der Möglichkeit, jenen getreu aufbewahrt zu sehen, leicht opfern, und daher keinen Anstand nehmen, Porträts in kleinerem Massstabe, selbst in Miniatur, darzustellen, wo äussere Gründe der Wiedergabe in richtiger Grösse entgegenstehen; während wir, wenn sei Stilleben dasselbe Opfer gebracht werden sollte, nicht genug Interesse mehr an der ganzen Darstellung übrig behalten würden, um solche überhaupt noch zu wollen.

Dass bei monumentaler Darstellung eine Vergrösserung der natürlichen Dimensionen dienen kann, die Bedeutung eines Mannes so zu sagen sinnlich auszuprägen, bedarf keiner Ausführung. Dass man aber ein Porträt lieber viel kleiner als angenähert zur natürlichen Grösse darstellt, hat den Grund, dass die angenäherte Grösse mit der wirklichen Grösse verwechselt werden könnte.

Bei Landschaften ist von vornherein selbstverständlich, dass auf die Darstellung ihrer Naturgrösse verzichtet werden muss, und man sollte hier den Massstab der inneren Bedeutung auch am reinsten anwendbar zur Bestimmung der äussern Grösse halten; aber es ist überhaupt schwer, den Massstab der Bedeutung hier vergleichbar anzulegen; indem die Weise wie der landschaftliche Eindruck zu Stande kommt, wenig vergleichbar mit dem von andern Kunstwerken ist. Immerhin kann man es für den ersten Anblick auffallend finden, dass (nach den Ergebnissen des Anhangs-Abschnittes) durchschnittlich die Landschaft etwas grösser als das Genrebild ist; denn man kann doch nicht umhin, das Interesse am Menschlichen für bedeutender zu halten, als an der äussern Natur. Aber wieder giebt es hier einen Conflict. Die Landschaft bedarf allgemeinesprochen einer grossen Ausbreitung von Gegenständen, um überhaupt einen Eindruck zu machen; ein Genrebild kann sich durchschnittlich mehr ins Kurze ziehen.

Diess sind Beispiele, wie die Regel, die verhältnissmässige Grösse der Bilder ihrer verhältnissmässigen Bedeutung anzupassen, durch manche äussere und innere Ursachen Ausnahmen erleiden kann; indess sie immer insoweit bestehen bleibt, als Gründe zu solchen Ausnahmen nicht bestehen.

Manche Klassen von Bildern sind geneigt sich vielmehr nach der Höhe, andere sich mehr nach der Breite zu strecken; manche schwanken in weiten Grenzen um ihre mittleren Werthe, manche in engern; woran sich wohl noch weitere Betrachtungen knüpfen liessen, auf die ich doch nicht eingehen will, sofern sie nur lose mit dem ästhetischen Interesse zusammenhängen, indess man eine Unterlage dazu in den Massbestimmungen der Galleriegemälde, welche im letzten, dem Anhangsabschnitte, mitgetheilt sind, finden kann, aus dem ich jedoch hier ein paar Resultate vorwegnehmen will.

Unstreitig lässt sich bei keiner Bilderklasse von einer einzigen bestimmten Normal-Höhe und -Breite der Bilder in dem Sinne sprechen, dass Abweichungen davon als Fehler zu betrachten

wären, da vielmehr die specialen und wechselnden Bedingungen des Inhalts und der äussern Umstände verschiedene und wechselnde Grössen nach einer wie der andern Richtung fodern. Allerdings aber lässt sich von einer Normalhöhe und Breite der Bilder gegebener Klassen, wie von Genre, Landschaft, Stilleben, (die ich vorzugsweise untersucht habe), in folgendem Sinne sprechen. Sofern ich dabei Bilder, deren Höhe h grösser als die Breite b , und Bilder, deren Breite grösser als die Höhe ist, als zwei Abtheilungen einer jeden Klasse werde zu unterscheiden finden, sollen erstere mit $h > b$, letztere mit $b > h$ bezeichnet werden.

Die im Anhangs-Abschnitt zu besprechenden Untersuchungen haben zu dem Ergebniss geführt, dass es für Bilder einer gegebenen Klasse und Abtheilung eine (weder mit dem arithmetischen Mittel noch Verhältnissmittel übereinkommende) bestimmte Höhe und Breite giebt, von der man sich so zu sagen um so mehr scheut abzuweichen, in je grösserm Verhältnisse dazu die Abweichung geschehen soll, kurz und thatsächlich, in Bezug zu welcher die Abweichungen um so seltener werden, je grösser sie im Verhältniss dazu sind, so dass selbst eine Berechnung möglich ist, wie mit der Entfernung davon die Häufigkeit der Exemplare abnimmt. In der Anhangs-Abhandlung habe ich diesen für die Bestimmung der ganzen Vertheilung der Exemplare nach Zahl und Mass wichtigsten Werth, so zu sagen Herzpunct der Vertheilung, allgemein als dichtesten Verhältnisswerth mit D' bezeichnet, hier mag er für die Höhenrichtung mit H , für die Breiterichtung mit B bezeichnet werden. Unten folgt eine kleine Tabelle von Bestimmungen darüber für Genre und Landschaft.

Weiter hat sich gefunden, dass die Zahl der Exemplare, die ins Kleinere, kurz nach Unten, von dem so verstandenen Normalwerthe der Höhe oder Breite abweichen, nicht gleich mit der Zahl derer ist, welche ins Grössere, kurz nach oben davon abweichen, ja, bei Genre und Landschaft überwiegt die Zahl der letztern in sehr starkem Verhältniss die der erstern, indess bei Stilleben ein schwächeres Uebergewicht in umgekehrtem Sinne statt findet. (In Tab. X des Anhangs-Abschnittes sind beide Zahlen als d , und d' angegeben.) Nennen wir nun das untere und obere Mass, bis wohin respective die Hälfte der unteren und oberen Abweichungen vom Normalwerth reicht, Kerngränzen, indem wir den dazwischen

befassten Theil der Masse als Kern fassen*), so können wir sagen, dass die Massgrößen um so exceptioneller werden, je weiter sie nach Unten und Oben über die Kerngränzen hinausfallen; und die Bestimmung dieser Gränzen hat somit einiges Interesse. Mögen dieselben nach Unten und Oben für Höhe respective h , h' , für Breite b , b' heissen.

Folgendes nun die aus dem Anhangs-Abschnitte sich ergebenden, hier aber aus metrischem Masse auf preussisches Fussmass reducirt, Bestimmungen der betreffenden Werthe für Genre und Landschaft, sowohl für $h > b$ und $b > h$ besonders, als für die unterschiedlose Combination der Bilder beider Abtheilungen. Natürlich kann man diese Werthe, da sie aus einer wenn auch grossen, doch endlichen, Anzahl von Exemplaren abgeleitet sind, nicht als absolut genau betrachten, doch halte ich ihre Unsicherheit nicht für beträchtlich. Die Zahl der Exemplare, aus der die Ableitung geschehen, ist in der Tabelle oben mit m angegeben. Es sind freilich nur Galleriebilder zur Bestimmung zugezogen; und so könnten sich die Werthe etwas ändern, wenn auch Bilder im Privatbesitz hätten zugezogen werden können; doch ist gerade bei Genre und Landschaft kaum vor auszusetzen, dass die Aenderung dadurch sehr erheblich sein würde.

	Genre			Landschaft		
	$h > b$	$b > h$	Combin	$h > b$	$b > h$	Combin.
m	775	702	1477	287	1794	2081
H	1,202	1,389	1,290	1,890	1,571	1,664
h ,	0,911	1,015	0,964	1,347	1,076	1,148
h'	1,901	2,253	2,068	3,038	2,457	2,597
B	0,992	1,737	1,397	1,330	2,271	2,102
b ,	0,738	1,267	0,958	1,029	1,539	1,436
b'	1,537	2,902	2,348	2,300	3,534	3,351

Also ist z. B. der normale Höhenwerth, im angegebenen Sinne verstanden, bei einem Genrebilde, dessen Höhe grösser als die

*) In anderem Sinne konnte man den Kern mit seinen Gränzen dadurch bestimmen, dass man in einer geordneten Vertheilungstafel der Masse $\frac{1}{4}$ der gesamten Masse von Unten wie von Oben abschnitte. Hierbei wurde die verschiedene Wahrscheinlichkeit der Abweichungen vom Normalwerth nach Unten und Oben nicht berücksichtigt; sollte man aber doch diese Bestim-

Breite ist, gleich 1,202 preuss. Fuss; die gesammte Hälfte der Höhenmasse hält sich dabei zwischen 0,944 und 1,904 Fuss und die Höhe wird um so exceptioneller, je mehr ersteres Mass in Kleinheit, letzteres in Grösse überschritten wird. Hienach wird man leicht die anderen Bezeichnungen und Zahlen deuten können.

Um die entsprechenden Werthe für den Flächenraum der Bilder hb zu erhalten, die hier für die einzelnen Dimensionen Höhe h und Breite b gegeben sind, kann man so verfahren, dass man die in der Tabelle gegebenen Werthe für die beiden Dimensionen mit einander multiplicirt; wenigstens hat eine directe Bestimmung der Werthe für den Flächenraum, die ich bei Genre vorgenommen, so nahe mit dieser Regel übereinstimmende Resultate gegeben, dass man die Unterschiede wohl als zufällig betrachten kann. So fand sich der Normalwerth von hb direct bei Genre $h > b$ gleich 1,182 Qu.-F. und die beiden Kerngränzen 0,688 und 2,946 Qu.-F.; bei $b > h$ anderseits erster Werth 2,279, letztere Gränzen 1,229 und 6,195. Hienach wird man bei Genre $h > b$ schon mit Bildern über 2,9 Qu., bei Genre $b > h$ erst mit solchen über 6,2 Qu.-F. anfangen ins Exceptionelle zu gerathen.

Man kann nun fragen: wie kommen gerade die hier angegebenen Werthe H, B dazu, vor allen andern als Normalwerthe im angegebenen Sinne aufzutreten. Meine einfache Antwort darauf ist: ich weiss es nicht; nur die Erfahrung beweist, dass sie es sind. Ganz im Allgemeinen aber lässt sich folgendes sagen: die mannichfachen und wechselnden Rücksichten, welche die Dimensionen eines Gemäldes von bestimmter Klasse und Abtheilung bestimmen, müssen doch bei einer grossen Zahl von Exemplaren für gewisse Höhen- und Breitendimensionen in günstiger Weise zusammentreffen, als für andere und man wird selbst von einer Höhen- und Breitendimension sprechen können, für die sie am allergünstigsten zusammentreffen, weniger günstig aber nach Massgabe der Abweichungen davon, so dass sich die Häufigkeit der

mungsweise des Kerns in Betracht ihrer einfachern Herstellung vorziehen, so wurde sie annähernd nach den in Tab. II. des Anhangsabschnittes gegebenen Vertheilungstabeln (unter Rücksicht dass da metrisches Mass gebraucht ist) geschehen können; genauer durch eine Berechnung nach den unter no. 6 jenes Abschnittes besprochenen Regeln. Inzwischen halte ich obige Bestimmungswiese für rationeller ohne zu verkennen, dass sie überall etwas Willkührliches einschliesst.

Exemplare überhaupt nach ihren Abweichungsverhältnissen von diesem Werthe normiren kann. Welches dieser Werth für jede Klasse und Abtheilung sei, lässt sich a priori nicht bestimmen; ebensowenig wie sich die Kerngränzen nach beiden Seiten verhalten; hat man aber die Bestimmungen für Beides (oder äquivalente Bestimmungen) aus der Erfahrung entnommen, so lässt sich dann allerdings auf Grund allgemeiner Zufallsgesetze (mittelst einer Erweiterung des Gaussischen Gesetzes zufälliger Abweichungen) das Gesetz angeben, nach welchem die Seltenheit der Exemplare mit der verhältnissmässigen Grösse der Abweichung vom Normalwerthe wächst, worüber no. 6 der Anhangs-Abhandlung das Nähere enthält.

XXXIV. Ueber die Frage der farbigen (polychromen) Sculptur und Architektur.

1. Sculptur.

Die Frage der farbigen, bemalten, polychromen Statuen, d. h. die Frage nach der Statthaftigkeit von solchen, oder den Gründen ihrer Verwerfung, obwohl an sich von sehr specialer Natur, gewinnt, doch dadurch ein allgemeineres ästhetisches Interesse, dass sie eine der auffälligsten Abweichungen der Kunst von der Natur betrifft und zur allgemeineren Erwägung der Motive solcher Abweichungen anregt.

Von vornherein sollte man meinen, die Bemalung der Statuen müsse als selbstverständliche Regel gelten; nirgends doch sieht man marmor- oder gipsweisse Menschen; wie konnten die Künstler darauf kommen, solchen nachzubilden? Ursprünglich kamen sie auch nicht darauf, denn die nach menschlichem Bilde geformten Götterbilder roher Nationen sind wohl überall bemalt, und noch jetzt möchte Niemand einem Kinde eine unbemalte Puppe schenken noch dieses sich an einer solchen erfreuen. Jedenfalls gehört schon eine Art von Arbeitstheilung Seitens der Kunst dazu, die Farbe von der Gestalt abzuziehen, jene auf die Leinwand zu werfen, diese farbenackthinzustellen; nicht minder unstreitig eine gewisse Gewöhnung, es sich von der Kunst gefallen zu lassen und endlich zu fodern. Die

fortgeschritten Kunst der Jetztzeit aber besteht auf dieser Theilung, und der jetzige Geschmack stellt gebieterisch diese Forderung. Um zu verlernen, dass es Farbe giebt, gehe man in ein Antikenkabinet oder eine Gipsammlung, und um die Gründe dieser Verbannung der Farbe von der Gestalt zu erfahren, schlage man unsere ästhetischen Lehrbücher oder die mancherlei Specialabhandlungen, die diesem Gegenstand besonders gewidmet sind, auf, und man wird der Gründe so viele und vielerlei finden, dass sogar ihr Gewicht durch ihre Menge verdächtigt werden könnte.

Im Grunde freilich erscheint das Verbot, der Gestalt die ihr natürliche Farbe zu geben, nur als die Parallele zugleich und Ergänzung des Verhotes, dem Gemälde den vollen Schein des Reliefs zu geben. Keine Kunst soll der andern in das Handwerk pfuschen, noch vergessen, dass, um Kunst zu sein, sie nicht die Natur ganz nachahmen muss. Mag es jede nur von einer Seite thun, um die Natur selbst von dieser Seite zu überbieten, nicht die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, nicht die Phantasie um die ihr zustehende Leistung zu verkürzen, nicht durch das Zuviel, was sie von gewisser Seite giebt, das doch fehlende Leben um so mehr vermissen zu lassen, und dadurch den Eindruck unheimlicher Starrheit zu erzeugen.

Mit wenigen Worten kann ich wohl nicht die hier und da vorgebrachten Gründe der herrschenden Ansicht zusammenfassen; eingehender wird unten darauf zurückzukommen sein.

Nachdem nun so zu sagen durch Acclamation der Stimmen und Gründe gegen die ästhetische Zulässigkeit bemalter Statuen, mindestens naturwahr bemalter, entschieden ist, mag es in der That misslich sein, noch ein Wort zu Gunsten derselben zu wagen. Doch will ich im Folgenden zu zeigen suchen, dass nach allen bisher dagegen vorgebrachten Gründen die Frage noch eine ganz offene bleibt, und sich erst durch Erfahrungen wird entscheiden lassen, die zulanglich noch gar nicht vorliegen. Meinerseits gestehe ich, dass ich, ohne selbst der Zukunft mit einer bestimmten Entscheidung vorzugreifen zu können, doch nach folgender Erwägung der einschlagenden Gründe und Thatsachen mehr geneigt bin, zu glauben, dass sich die Frage dereinst zu Gunsten als Ungunsten einer Kunst bemalter Statuen entscheiden wird, und zwar um die gewagte Aeusserung von vorn herein in voller Bestimmtheit zu thun, zu Gunsten einer im Wesentlichen naturwahren Malerei der Statuen. Und um auch die

Gesichtspunkte, worauf sich diese Vermuthung stützt, vorweg in wenig Worten zu bezeichnen, so scheinen mir die bisherigen Gegenstände gegen die Malerei der Statuen überhaupt mehr der Voraussetzung ihrer Unzulässigkeit entnommen, als dass sie diese Unzulässigkeit bewiesen, die Entstehung jener Voraussetzung aber ihre Erklärung in Gründen, die dem Wesen der Sache äusserlich sind, wohl finden zu können. In der That scheint mir nicht nur möglich anzunehmen, sondern wahrscheinlich, dass für jetzt nur der Mangel hinreichend vollendeter Leistungen in solcher Kunst mit der Kunstgewöhnung an weisse Statuen und fehlenden Gewöhnung an die farbigen zusammenwirkt, die ästhetischen Nachtheile der letzteren zu verschulden; auch dafür aber, dass es unsere Kunst noch nicht zu Leistungen gebracht hat, deren Eindruck für das Urtheil in unsrer Frage massgebend sein könnte, sich äussere Gründe finden zu lassen.

Jedenfalls dürfte das Folgende insofern von Nutzen sein, als es zu einer neuen Erwägung der Frage aus den hier zur Sprache zu bringenden Gesichtspunkten anregt, deren dieselbe gewiss bedarf. Vor der specialen Frage der naturwahren Bemalung aber wird die Frage der Bemalung überhaupt, insoweit sich's bisher um solche gehandelt hat, in Betracht zu ziehen sein.

Von vorn herein nun hat es einige Verlegenheit bereitet, nach dem man erst das Verbot bemalter Statuen nach den farbenbaaren antiken Statuen gemacht und hienach über die mittelalterliche Geschmacklosigkeit bemalter Statuen den Stab gebrochen, sich je länger je bestimmter haben überzeugen zu müssen, dass die antiken Statuen ursprünglich gar nicht farbenbaar gewesen, sondern die Farben daran nur allmählich geschwunden sind, dass also die Bemalung der Statuen gar nicht bloss eine Sache des Kindeszustandes der Kunst ist, sondern bei der gebildetsten Nation, deren plastische Werke wir als mustergültig für alle Zeiten ansehen, in Geltung war. Warum doch bei uns nicht mehr, ja warum wehrt sich bei uns Theorie, Praxis und ausgebildeter Kunstgeschmack so mehr, je gebildeter er ist, gleichermassen dagegen?

Nun hat man sich in verschiedener Weise der antiken Polychromie gegenüber zu stellen gesucht. Theils ist man geneigt gewesen, um die Mustergültigkeit des antiken Geschmacks nicht anzufechten, von der Strenge des Verbots etwas nachzulassen, und die Malerei an Statuen doch so weit und im gleichem Sinne als statt-

haft zuzugestehen, als sie nun eben an antiken Statuen aus guter Zeit stattgefunden, nur nicht weiter, Alles aber scheint ja daran nicht gemalt worden zu sein, — theils aber auch um vielmehr den eigenen Geschmack zu retten, zu sagen: waren die Alten in den meisten Beziehungen des Geschmacks mustergültige Lehrer des unsern, so sind wir hingegen in manchen über sie hinaus geschritten und verwerfen richtiger die ganze Malerei an Statuen; sie mag bei ihnen traditionelle Motive gehabt haben, welche für uns nicht bestehen oder nicht massgebend sein können. — Oder auch, da die Untersuchungen über die Polochromie der Statuen wie Architektur bei den Alten doch noch nicht abgeschlossen sind, wundert man sich vorläufig nur über den bunten Geschmack der Alten, so weit etwas davon bekannt ist, lässt ihn aber dahingestellt, und verschiebt ein endgültiges Urtheil bis auf noch genauere Untersuchungen darüber. Nach Allem aber findet man keinen Anlass, die Alten in der Malerei der Statuen nachzuahmen, und so bleibt sie, wie in der Hauptsache theoretisch, so auch factisch und praktisch, unter uns verworfen.

Zur Orientirung über den Sachverhalt der antiken Polychromie von Statuen mag es nützlich sein, unsrer weitem Besprechung folgende Stellen aus einer Abhandlung von O. Jahn*), einem der gründlichsten Kenner in diesen Dingen, vorzuschicken, welche mit besonderer Beziehung auf eine, im J. 1863 in der sog. Villa der Cäsaren bei Rom aufgefundene, polychrome Marmorstatue des Augustus verfasst ist. **)

»Was die Statue auf den ersten Blick merkwürdig macht, das ist die durchgängige Anwendung der allenthalben deutlich erhaltenen Farbe. Dadurch wird sie ein besonders lehrreiches Beispiel der polychromen Sculptur, und wenn es auch um die That-
sache zu constatiren, keiner Belege mehr bedarf, ein sehr willkommener. Hat man der mittelalterlichen Sculptur gegenüber ihre Vielfarbigkeit zum Argument ihrer Barbarei gemacht, so muss jetzt als ausgemacht gelten, dass sie auch für die griechische Kunst zu

*) Grenzboten 1868. No. 3. S. 84 ff

**) Eine Zusammenstellung der Stellen, welche in alten Schriftstellern auf Polychromie von Statuen und Architektur beziehbar sind, findet sich in: »Kugler, über die Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur und ihre Grenzen,« und hieraus in Kuglers Museum 1885. no. 9. u. 10.

allen Zeiten die Regel gewesen ist. Die Einwirkungen der Luft und noch mehr der Erde auf die Oberfläche des Marmors zeigen sich besonders der Farbe verderblich, so dass diese meistens ganz oder bis auf einzelne Spuren verschwunden sind. Und selbst wenn dergleichen beim Aufgraben noch deutlich erkennbar sind, so verlieren sie sich gewöhnlich bald an der frischen Luft. Wer in eine neugeöffnete etruskische Grabkammer eintritt, wird überrascht durch den bunten Farbenschmuck in welchem die Reliefs der Sarkophage prangen; nach einigen Jahren sind in den Museen meist nur noch vereinzelte Spuren wahrzunehmen. . . Sehr häufig hinterlässt die auf den Stein aufgetragene Farbe, auch nachdem sie verschwunden ist, eine eigenthümlich veränderte Oberfläche, welche für Ansicht und Gefühl den unzweifelhaften Beweiss ehemaliger Färbung herstellt. « . . .

»Die Tunica des Augustus ist carmoisinroth, der Mantel purpurroth, die Franzen des Harnisches gelb; an den nackten Körperteilen sind keine Farbenspuren zu bemerken, mit Ausnahme der Bezeichnung der Pupille durch gelbliche Farbe; auch das Haar lässt keine Farbe erkennen. Mit besonderer Sorgfalt sind aber die Reliefverzierungen des Harnisches, dessen Grundfläche farblos geblieben ist, colorirt.«

»Vor Allem bestätigt sie (die Statue), was sich aus übereinstimmenden Ueberlieferungen auch sonst entnehmen liess, dass es bei Anwendung der Farbe keineswegs daraufabgesehen war, durch eine durchgeführte Nachahmung der wirklichen Farben die Illusion zu erhöhen, die eigenthümlichen Effecte der eigentlichen Malerei mit denen der Sculptur in Concurrrenz zu setzen, sondern durch die Farbe die charakteristischen Wirkungen der Plastik zu erhöhen. Die Malerei ist daher nicht schattirt, da die Sculptur durch ihre Formen diese Wirkung hervorbringt; reine Farben in beschränkter Auswahl — hier ist Roth in verschiedenen Nüancen, Blau und Gelb angewandt — sind nebeneinander gesetzt, und offenbar war eine dem Auge wohlthuende harmonische Wirkung solcher mit einer gewissen symmetrischen Abwechslung vertheilten Farben ein Hauptaugenmerk dieser Technik. Ausserdem aber sollte der Reiz, welchen die durch Farbe ausgezeichneten Theile übten, auch zu einer leichtern und präziseren Auffassung führen; bedeutende Einzelheiten wurden kräftig hervorgehoben, Merkmale der künstlerischen Anordnung bezeichnet, das Auge gewissermassen zur

Gliederung und Uebersicht geleitet. . . . Wie weit die Gränzen in diesem Sinne gesteckt waren, welche Normen dabei im Einzelnen befolgt wurden, hat noch nicht festgestellt werden können. Man sieht wohl, dass das besonders mit Farbe bedacht worden ist, was als mehr äusserliches Beiwerk gilt, Gewänder und Beschuhung, an den Kleidern wieder Einfassungen und Säume, Waffen und Stäbe. Auch vom menschlichen Körper sind es gewisse Theile, Haupt- und Barthaar, Augen und Lippen, die regelmässig durch Farbe hervorgehoben werden. Bei dieser Behandlungsweise mag wohl die altüberkommene Tradition mit eingewirkt haben, die nach der Weise griechischer Kunstentwicklung nicht beseitigt, sonder umgebildet und verfeinert wurde; dass sie durchgreifend war, geht aus verwandten zusammenstimmenden Erscheinungen hervor. Auch in der Plastik in Metall tritt die Polychromie hervor.«

So gut sich nun ausnehmen mag, was Jahn als Motivirung der antiken Polychromie der Statuen vorbringt — und ähnlich äussern sich Andre darüber — gestehe ich doch, dem Thatbestand gerade ins Auge sehend, mir keine Vorstellung machen zu können, wie eine Statue, an welcher Haare, Lippen, Augen, Gewänder, Waffen u. s. w. bemalt, die nackten Fleischtheile aber unbemalt gelassen wurden, einen irgendwie erträglichen Eindruck zu machen vermag und je zu machen vermocht hat; — man denke nur: ein marmorweisses Gesicht mit bemalten Lippen und Augen; ferner wie es zu reimen ist, dass die sonst als allgemein gültig angesehene Regel, die Nebensachen nicht vor den Hauptsachen hervorzuheben, Kleider, Säume, Haare vor den nackten Haupttheilen des Körpers, hier geradezu soll auf den Kopf gestellt worden sein. Nun liesse sich wohl fragen, wenn die Alten einmal soweit in Bemalung von Statuen gingen, als zugestanden ist, ohne dass feststeht, wie weit überhaupt: ob sie nicht bis zur vollen Bemalung gegangen sind, und die Farben zur Bemalung des Nackten nur die leichtest verlöschlichen waren. In der That sind Manche geneigt, zu glauben, — ob nach positiven Angaben weiss ich nicht, — dass die Alten auch dem Fleische einen gewissen Farbenton gaben, doch nur etwa um das grelle Weiss des Marmors wohlthätig abzutönen, nicht aber um die Naturfarbe des Fleisches nachzuahmen. Kurz man giebt die Bemalung so weit zu, als man sie nicht glaubt ableugnen zu können, und wehrt sich nur standhaft und endgültig

dagegen, dass es um Naturnachahmung dabei zu thun gewesen*), wonach sich natürlich fragt, um was dann. Was Jahn darüber sagt, trifft jedenfalls die Hauptschwierigkeit nicht; denn war einmal das Gewand mit Haar, Auge, Mund farbig gehalten, so konnte ein nach irgend welchen andern Princip als der Natürlichkeit gefärbtes Fleisch damit nur entweder ein widerliches Farbungemeng oder eine Farbenzusammenstellung geben, wie sie sich wohl für einen Teppich, aber nicht für ein Bild des Lebendigen ziemt; doch scheint Jahn (wie Semper) das Princip eines solchen Farbenkunststücks als Hauptprincip im Auge gehalten zu haben.

Haben sich nun doch die Griechen eine Polychromie, wie man sie ihnen so oder so zuschreibt, gefallen lassen, was wir schliesslich glauben müssen, wenn die sachliche Untersuchung endgültige Beweise dafür beizubringen vermag, so könnte es meines Erachtens nur vermöge einer irgendwie vermittelten Kunstgewöhnung sein, worin sie nachzuahmen wir in der That keinen Anlass haben dürften, und von der zwar vielleicht einigermassen zu verstehen ist, wie sie aus rohsten Anfängen religiöser Kunst hervorgehen und sich bis zu gewissen Gränzen durch Tradition forterhalten, kaum aber, wie sie auch durch die Zeiten des geläutertsten Geschmacks hindurch fortbestehen konnte.

Nach Allem sieht man wohl, dass die Frage über die Zulässigkeit bemalter Statuen durch Berufung auf die Alten überhaupt nicht zu entscheiden ist und vielmehr dadurch verwirrt zu werden droht, als erläutert oder gar erledigt werden kann, einmal, weil wir noch nicht genau wissen, wie weit sie in der Malerei gingen und welches Princip dabei für sie massgebend war; zweitens, wenn wir es wüssten, noch die Frage bliebe, ob wir ihrer Autorität darin zu folgen haben. Also sehen wir ferner ab von dieser Berufung. Soviel scheint mir zweifellos, dass eine in sich consequente, in der Hauptsache auf Naturwahrheit zielende, nur stilistischen Nebenrücksichten dabei Rechnung tragende, volle Bemalung der Statuen eine grössere Berechtigung haben müsste, als die halbe

*) So u. a. auch Semper (in Stil I. 548), welcher annimmt, dass die nackten Theile der Marmorstatuen bei den Griechen mit einem allgemeinen Farbenton überzogen gewesen sind, um sie mit den Farben der Beiwerke und der besonders gefärbten nackten Theile »in Einklang« zu bringen, ohne dass man ein »naturalistisches Nachäffen« bei den Griechen voraussetzen habe.

oder eines haltbaren Princip's entbehrende, die man geneigt ist, bei den Alten vorzusetzen oder zu finden; aber allerdings nicht eben so zweifellos, ob nicht eine ganz weggelassene Bemalung der auf Naturwahrheit zielenden vollen wie halben zugleich vorzuziehen, und um diese ästhetisch wie praktisch jedenfalls wichtige, Frage soll es sich im Folgenden handeln.

Der Maler Ed. Magnus bezeichnet in s. Schriftchen »Die Polychromie vom künstlerischen Standpunkte. Bonn 1872,« die naturwahre Polychromie der Statuen wiederholt als gänzlich zu verwerfende »Barbarei«, vermag aber keinen andern Grund dafür geltend zu machen (S. 12. 42), als den landläufigen unten zu betrachtenden, dass die Statue, je näher man mit der Bemalung der Natur komme, so mehr den zurückschreckenden Eindruck der Wachsfigur mache, überhaupt ein Zuviel für die Kunst sei, der es auf vollkommene Täuschung nicht ankommen dürfe. Inzwischen widerstrebt ihm die monotone Weisse des Gipses und Marmors, und er glaubt, dass sich auf kunstlichem Wege eine Art Patina musse darstellen und kunstvoll in »harmonischen Gegensätzen« vertheilen lassen, welche diesen Mangel in vorthellhafterer Weise, als die durch Zufall entstandene natürliche Patina abzuheben vermöge, gesteht aber (S. 28 s. Schr.), dass ein eigener in dieser Richtung angestellter Versuch ihn noch zu keinem befriedigenden Resultat geführt habe.

Es ist instructiv, diesen Versuch zu lesen, indem man daraus sieht, wie die verschiedenen Theile des Körpers ihr Recht besonderer Färbung beim Künstler geltend gemacht haben, ohne dass er ein zulängliches Princip der ihnen zuzuweisenden Färbung zu finden weiss, natürlich, weil er das einzige, was möglich ist, wenn den Statuen einmal Farbe gegeben werden soll, für barbarisch hält. Er sagt:

»Weit entfernt, naturähnliche Bemalung zu versuchen habe ich mich begnügt, gleich, als ob das Werk aus zwei- oder dreierlei Material zusammengesetzt wäre, das Fleisch gelblich, und das Gewand blau oder roth zu tönern. Aber! siehe da! alsbald stellte sich ein Gefühl der Leere ein; ich empfand, dass es nicht angehen werde, dabei stehen zu bleiben. Das Haupt, der Kopf der menschlichen Erscheinung sah verlassen aus! Haar, Lippen, besonders aber das Auge, sie verlangten mahnd ihr Recht, sie sahen neidisch nach der Farbe, ja sogar nach dem geringsten Goldornament sahen sie verlassen mahnd hin. Sie wollten nicht nur nicht vergessen — sie wollten die Ersten sein in der Auszeichnung, und zwar aus zwiefachen Gründen: einmal, weil sie, weil Auge, Mund und Haar von der Natur selbst durch entschieden dunkleren Farbenton ausgezeichnet sind vor dem ganzen übrigen Körper, zweitens: weil Auge und Mund — Leben strahlend und athmend, auch zunächst und zumeist den Blick des Beschauenden auf sich hinziehen. Sobald nur an irgend einer Stelle der monotonen Sculptur ein zweiter Farbenton angeschlagen wird, so verlangen Haar, Augen, Mund etc. ihr Recht. Daher erklärt sich jene gewisse unausfüllbare Leere, die man allemal bei Sculpturen

aus zweierlei Material empfindet, deren aus dem späteren Alterthum so viele noch erhalten sind.«

»Geht man nun aber an dieses Geschäft, will man die Farben-Verschiedenheit des Kopfes charakterisiren, so begiebt man sich auf eine Bahn ohne Gesetz und Schranke, auf der nicht mehr Halt zu machen ist. Man betritt eine Klippe, die man besser thäte, so weit wie möglich zu umschiffen.«

»Wer es jemals unternommen hat, mit der Farbe an die Sculptur heranzutreten, der wird mir gewiss Recht geben. Es ist entweder etwas Leichtes, oder es ist ein Unternehmen von unübersteiglicher Schwierigkeit! Decorative namentlich kleinere Gegenstände, gewissermassen spielend mit Farbe zu schmücken, dazu bedarf es in der That nur einiger Kenntniss und guten Geschmacks. Ein fertiges lebensgrosses vollrundes Kunstwerk aber zu färben — das ist ein Geschäft, bei dem es viel schwerer ist, nichts zu verderben, als etwas gut zu machen.

Durchlaufen wir jetzt die Gründe, nach welchen bisher allgemein gegen die Malerei der Statuen theils überhaupt, theils und namentlich gegen die naturwahre entschieden worden ist, um zu sehen, ob sie wirklich entscheidend sind.

Der sehr allgemeine Grund, dass die bildende Kunst sich überhaupt vor zu weit gehender Nachahmung der Natur zu hüten habe, mithin das natürliche Colorit »zu viel« sei (wie sich Magnus ausdrückt), würde nur dann etwas bedeuten können, wenn zugleich ein Gesichtspunct, warum es zu viel ist, geltend gemacht würde, kann sich also erst auf die folgenden Gründe stützen; da Abweichungen von der bildenden Kunst von der Natur sich nicht schlechthin dadurch rechtfertigen können, dass überhaupt abgewichen werden solle. (Vergl. Abschn. XXII.) Weicht doch selbst die naturwahr bemalte Statue noch genug von der Natur durch ihre Starrheit ab; dass dazu auch die Farbe zu viel sei, muss erst begründet werden. Und so gilt es jetzt nach diesen Gründen zu sehen.

Man hat gesagt*) es widerspreche von vorn herein dem Begriffe und Wesen der, auf Darstellung der Gestalt bezüglichen, Plastik, auch Farbe zu gehen. Jede Kunst habe sich in ihren Gränzen zu halten. — Nun ist die Befolgung dieser Regel gewissermassen selbstverständlich, denn auch an einer bemalten Statue hat die Plastik nur so weit Antheil, als sie Gestalt, wie die Malerei insoweit sie Farbe giebt, jede bleibt damit in ihren Gränzen; aber

*) Z. B. Schaslars Dioskuren 1866 244. Eggers Kunstbl. 1853. no. 48. 420

kann das beide Künste hindern, sich zu einer gemeinsamen Leistung zu verbinden, wenn nur ihre Verbindung auch Vortheile gewährt. Dass das aber nicht der Fall sein könne, lässt sich nicht aus der Verschiedenheit ihres beiderseitigen Begriffes beweisen. Aus gleichem Grunde könnte man sonst die Verbindung von Musik und Poesie im Gesange, von Musik und rythmischer Körperbewegung im Tanz, und selbst die Ausmalung von Zeichnungen verbieten. Um so weniger aber kann die Verbindung, welche die Plastik mit Malerei in bemalten Statuen eingeht, a priori nach dem Begriffe beider Künste verworfen werden, als beide Künste für sich ja eigentlich nur Abstracta dessen geben, was in der Natur zu einem lebendigen Ganzen einheitlich verbunden ist. Diese Abstraction scheint viel eher der Rechtfertigung zu bedürfen, als die Verbindung.

Man hat gesagt*), die Kunst habe überhaupt, statt auf Naturwahrheit zu gehen, »die spirituelle Wesenhaftigkeit und die charakteristische Eigenthümlichkeit der Dinge herauszuheben und zu gestalten«; die Farbe aber sei in dieser Beziehung gegenüber der Gestalt als unwesentlich und zufällig anzusehen, also beschränke man sich in der Sculptur auf die Gestalt.

Aber im Gegentheile: die Farbe ergänzt die Gestalt nicht nur durch einen natürlichen Schmuck, den man der Gestalt wohl gönnen kann, sondern auch durch Charakteristik in Bestimmungen, wozu die Gestalt selbst nicht reicht. Die Röthe oder Blässe einer Wange, das mehr weissliche oder bräunliche Colorit der Haut, die Einförmigkeit oder Abwechslung der Tinten in ihr, das blonde oder brünette Wesen überhaupt, die Farben der Bekleidung und Nebendinge, alle sagen uns etwas, was die blosse Gestalt nicht sagen kann, und was in Zusammenhang mit der Gestalt wesentlich zur Charakterzeichnung einer Person beitragen kann. Der Maler malt den Pan brauner als den Apoll, das Christkind lichter als den Johannes und verschwendet allen Reiz des Colorits, dessen er und die Natur mächtig ist, an die Göttin der Schönheit und die Dienerinnen ihres Reizes; nun wüsste ich nicht, warum an den plastischen Gestalten solche Unterschiede weniger zur lebendigen Charakteristik beitragen sollten, als an den gezeichneten, vielmehr für zufälliger, unwesentlicher anzusehen wären.

* Eggers Kunstbl. 1853.48. no

Man hat gesagt, bei der Verbindung von Farbe und Gestalt theile sich die Aufmerksamkeit und keins mache noch seinen vollen Eindruck. — Mag man diess in gewisser Weise zugeben, so kann das Product beider abgeschwächten Factoren des Eindruckes doch grösser und bedeutungsvoller sein, als wenn man jeden Factor für sich hätte; auch jeden für sich aber wird es immer möglich sein, auf sich wirken zu lassen, indem man Farbe oder Gestalt absichtlich für sich ins Auge fasst oder verfolgt. Hiezu hat ja der Mensch ein Abstraktionsvermögen. Auch würden durch farbige Statuen farblose ja nicht ausgeschlossen sein, wie durch Gemälde Zeichnungen nicht ausgeschlossen sind, nur soll auch der umgekehrte Ausschluss nicht gelten.

Gewiss ist, dass uns die schönste Mädchengestalt darum nur um so schöner scheint, dass sie Rosen auf den Wangen, Purpur auf den Lippen und Lilien auf der Haut hat. Warum soll bei Statuen nicht derselbe Vortheil gelten. Und klagt man beim Anblick des schönen Mädchens nicht über Zerstreuung der Aufmerksamkeit durch die Farbe, warum beim Anblick einer schönen Statue.

Man hat gesagt*), — und schon früher (Th. I. S. 146) ist dieses Einwandes gedacht worden, — dass die Malerei an Statuen der Phantasie keine ergänzende Beschäftigung übrig lasse. Ich glaube aber auch früher genug dagegen gesagt zu haben. Je weniger man der Phantasie zumuthet, ihre Kraft in Vervollständigung der sinnlichen Unterlage zu verschwenden, einen um so freieren und höhern Flug wird sie von der vollständig dargebotenen Unterlage aus nehmen können. Ja bei manchen Statuen möchte sich eher von einem Zuviel als Zuwenig der Phantasieanregung durch die Malerei fürchten lassen.

Nach Kirchmann (Lehrb. d. Aesth. II. 237. 258) soll der Umstand, dass der Künstler bei der Statue »auf die reine Farbe ohne Schattirung beschränkt ist«, hindern, das Incarnat der Haut darzustellen. Die Schattirung entstehe nämlich durch die Körperlichkeit der Statue vermöge der natürlichen Beleuchtung von selbst. — Aber warum wird die Erscheinung des Incarnats nicht beim natürlichen Gesichte durch denselben Umstand verhindert. Niemand

*) Lazarus in Eggers Kunstbl. 1854. no. 30, und Carrière in s. Lehrb. d. Aesth. I. 478.

anders als das natürliche Licht malt doch in solches die Schattirung hinein.

Wohl als der gewichtigste, daher fast überall wiederkehrende Einwand gilt der, dass man, wenn zur Gestalt die Farbe gegeben ist, um so mehr die Bewegung vermisste, und durch das starre Entgegentreten der, das Leben nach zwei Seiten nachäffenden, damit aber doch nicht zum Leben erweckten, Gestalt einen unheimlichen grausenhaften Eindruck empfangen; was nicht der Fall sei, wenn bloß die abstracte Gestalt gegeben werde; diese lasse den Anspruch, das volle Leben zu sehen, gar nicht aufkommen, indem sie sich unmittelbar nur als Wiedergabe einer Seite desselben darstelle. Bei Geltendmachung dieses Einwurfes bezieht man sich so regelmässig auf den Eindruck, den die Figuren in Wachsfigurencabinetten machen, dass jemand diese Figuren gelegentlich die »unglücklichen« genannt hat, weil sie überall dazu herhalten müssen, das Verbot der naturwahren Malerei an Statuen zu stützen.

Nun ist aber gewiss, dass schon die volle Gestalt ohne Farbe uns genug an den vollen Menschen erinnert, um das Uebrige ausser der Gestalt vermissen zu lassen, wenn wir nicht durch eine Gewohnheit dagegen abgestumpft würden, die, wenn sie für die farbigen Statuen eben so statt fände, ihnen eben so zu Statten kommen würde. Ja, wenn wir nicht gewohnt wären, weisse Statuen zu sehen, würden sie uns als gespensterhafte Wesen vielleicht noch mehr*), und selbst gemalte Porträts ohne Gewöhnung fast eben so sehr als bemalte Wachsfiguren erschrecken; wie ich mich denn erinnere gelesen zu haben, dass ein Wilder, dessen Kopf von einem Maler portraitiert wurde, sich es ruhig gefallen liess, bis die Farbe dazu kam; da lief er erschrocken davon. Wir sind so zu sagen noch solche Wilde in Bezug auf bemalte Statuen. Nachdem wir uns aber unsererseits an das lebenswahr gemalte Porträt schon von Kindesbeinen an gewöhnt haben, bedürfte es vielleicht nicht ein-

*) Hiezu ein Geschichtchen, was Herodot und Pausanias von einer Kriegslist erzählen, deren sich die Phocier einst im Kriege gegen die Thessalier bedienten, um sie zu schrecken. Funfhundert ihrer tapfersten Männer bestrichen sich sammt ihren Rustungen ganz und gar mit weissem Gips und rückten zur Nachtzeit — es war gerade Vollmond — gegen das Lager der Thessalier an; diese glaubten Gespenster zu sehen, und wagten nicht, die Waffen zu ergreifen, so dass ein grosses Blutbad unter ihnen angerichtet ward. (Kugler Museum. 1833. S. 79.)

mal für eine recht lebenswahr bemalte Statue erst einer neuen Gewöhnung. In der That ist mir erzählt worden, dass man vor mehreren Jahren in Wien einen in Silber getriebenen alten Porträtkopf Philipps II. aufgefunden habe, der, selbst ein Kunstwerk, auch von einem vorzüglichen Künstler mit aller natürlichen Abstufung von Tinten gemalt gewesen, und der gar nicht den widerlichen Eindruck der Wachsfiguren gemacht, daher auch grosses Aufsehen erregt habe. Wonach es also nur nöthig wäre, die Annäherung an die Naturwahrheit, der man den erschreckenden Einfluss beimisst, noch weiter zu treiben, um ihre abstossende Wirkung verschwinden zu machen. Ich möchte nur auf diess Beispiel nicht zu viel geben, weil es dazu einer genaueren Constatirung desselben als durch den mir gewordenen mündlichen Bericht bedürfen würde. Sollte sich nicht in irgend einer Kunstnotiz etwas darüber finden?

Hätte es seine Richtigkeit mit vorigem Beispiele, so würde jedenfalls die Ansicht, dass der unheimliche Eindruck der Wachsfiguren von ihrer naturwahren Polychromie abhängt, eine directe Widerlegung darin finden; aber sei es auch nicht, so kann ich absolut keinen Grund finden, welcher der Kunstgewöhnung eine Macht, die sie sonst in so weiten Gränzen beweist, Nachtheile zu Gunsten grösserer Vortheile zum Verschwinden zu bringen, hier versagen sollte. Es besteht nur eben keine Kunstgewöhnung in Bezug auf bemalte Statuen, weil die Werke dazu fehlen.

Zwar fehlen solche nicht ganz, dann fehlt aber auch die Gewöhnung daran nicht. Niemand wird von den gemalten Porzellanfigürchen, die man in jedem Nippschranke findet, und den unzählig oft in Kirchen vorkommenden geschnitzten Altarwerken mit Madonnenstatuen, Abendmahlsdarstellungen u. s. w., sämmtlich bemalt, einen unheimlichen Eindruck erhalten. Die Mehrzahl davon macht freilich keinen sehr vortheilhaften Eindruck; aber man denke sich die Farbe daran weg, ob sie gewinnen würden. Ich möchte nur desshalb kein zu grosses Gewicht auf diese Beispiele legen, weil man sagen könnte, bei den Porzellanfigürchen gestatte ihre Kleinheit, bei grösseren Altarwerken die Unvollkommenheit ihrer Plastik eher eine Ergänzung durch die Farbe als in vollendeten Statuen statthaft sei; sofern jene Werke damit noch der Nachahmung fern genug blieben, um die natürliche Bewegung nicht zu vermissen.

Jedenfalls abgemacht ist die Frage nicht, so lange man den

Einfluss der Kunstgewöhnung, diesen Hauptfactor in der Kunstwirkung, nicht erforderlich berücksichtigt hat. Bisher aber hat man ihn, so viel ich sehe, gar nicht bei unserer Frage berücksichtigt, indess die Wichtigkeit dieser Berücksichtigung aus den S. 52 ff. angestellten Erörterungen erhellen dürfte.

Nun könnte man aus einem sehr allgemeinen Gesichtspuncte für wahrscheinlich halten, dass, wenn ein wahrer Vortheil vom Anmalen der Statuen zu erhalten wäre, derselbe sich ausdrücklich geltend gemacht haben und auch bei unvollkommenen Werken so weit herausgestellt haben würde, um zu vollkommenerer Ausbildung der Doppelkunst zu reizen. Wer kann es noch zweifelhaft finden, dass Musik und Poesie eine vortheilhafte Verbindung im Gesange eingehen können, sie hat sich zu sehr von selbst aufgedrungen und ist von selbst durchgedrungen; warum nicht eben so die polychromische Plastik, und warum hätte man sie wieder fallen lassen, nachdem sie doch schon dagewesen, wenn sie gegen eine höhere Kunstbildung bestehen könnte.

Auf letztere Frage lässt sich freilich eine leichte Antwort geben, womit sich die erste so ziemlich mit beantwortet. Als man die antiken Kunstwerke wieder anfang schätzen zu lernen, fand man die Farben an den Statuen verloschen, machte sie also auch farblos nach, gewöhnte sich hieran als an etwas Mustergültiges und fand dann natürlich auch Gründe für diese Mustergültigkeit. Wären die Farben nicht verloschen gewesen, so hätte man von vorn herein vielmehr die farbigen Statuen als mustergültig nachgemacht, sich daran gewöhnt und Niemanden wären Gründe für ihre Verwerfung eingefallen. Nach einmal statt gefundener und durch Theorie gestützter Gewöhnung konnte es aber zu recht ernsthaften und zur Entwicklung durchschlagenden Versuchen mit der Polychromie gar nicht so leicht kommen. Und sollte es doch einmal dazu kommen, und selbst das Vortrefflichste damit geleistet werden, so würde der Geltung davon vielleicht als erste grösste Schwierigkeit die vorhandene Gewöhnung entgegenstehen; wie selbst die an sich geschmackvollste Kleidermode eine Schwierigkeit findet, sich einzubürgern und Gefallen zu wecken, wenn der Geschmack durch eine lange vorher bestandene geschmacklose verwöhnt worden ist.

Neuere schüchterne Versuche, Farben bei Statuen anzuwenden, sind zwar wohl hie und da gemacht worden, doch nicht so,

dass etwas Entscheidendes darin zu finden*) Dazu müsste erst mindestens ein nach Seiten der Sculptur und Malerei gleich vollendetes Werk vorliegen, wie es in jenem Kopfe Philipps II. vorgelegen haben soll, und der etwaige Widerstand der Gewöhnung dagegen in Rechnung gezogen werden. Denn das freilich liegt auf der Hand, dass, wenn uns eine in der Form vollendete Statue mit Farben angestrichen entgegenträte oder das Colorit hinter der Vollendung der Form nur zurückbliebe, wir die Farbe vielmehr störend als hebend empfinden müssten, und nur denselben Eindruck davon erhalten könnten, als wenn wir eine schöne Zeichnung durch schlechte Colorirung verdorben fänden.

Hier aber liegt die grosse Schwierigkeit, überhaupt zulängliche Proben zu machen. Um es zu einer gleichen Meisterschaft in der Colorirung von Statuen als in der Formung zu bringen, würde es unstreitig einer sehr ausgebildeten Technik und Uebung bedürfen. Aber wo ist sie zu finden? Auch könnten technische Schwierigkeiten auftreten, welche das Gelingen solcher Versuche erschweren und möglicherweise wirklich das volle Gelingen hindern. Nicht so leicht wie in der Zeit der ersten Renaissance vereinigen sich jetzt Maler und Bildhauer in derselben Person; und sollten auch beiderlei Künstler zu demselben Werke zusammentreten, so würde es nicht hinreichen, in jeder Kunst für sich ein Meister zu sein, um etwas Vollendetes zu liefern, sondern sie müssten sich auch auf die Verbindung beider Künste gegenseitig eingerichtet haben. Nun könnte man zwar für den ersten Anblick meinen, wenn ein Maler eine menschliche Figur auf der Leinwand gut zu malen weiss, müsste er es um so leichter finden, eine Statue gut zu bemalen, weil er dazu die Schattirung, welche durch die Beleuchtung der Statue von selbst entsteht und die Erscheinung des Reliefs, sowie Modellirung des Colorits daran bewirkt, einfach wegzulassen hätte, indess er sie am Gemälde auf der Leinwand künstlich nachahmen muss. Aber eben in dem Weglassen mag eine Schwlerigkeit liegen. Denn während er sich bei der Schattirung im Gemälde an die natürliche Erscheinung halten kann, gilt es bei der Statue sich das Vorbild jeder natürlichen Beschattung entkleidet vorzustellen, um die davon abstracte Farbe auf der Statue richtig für die zutretende

*) Namentlich ist einiger wenig befriedigend ausgefallener Versuche in Eggers Kunstbl. 1853. no. 48 gedacht.

Beleuchtung darzustellen. Dazu Folgendes: Will der Künstler durchsichtige Farben auf die Statue anwenden, so scheint die Textur und respective Färbung des Marmors, Gypses, Erzes, Holzes durch; will er dickere Dekfarben anwenden, so litte die Feinheit der plastischen Ausführung dadurch eben so wie durch jeden Anstrich überhaupt; und er müsste streng genommen gleich bei Ausarbeitung der Gestalt selbst eine corrigirende Rücksicht darauf nehmen, wie er aber auch sonst solcher Rücksichten nicht ungewohnt ist, indem er z. B. die Züge einer Büste oder Statue aus dunklen Erz tiefer ausarbeitet, als einer solchen aus weissem Marmor, weil die minder scharfhervortretende Schattirung auf ersterer die Züge an sich verhältnissmässig weniger tief ausgearbeitet erscheinen lässt.

Wie weit diese Schwierigkeiten in Anschlag kommen können, und ob sich ihnen nicht vielleicht noch andere technischerseits zugesellen, vermag ich freilich nicht zu beurtheilen; es müsste das der Erörterung eines Fachkünstlers unterliegen.

Nach allem wird es sich darum handeln, folgende Fragen zu entscheiden:

Hängt es an psychologischen Gesetzen, dass ein ästhetischer Vortheil selbst mit vollendetster naturwahrer Colorirung von Statuen überhaupt nicht zu erzielen ist, und welches sind diese Gesetze? — Meinerseits vermag ich solche Gesetze nicht zu finden.

Oder liegen technische Schwierigkeiten der Verbindung von Form und Farbe vor, welche es zu vollendeten Leistungen darin gar nicht kommen lassen, und die Forterhaltung einer Trennung beider räthlich erscheinen lassen. — Das ist möglich und bedarf sowohl noch weiterer Erörterung als Versuche; doch würde ich glauben, die Schwierigkeiten müssten wenigstens so weit zu überwinden sein, dass das, was sie noch zu wünschen übrig lassen, vollends durch die Kunstgewöhnung, die so Vieles überwinden lässt, überwunden werden könnte, halte also nicht für wahrscheinlich, dass diese Frage wesentlich zu bejahen.

Oder endlich ist nicht eine Kunst bemalter Statuen, und zwar (abgesehen von untergeordneten stilistischen Rücksichten) naturwahr bemalter Statuen als wirklich zu Recht bestehend anzusehen, und eine befriedigende Verwirklichung derselben von der Zukunft noch zu erwarten. — Dies halte ich für wahrscheinlich, da sich Gründe für die bisherige Verwerfung leichter finden, als die bisher

aufgestellten rechtfertigen lassen; eine sichere Entscheidung aber wird doch bloß in Erfahrungen der Zukunft gesucht werden können.

Selbst gestehe ich offen, dass, wenn ich eine klassische Marmor- oder Gypsstatue in ihrer reinen ungebrochenen Weise vor mir sehe, ich mir nicht einmal vorstellig machen kann, dass sie durch irgend eine, sei es der Natur abgelauschte, sei es kunstvoll componirte Weise der Bemalung gewinnen könne, dass sie nicht vielmehr durch die zugefügte Buntheit ihren so zu sagen keuschen Reiz verlieren, und die Farbe nicht wirklich den Eindruck des reinen Zuges der Gestalt stören würde. Wiegt nicht aber diese directe Aussage des Gefühls stärker, als alle hiegegen vorgebrachten Verstandsgründe? Vielleicht; und eben wegen dieses Gefühls mag ich keine sichere Entscheidung fällen. Dennoch glaube ich, dass wenig auf dasselbe zu gehen. Denn nach der Weise, wie ich sonst solche Gefühle entstehen sehe, könnte es die einfache natürliche Folge davon sein, dass ich bisher nur in sich vollendete weisse Statuen und nur sehr unvollkommne bemalte gesehen habe; wäre das Umgekehrte der Fall gewesen, so möchte sich auch der Erfolg umgekehrt haben. Vermag ich doch vom Menschen selbst, den ich immer nur farbig gesehen, die Farbe selbst in der Vorstellung nicht abzuziehen, und finde mich bei seiner Betrachtung durch die Farbe nicht gestört.

2) Architektur.

Bekanntlich besteht in Betreff der polychromen Architektur nicht minder eine Controverse als in Betreff der polychromen Sculptur; doch will ich mich über jene nicht so weit verbreiten, als es über diese geschehen ist. Auch in der Farbigkeit der Architektur ist die antike Welt weiter gegangen, als man lange geglaubt, dass sich aus Geschmacksrücksichten gehen lasse, bis entscheidende Thatsachen den Beweis für die farbenreiche Architektur der Alten geliefert und dadurch die Frage angeregt haben, ob ihre Verwerfung unsrerseits berechtigt sei. Hienach ist die Frage mehrfach discutirt worden, kann aber jedenfalls durch blosse Berufung auf die antike Architektur eben so wenig sicher entschieden werden, als in Bezug auf die Sculptur, und zwar aus entsprechenden Gründen. Ohne nun in die Discussion der ganzen Sachlage der Frage

sei es nach historischer oder andrer Beziehung eintreten zu wollen, wozu mir hinreichende Vorstudien fehlen, bezwecken die folgenden Bemerkungen nur, einen persönlichen Eindruck mit einigen sich daran knüpfenden principiellen Gesichtspuncten Ausdruck zu geben.

Im Genuesischen und längs der Riviera di levante sieht man viele äusserlich mit einer Mehrheit von Farben, zum Theil bunt genug getünchte, Häuser. Sie haben mir meist den Eindruck der Geschmacklosigkeit gemacht; doch interessirten in gewisser Weise durch den heitern Anstrich, den ihnen die Farbe verlieh, sowie die Mannichfaltigkeit, die sich zwischen den verschiedenen Häusern ausprägte; und es schien mir, dass wenn ein, nur sehr unvollkommen dabei zur Geltung gebrachtes, Princip, was sich doch von vorn herein als das natürlichste und fast selbstverständliche aufdrängt, methodisch entwickelt und durchgebildet würde, auch eine Kunst der Häuserbemalung entstehen könnte, welche ästhetischen Gewinn bringt. Das Princip näml.ch, dass die Verschiedenheit der Färbung oder Schattirung in Zusammenhang mit der Verschiedenheit der architektonischen Theile zu halten, wonach z. B. Pfeiler, Pilaster, Säulen, Pfosten anders zu coloriren oder zu schattiren, als Simse, Architrave, beide anders als die Wandfläche, Gebälk anders als Füllungen, das Kapitell von Säulen und Pilastern anders als der Stamm, der Unterbau des Gebäudes anders als der Oberbau, Verzierungen anders als die verzierten Theile; wobei übrigens in der Specialisirung und Abstufung der Färbung mehr oder weniger weit, zum Theil selbst bloß auf Unterschiede von Heller und Dunkler gegangen werden könnte. Jedenfalls scheint diess Princip insofern die günstigsten ästhetischen Bedingungen zu vereinigen, als dadurch zugleich der Organismus der Baulichkeit in erfreulicher Klarheit sich ausprägt, und eine anmuthende Mannichfaltigkeit in einheitlicher Verknüpfung durch den Plan des Gebäudes entsteht. Die Monotonie und die unterschiedslose hiemit charakterlose äussere Behandlung der ganzen Aussenseite der Gebäude ist es ja hauptsächlich, was man unsrer Architektur vorwerfen kann; und diesen Mängeln wäre im vorigen Wege abzuhelpen.

Diess Princip reicht nun freilich für sich nicht aus, denn es fragt sich noch, nach welchem Princip die Wahl der Farben zu treffen. Hiebei werden meines Erachtens verschiedene Gesichtspuncte an die Spitze treten und hienach verschiedene Systeme der Colorirung möglich sein, die sich vielmehr ergänzen, als aus-

schliessen und nach dem Charakter der Gebäude und andern Umständen modificiren, wie denn z. B. für nördliche Klimata minder entschiedene Farben und leisere Unterschiede derselben passend sein werden, als den auch in der Natur farbenreichern und so zu sagen farbendurstigern Süden. Manche Regeln mögen dabei doch als allgemeingültig durchgreifen, z. B. dass nicht dunklere Farben in grössern Massen über hellern lagern, dass Theile, die sich in Bedeutung und Richtung verwandt sind, diese Verwandtschaft ebenso wie ihren Gegensatz gegen die nicht verwandten aussprechen, dass untergeordnete Theile sich vielmehr durch Nüancirung als scharfen Abstich von den Haupttheilen unterscheiden, (wovon doch Verzierungen, die vielmehr Nebentheile als untergeordnete Theile sind, auszunehmen,) dass eine ins Kleinliche gehende Zersplitterung der Farben oder grelle Buntheit überall vermieden werde; vielmehr eine Hauptfarbe das Ganze dominire, von welcher sich alle Farben oder Nüancen in grössern Massen nur als Ausweichungen darstellen, indess Verzierungen mit stärkern Contrasten hineinspielen dürfen. So wenigstens denke ich es mir.

Dabei kann allerdings auch ein Princip mit zugezogen werden, was aber meines Erachtens mehrfach mit viel zu grossem oder einseitigen Gewicht theils bei dieser theils bei andrer Gelegenheit in Anschlag gebracht wird, betreffend die Einhaltung der natürlichen Farbe des Materials*).

Es ist in der That ein neuerdings (namentlich Seitens der Vertreter der Gothik) mit Vorliebe geltend gemachtes Princip, bei Bauwerken und Gegenständen der Kunstindustrie die Beschaffenheit des Materials anstatt zu verstecken, vielmehr möglichst in die Erscheinung treten zu lassen, wozu auch möglichste Wahrung der natürlichen Farbe des Materials gehört. Ich sage »möglichste«, denn ohne Beschränkung lässt sich das Princip wegen Conflicten mit Zweckmässigkeit und directer Wohlgefälligkeit überhaupt nicht durchführen, und versucht man es auch gar nicht. Selten über-

*) So sagt Magnus (die Polychromie S. 64): »Für die aussere Erscheinung eines Baues wird überall als vernunftgemäss festzuhalten sein, dass alle Theile die Farbe desjenigen Materials tragen, aus dem sie geschaffen sind, dass sie wenigstens sich nicht mit Farben schmucken, die in dem Bereich der von der Natur uns als Baumaterial gegebenen Stoffe gar nie und nimmer zum Vorschein kommen.«

haupt, ausser bei kostbarem oder für die Erscheinung an sich vortheilhaften Material lässt man demselben in der Architektur und Kunstindustrie die reine Naturfarbe, sondern begnügt sich, selbst bei möglichster Wahrung des Principis, das natürliche Gefüge des Holzes in Fenstereinfassungen und Thüren durch eine Beize von fremder Farbe durchscheinen zu lassen, (indess man häufig auch beide weiss streicht), hält den Mauerbewurf in den Gränzen der überhaupt vorkommenden Steinfarben, vermeidet also namentlich entschiedenes Grün und Blau, ohne übrigens die wirkliche Farbe des Materials zu beachten, und lässt grosse Werkstücke im Unterbau in ihrer natürlichen Grösse ohne Ueberzug paradiren. In vielen Werken der Kunstindustrie aber kümmert man sich überhaupt wenig um die Regel, die natürliche Farbe des Materials festzuhalten; Tassen, Kaffeebretter, Büchereinbände kommen in allen Farben vor, der japanische Lack überzieht gleichgültig Holz und Blech, und ich wüsste nicht, woher der Regel eine so despotische Kraft käme, es zu wehren. Meinerseits scheint mir in Betreff derselben überhaupt Folgendes zu gelten:

Es gefällt uns allerdings allgemeingesprochen, einer Sache gleich anzusehen, woraus sie gemacht ist, gehört aus gewissem Gesichtspuncte zur Charakteristik derselben; auch kann man das Interesse daran auf das der Wahrheit und Klarheit zurückführen. Aber diess Interesse ist in Bezug auf das Material bei Werken der Architektur und Kunstindustrie kein so fundamentales und andren Interessen gegenüber, die sich auch geltend machen können, überall durchschlagendes, dass es nicht in Conflict damit auch nachgeben könnte, und oft genug nachgeben müsste; ja die Thatsache selbst, dass es so oft geschieht, geschehen muss, sollte abhalten, so viel Wesens von der normgebenden Kraft des Principes zu machen, als hier und da geschieht. Bei vielen Gegenständen ist es uns in der That sehr gleichgültig, woraus, mindestens aus welcher besonderen Art des Metalles, Holzes, Steins sie gemacht sind, und es hat also auch kein Interesse, es ihnen anzusehen; genug, wenn sich ihnen nur nicht ansehen lässt, dass sie aus etwas geradezu Zweckwidrigen gemacht sind. Also wird man auch, wenn von einer Polychromie in der Architektur die Rede sein soll, meines Erachtens dem Princip nicht in übergeordneter Weise, wie z. B. Magnus in s. Schrift »Die Polychromie«, sondern in mehr untergeordneter Weise Rechnung zu tragen haben, und z. B. Säulen-

stamm und Kapitell, wenn schon aus demselben Stoffe gearbeitet, nicht mit derselben Farbe zu bekleiden haben. Magnus will, der Baumeister soll so viel als möglich das Baumaterial selbst von so verschiedenfarbigem Stoffe wählen, dass daraus eine wohlgefällige Mannichfaltigkeit der Erscheinung am Bauwerke hervorgehe *). Eine Zumuthung, die unstreitig praktisch nicht weit durchführbar und jedenfalls nicht so durchführbar ist, dass die architektonische Gliederung hinreichend zum Ausdruck kommt, da die Verschiedenheit des Materials sich damit gar nicht parallel halten lässt. Eine Charakteristik aus jenem Gesichtspunkte aber erscheint nicht nur an sich mindestens eben so wichtig als aus diesem, sondern gewinnt auch dadurch den entschiedenen Vortheil, dass den Bedingungen direkter Wohlgefälligkeit damit besser genügt werden kann. Also wird man nur sagen können, dass, insoweit sich der Vortheil der Charakteristik durch die natürliche Erscheinung des Materials mit dem Vortheile der Erscheinung der Gliederung des Bauwerkes und direkten Wohlgefälligkeitsrücksichten verträgt, jener Charakteristik Folge zu gehen sein möchte.

XXXV. Beitrag zur ästhetischen Farbenlehre.

In Th. I. S. 100 ff. ist bei Gelegenheit des ästhetischen Associationsprincipes der associative Eindruck der Farben besprochen worden. Fügen wir hier noch eine Ergänzung in Betreff des directen Eindruckes der Farben, und des directen so wie associativen von Weiss und Schwarz hinzu.

†) Vom directen Eindrücke der Farben.

Unstreitig machen die Farben abgesehen von aller associirten Bedeutung schon durch eine angeborene Beziehung zu unserer

*) Sonderbar, die natürliche Färbung der menschlichen Gestalt in der bildenden Kunst soll barbarisch, hiegegen die natürliche Erscheinung des Baumaterials in der Baukunst gefodert sein, während die bildende Kunst von vorn herein darauf ausgeht, die Natur nachzuahmen, die Baukunst, solche nach Zwecken umzuändern, Hierin scheint mir etwas von verkehrter Welt zu liegen.

Empfindung einen eigenthümlich verschiedenen, von uns als direct bezeichneten, Eindruck, theils je nach der verschiedenen Stärke, theils verschiedenen Art, womit sie das Auge und durch das Auge die Seele dahinter erregen. Hiedurch aber können sie uns theils unmittelbar ästhetisch afficiren, theils durch Mitbestimmung andersher vermittelter ästhetischer Eindrücke auf den Charakter derselben Einfluss gewinnen.

Nun kann der Eindruck jeder Farbe durch Zusammenstellung derselben mit andern mitbestimmt werden; aber es wäre doch nicht triftig zu sagen, dass jede Farbe ihre charakteristische Wirkung auf die Empfindung blos ihrer Zusammenstellung mit andern verdanke; vielmehr kann man sich bis zu gewissen Gränzen Rechenschaft geben, was jede nicht sowohl vermöge der Combination mit andern, als vergleichungsweise mit andern wirkt, und in die Combination in die sie eingeht, als ihr Eigenthum mitnimmt, indem man theils zusieht, welch' verschiedenen Eindruck jede macht, wenn sie das Gesichtsfeld in grossem Uebergewicht füllt, theils wie verschieden sich jede auf gleich weissem oder schwarzen Grunde verhält, theils was sich vom Eindruck jeder Farbe constant beim Eingehen in die verschiedensten Zusammenstellungen erhält. Insoweit sich nun so die Wirkungen der verschiedenen Farben vergleichen lassen, soll es hier geschehen ohne Rücksicht eben so auf associative Mitbestimmung, als auf Contrastwirkungen und Farbenharmonieen, welche aus Zusammenstellung der Farben hervorgehen *).

Hienach können wir an jeder Farbe zwei Seiten directer Wirkung unterscheiden. Die eine ruht in der Empfindung der Helligkeit, die sie erweckt; schreibe schwarze Buchstaben auf farbiges Papier oder farbige Buchstaben (mit Deckfarbe) auf schwarzes Papier, je heller die Farbe, so leichter wirst du die Schriftzüge vermöge ihre Abstiches davon lesen; das ist ein Massstab, der allen Farben gemein ist, und wonach sich jede Farbe unter gleicher Beleuchtung minder hell als Weiss zeigt, indess jede selbst noch mehr oder weniger hell oder dunkel als die andre erscheinen kann. Die andre Seite liegt im Charakter der Farbe, worin jede Farbe von der andern specifisch oder qualitativ abweicht. Auch von die-

*) In Betreff solcher wird man Belehrung finden in. Bruckes »Physiologie der Farben.« Leipzig 1866.

ser Seite her aber kann das Auge und dadurch die Seele stärker oder schwächer erregt werden; wie denn Roth bei gleicher Helligkeit intensiver erregend wirkt, als jede andre Farbe. Kurz kann man sagen: Farbenreiz ist etwas Andres als Helligkeitsreiz. Käme Erregung seitens der Helligkeit allein in Betracht, so müsste man erwarten, da jede Farbe blos einen Bruchtheil des weissen Lichtes enthält, an Helligkeit also blos einer gewissen Stufe des Grau gleicht, dass auch ihr Reiz auf die Seele nicht stärker wäre, als der Reiz dieses Grau; dem widerspricht aber die Erfahrung. Vielmehr lässt sich behaupten, dass unter einer, den Farben und dem Weiss gleichen, Beleuchtung, — und gleiche äussere Beleuchtung ist überhaupt zur Vergleichbarkeit der Wirkung verschiedener Farben vorausgesetzt — der Sinn durch jede nicht zu dunkle Farbe sogar stärker angeregt, beschäftigt wird, als durch das noch hellere Weiss, so lange dasselbe nicht durch Glanz (spiegelnde Zurückwerfung) verstärkt und gehoben ist, vollends also mehr als durch ein mit der Farbe gleich helles Grau. Man vergleiche z. B. den Eindruck eines farbigen Kleides, einer farbigen Wand mit dem eines grauen Kleides, einer grauen Wand unter denselben Beleuchtungsverhältnissen.

Den Grund davon kann man darin finden, dass das Weiss und Grau mit dem Gleichgewicht der darin verschmolzenen Farben wirken, indess jede Farbe mit ihrem eigenthümlichen Reize uncompensirt in das Auge greift. In der That aber zeigen Farben, die sich im Zusammentreffen zu Weiss ergänzen, sog. Ergänzungsfarben, wie Roth und Blaugrün, Orange und Grünblau, Gelb und Ultramarinblau, Grüngelb und Violett, je nach ihrer grössern Nähe am mindest brechbaren oder am brechbarsten Ende des Spectrum, unmittelbar einen gewissen Gegensatz des Charakters, wovon unten zu sprechen: und so haben wir mit den Farben im Gebiete des Gesichtssinnes einen analogen Fall, der mit chemisch differenten Stoffen im Gebiete des Geschmackssinnes. Das aus Ergänzungsfarben zusammengesetzte Weiss verhält sich zum Gesicht wie das aus Säure und ätzendem Alkali zusammengesetzte Salz zum Geschmack. Der Geschmack der Säure und des Alkali ist im Salze zur Indifferenz aufgehoben, und so schmeckt das Salz viel weniger stark als die Säure und das Alkali, woraus es besteht, doch noch viel stärker als reines Wasser. Eben so ist im Weiss der Farben Gegensatz geschwunden; doch reizt es das Auge immer noch viel stärker als das lichtlose Schwarz.

Kurz bezeichnen wir die gemeinsam von beiden Seiten, der Helligkeit und dem Charakter des Eindruckes abhängige Stärke der Erregung, welche eine Farbe gewährt, als Kraft der Farbe. Schwarz ist an sich überhaupt kraftlos, weil ihm sowohl die Helligkeit als Farbe fehlt; wer kann sich vom Blicke in eine stockfinstre Nacht oder vom Schwarz des Gesichtsfeldes bei geschlossenen Augen angeregt finden; die nichts weniger als unkräftige Wirkung des Contrastes von Schwarz mit Weiss aber betrachten wir nicht, da wir überhaupt Contrastwirkungen nicht betrachten.

Zur Erläuterung des gegensätzlichen Eindruckes, den die Ergänzungsfarben auf uns machen, dürfte die Erinnerung an einen analogen Gegensatz im Tongebiete etwas beitragen.

Nehmen wir ein Lied, was Sehnsucht oder Trauer ausdrückt, oder einen andächtigen Choral, und gegenüber einen Tanz oder kriegerischen Marsch; beidesfalls finden wir uns receptiv, d. i. von Aussen nicht von Innen heraus angeregt, und es kann sein, dass wir uns beidesfalls mit gleicher Intensität angeregt finden; aber die erste Anregung geht ganz in Erweckung rein receptiver Stimmung auf; heisse sie daher auch eine rein receptive Erregung; die zweite führt eine Anregung zur Thätigkeit nach Aussen mit sich oder ist geneigt, in active Erregung umzuschlagen, und wir messen ihr daher einen mehr aufregenden Charakter bei; heisse sie daher auch eine aufregende oder active Erregung. Ist eine active Erregung schon irgendwie vorhanden, so kann sie durch einen Eindruck erster Art herabgestimmt, gesänftigt, und unter Umständen selbst in einen rein receptiven Eindruck umgewandelt werden, umgekehrt eine rein receptive Erregung durch einen Eindruck zweiter Art in einen activen übergehen.

Nun ist Roth, Orange, Gelb bei gleicher Sättigung, Reinheit, Beleuchtung*) nicht nur intensiver erregend als Grünlichblau, Blau und Violet, sondern es trägt auch die Erregung Seitens der erstern Farben einen mehr activen, aufregenden, Seitens der letzteren einen mehr receptiven Charakter, wonach wir der Kürze halber erstere Farben schlechthin als active, letztere als receptive, oder, nach der Gebrauchweise der Maler, erstere

*) Vorausgesetzt, dass diese sich nicht dem Dunkel nahert, wo die Helligkeitsverhältnisse der Farben andre Werthe als bei Tagesbeleuchtung annehmen, und z. B. Blau bei zunehmenden Dunkel länger sichtbar bleibt als Roth.

als warme, letztere als kalte Farben bezeichnen. Hat man doch sogar den Eindruck des Roth mit Trompetengeschmetter verglichen, was bei Blau Niemand einfallen kann, wogegen man Blau mit einem Flötenton vergleichen möchte. Auch werden Stiere und Truthühner durch Roth aber nicht durch Blau zum Zorn gereizt. Dabei muss man jedoch nicht vergessen, dass der Unterschied zwischen Roth und Blau in angegebener Hinsicht nur ein relativer ist. Aus einem allgemeineren Gesichtspuncte ist auch der Eindruck des Roth receptiv, insofern er, wie der des Blau von Aussen kommt, es schlägt nur eben der eine leichter in active Erregung aus als der andre.

Je weniger man von den unendlich vielen Farbenstrahlen, in welche ein Prisma den weissen Strahl zerlegt, zu einer zusammengesetzten Farbe vereinigt, desto einfacher oder homogener, gegen theils desto zusammengesetzter heisst die Farbe. Sollte aus der Gesammtheit der Strahlen, welche den weissen Strahl zusammensetzen, blos ein sehr kleiner Bruchtheil von einer Oberfläche zurückgeworfen werden, die Farbe also sich der Einfachheit sehr nähern, so würde der Eindruck davon natürlicherweise dem Schwarz nahe kommen oder nicht davon zu unterscheiden sein, wie umgekehrt, wenn nur sehr wenige Farbestralen zum Weiss fehlten, der Eindruck davon dem Weiss nahe kommen oder nicht davon zu unterscheiden sein würde. Da nun Schwarz wegen ganz mangelnder Helligkeit und Farbigkeit zugleich, Weiss, weil ihm die letzte fehlt, (unter gleicher Beleuchtung) nicht den stärkstmöglichen Eindruck auf das Auge machen, so kann der Punct grösstmöglicher Kraft der Farbe im oben S. 245 angegebenen Sinne nur zwischen beiden Gränzen liegen; doch wo, darüber fehlt es bis jetzt an Untersuchungen. Jedenfalls scheint der Punct grösster Kraft zugleich als Punct grösster Wohlgefälligkeit oder Schönheit einer Farbe anzusehen. Reinstes Anilinblau, leuchtendes Verbenaroth möchten auf diesem Puncte stehen.

Nun kann aber der Grad der Kraft einer irgendwie zusammengesetzten Farbe für gegebene Beleuchtungsverhältnisse noch dadurch abgeändert werden, dass man den deckenden Farbstoff, der sie giebt, geradezu mit Schwarz oder Weiss vermischt*). Erstes

*) Hat man einen lasirenden Farbstoff, so wird dasselbe durch Verdünnung mit einer farblosen Flüssigkeit bei Auftrag auf einen schwarzen oder weissen Grund erzielt.

mit dem Erfolge, einen Theil des gesammten Farbenlichtes ohne Aenderung seines Zusammensetzungsverhältnisses und ohne Ersatz in Wegfall zu bringen, letzteres, ihn durch Weiss zu ersetzen und dadurch den Stoff zu verdünnen. Auf beide Weisen nimmt der sog. Sättigungsgrad der Farbe ab. Durch Vermischung des Pigmentes mit mehr und mehr Schwarz wird die Farbe immer dunkler, bräunlich, braun, schwärzlich, schwarz und damit immer kraftloser; durch Vermischung mit mehr und mehr Weiss immer heller, blässer, weisslich, weiss und nimmt von Seiten der Helligkeit an Kraft zu, von Seiten des Farbeneindrucks an Kraft ab; bei sehr dunkeln kraftlosen Farben mit Gewinn, bei kraftvollen und hellen mit Verlust an Kraft am Ganzen.

Es giebt nun verschiedene Ausdrücke, womit man den Eindruck verschiedener Farben je nach Veränderung ihres Zusammensetzungs- und Sättigungsgrade, und der davon abhängigen Veränderung ihrer Kraft zu bezeichnen sucht, Ausdrücke, welche, ausser dem Zweck der Bezeichnung selbst, den andern Zweck erfüllen, an das Gemeinschaftliche zu erinnern, was der Eindruck der verschiedenen Farbenmodificationen mit dem Eindrücke aus andern Gebieten hat, und dadurch eine zugleich sprachliche und begriffliche Beziehung dazu zu ermitteln. Im Allgemeinen nennt man die Farben tief oder lebhaft, je nachdem sie bei noch grosser Kraft dunkler oder heller sind als die Farbe auf dem Punkte grösstmöglicher Kraft, der zwischen beiden inne steht, hingegen ernst, schwer, oder heiter, leicht, je nachdem die Kraft durch grössere Verdunkelung oder Erhellung mehr geschwächt ist.

Das vorzugsweise Gefallen nun an dieser oder jener Farbe oder Farbenmodification hängt abgesehen von associativen Mitbestimmungen, auf welche wir hier nicht zurückkommen, wesentlich von der Individualität ab. Der Eine liebt überhaupt durchschnittlich mehr rein receptive, der Andere mehr activ aufregende, der Eine mehr tiefe, der Andere mehr lebhaft Erregungen, der Eine findet sich mehr zum Ernst, der Andere mehr zur Heiterkeit gestimmt. Danach auch seine Bevorzugung der Farbe. Allgemein gesprochen liebt der Mensch überhaupt mit unterlaufende starke receptive Erregungen, liebt aber auch, von vorausgegangener starker Erregung bei schwächerer oder andersgearteter Erregung auszuruhen, und verträgt am längsten und öftesten einen gewissen mittlern Grad der Erregung, bei dem es sich weder über-

eizt noch durch Mangel hinreichender Beschäftigung unbefriedigt fühlt. Frauen lieben verhältnissmässig mehr receptive und reiner receptive Anregungen als Männer, hingegen Kinder verhältnissmässig mehr active als Erwachsene.

Weiter kommt in Betracht, dass die Farben sinnliche Anregungsmittel sind, und auch das Bedürfniss sinnlicher Beschäftigung ist verschieden, tritt im Allgemeinen mit zunehmendem Alter, zunehmender Bildung, zunehmender Neigung zur Einkehr in sich selbst gegen den Reiz höherer associativer und reflectiver Beschäftigung zurück.

Endlich verlangt der Mensch überall einen gewissen Wechsel der Reize, also auch der Farben, um der Unlust zu entgehen, die jede Monotonie mit führt; aber er kann doch aus den aufgestellten Gesichtspuncten gewisse Farben in verhältnissmässig grösserer Ausdehnung und länger vertragen als andre, ohne sich überreizt oder durch mangelnden Reiz unbefriedigt zu fühlen, und nicht nur bietet die Natur seinem Auge in dieser Hinsicht von selbst mannichfache und wechselnde Verhältnisse dar, sondern er kann sich auch je nach seinem ästhetischen Farbepedürfnisse unter Mitbestimmung durch den associativen Factor des Eindruckes verschiedene Verhältnisse in dieser Hinsicht verschaffen, wobei besonders Kleidung und Wohnung, als nächste Fortsetzungen des äusseren Menschen, in Betracht kommen, wenn es gilt, seine Liebhaberei in Farben zu befriedigen. Zwar wird seine Wahl in dieser Hinsicht nicht blos durch das ästhetische Bedürfniss bestimmt, vielmehr manche Farbe nur gewählt, weil sie auf einen Quadratfuss einen halben Kreuzer weniger kostet, und manche, weil sie diesem oder jenem äussern Zweck entspricht, der Geschmack des Einzelnen auch durch die ewig wechselnde mehr oder weniger nivellirende Mode theils mitbestimmt, theils überwunden; doch hindert das Alles nicht, dass die ästhetische Wirkungsweise und hienach Wahl der Farben aus den aufgestellten Gesichtspuncten in grossen Zügen durchgreift, und der Mode selber bis zu gewissen Gränzen Zaum und Zügel anlegt; an Einzelheiten muss man sich freilich nicht halten und nicht stossen.

Diesen allgemeinen Gesichtspuncten dürfte sich so ziemlich Alles unterordnen lassen, was sich überhaupt Allgemeines über die directe ästhetische Wirkung der verschiedenen Farben sagen lässt. Möglich freilich, dass auch Idiosynkrasien, die unter bisher

es am stärksten sinnlich reizt, am meisten vom Alter und vom Trappisten verabscheut. Seltener als irgend eine andre Farbe bildet bei kultivirten Völkern kräftiges Roth die Hauptfarbe eines ganzen Kleides oder eines ganzen Zimmers. Ein jeder sagt sich, dass ein ganz und immer rother Himmel statt des blauen, eine ganz und immer rothe Erde, statt der grünen, nicht auszuhalten wären; das Auge würde sich davon wie ausgebrannt finden. Hiegegen würde eine blau bewachsene Erde statt der grünen uns aus dem entgegengesetzten Gesichtspuncte nicht zusagen; das Auge würde auf die Länge die hinreichende Erregung vermissen, ihm flau zu Muthe werden, indem man überhaupt mit Flaueit den Zustand einer receptiven Erregung bezeichnet, die nicht hinreichend stark ist zu befriedigen, und wahrscheinlich rührt flau selbst von blau her. Hiegegen werden wir das Grün, was in erregender Kraft zwischen Roth und Blau steht, so zu sagen nicht satt. Dabei wollen wir zwar nicht vergessen, dass zum Missfallen an einer rothen oder blauen Erde auch beitragen würde, dass wir das Leben und Wachsthum der Pflanzen nur an das Grün haben associiren lernen, und eine roth oder blau bewachsene Erde uns nicht mehr gesund überwachsen erscheinen würde; was associative Mitbestimmungen sind; aber abgesehen davon fühlen wir, dass ein Gang durch grüne Wiesen und Wälder dem Auge auf die Länge direct wohler thun muss, als es durch rothe oder blaue sein könnte.

Diess hindert nicht, dass wir uns des zeitweissen Blickes in den blauen Himmel erfreuen; ja es gewährt eine wahre Erquickung, ein von einem sonnigen Wege gereiztes und ermüdetes Auge eine Zeit lang in den vollen blauen Himmel zu richten. Zwar der Schluss der Augen würde eine noch vollkommnere Ruhe mitbringen. Aber wir ziehen es ja auch sonst bei einer nicht nur gar zu starken Ermüdung während des Tages vor, statt durch reine Passivität oder Schlaf vielmehr bei einer schwächern und andersgearteten Beschäftigung auszuruhen. In der Regel sehen wir doch vom blauen Himmel mit unsern hauptsächlich vorwärts und abwärts gerichteten Augen nur ein Stück vor uns, und der selten fehlende Wechsel der Bläue mit Trübe, Bewölkung und Roth lässt es um so weniger zu dem Gefühl der Flaueit kommen.

Unterschiede nach Geschlecht und Alter anlangend, so wird das activere Roth verhältnissmässig vom Mann, das receptivere Blau von der Frau vorgezogen, und so lange der Mann überhaupt

etwas auf Kleiderfarben giebt, ist Purpur und Scharlach sein Prachtkleid. Indem aber die Jugend activere Erregungen den receptiveren im Allgemeineren vorzieht, entsteht dadurch bei der Jugend des weiblichen Geschlechts ein Conflict; wonach ein sehr kleinen Mädchen doch ein Scharlachkleid einen anilin- oder berlinerblauen noch vorziehen, und die lebensfrohe Jungfrau sich noch des Rosaballkleides erfreuen kann, was so gut zu ihrer Lust am activen Tanze stimmt, und wie die kleinen Mädchen bei uns verhalten sich auch die erwachsenen Frauen bei rohen Völkern.

Allgemeinesprochen lieben Kinder überhaupt die Farben mehr als Erwachsene, Frauen mehr als Männer; — Kinder, weil sie überhaupt für sinnliche, Frauen, weil sie für receptive Anregungen empfänglicher sind; Farben aber gehören zu den sinnlichen und receptiven Anregungsmitteln zugleich. Rohe Völker verhalten sich auch in dieser Hinsicht wie Kinder. Bei freier Wahl zwischen einem schwarzen, weissen und farbigen Kleide wird daher das Kind, mindestens das weibliche, sicher nach dem farbigen greifen; das schwarze oder weisse wird ihm blos octroyirt; die erwachsene gebildete Frau kann auch nach dem weissen oder schwarzen greifen, eben weil sie erwachsen und gebildet ist, wodurch associative Momente mannichfachster Art in Wirkung treten; aber im Durchschnitt sieht man doch ungleich mehr farbige Kleider in der Frauenwelt als Männerwelt; im Stoffe bunte oder gemusterte sogar fast nur in der Frauenwelt; und so sehr die Mode wechselt, so lässt sie doch diess Verhältniss im Allgemeinen bestehen. Rohe Völker, die nicht viel von Kleidung halten, bemalen und tätowiren gar ihren nackten Leib roth oder bunt. Je mehr aber die Bildung eines Volkes steigt, desto mehr tritt der sinnliche Geschmack an Farbe zurück und kommt dafür der associative der Angemessenheit zur Geltung.

Unstreitig würde es interessant sein, die Abänderungen der Farbenliebhaberei insbesondere an Kleidung und Architektur durch die verschiedenen Zeiten und Völker vergleichend zu verfolgen; auch liegt darüber viel in einzelnen Zusammenstellungen vor, doch wüsste ich nicht, dass die Aufgabe in einiger Ausdehnung methodisch-pragmatisch durchgeführt worden sei. Unsre heutige Zeit und Cultur steht wohl so ziemlich an einem Extrem der Farbenverachtung. Noch nicht so lange ist es her, dass grüne und blaue Fracks mit blanken Knöpfen noch beliebt und alle Regen-

schirme roth waren; und weiter zurück war die ganze männliche Staatskleidung farbig; jetzt haben Schwarz, Braun, Grau und fahles Gelb bei der männlichen Kleidung die Oberhand; der Geschmack an polychromer Architektur und Plastik aber, dem die Alten huldigten, ist sogar verpönt.

Unsre Zeit und unsere Bildung ist so zu sagen immer abstracter geworden. Der höher stehende überhaupt tonangebende Mann giebt selbst wenig mehr auf äussern Sinnesschein und will nicht mehr durch solchen anziehen und blenden. Indem er den äussern Glanz und Schmuck vermeidet, richtet sich von selbst die Aufmerksamkeit mehr auf seinen innern Werth; auch der aber, der keinen solchen hat, will doch den Schein davon durch die Nachahmung der äussern Scheinlosigkeit gewinnen; so konnte der Gebrauch schwarzer Festkleidung beim Mann sich mehr und mehr verallgemeinern und endlich zwingende Mode werden. Die Frau hingegen hat selbst mehr Freude an der Aeusserlichkeit als der Mann und ist verhältnissmässig mehr darauf angewiesen durch ihr Aeusseres anzuziehen; konnte daher nicht leicht so viel davon Preis geben als der Mann. Doch sind im Ganzen genommen auch die Kleider der Frauen bei uns immer einfarbiger und die Farben daran immer unscheinbarer geworden. Und was sich bei uns in dieser Hinsicht schon vollzogen hat, ist im Begriffe sich bei den Völkern des Orients, nach Massgabe als die europäische Cultur auf sie überzugreifen anfängt, zu vollziehen.

In Betreff der im Orient mehr und mehr schwindenden Kleiderfarben findet sich in einem Aufsatz von H. Bamberg über »Kleider und Schmuckgegenstände der ostislamitischen Völker in den Westermannschen illustr. Monatsheften 1868. S. 452 u. a. folgende nicht uninteressante Bemerkung:

»Es ist merkwürdig, wie wir heute auf unserm Zuge gegen Osten desto mehr den grellfarbigen Kleidern begegnen, je mehr wir von einem Ende desselben zum andern dringen.«

»An den Ufern des Bosphorus sind die hellrothen Dschubbes der Janitscharen Tschorbatschi's, die Safrangelben Costüme der Hopfagen mit dem Janitscharenieben und Janitscharengeiste schon längst verschwunden. . . . Ja, unsere Reisenden haben Recht, wenn sie über das von Tag zu Tag immer mehr verschwindende malerisch-romantische Ansehen des Ostens sich beklagen. In Constantinopel wird man bei der Versammlung einer grossen Menschenmasse nur in den hellfarbigen Feredsches (Frauenmäntel) oder in den Shawls, welche als Gurtel von der mittleren und unteren Volksklasse gebraucht werden, bisweilen auch in den Schalvars (Hosen) umherwandelnder Mollas oder Esnafs (Handwerker) den malerischen Osten entdecken können

Die grosse Majorität hüllt sich in schwarze oder braune Gewänder, was beinahe schon überall in den Städten die herrschende Mode geworden, denn es giebt, wie sonderbar es auch immer klingen mag, in der Türkei schon eine bedeutende Klasse, die unter hellfarbigen, grellen Anzügen immer Kabaluk (Rauheit) oder Turluk (Turkenthum), das mit dem ersten synonym ist, erblickt. Dasselbe gilt auch für die türkische Mode. Hier soll zur Zeit der Sassaniden Scharlachroth eine beliebte Farbe gewesen sein; doch heute ist sie aus allen Schichten verdrängt, und wenn gleich einfarbigen Stoffen immer der Vorzug gegeben wird, so sind diese doch immer bescheiden grün, gelb, blau oder deren Nuancen. Der Nomade ist der alten Sitte treu geblieben. Er sowohl, als auch dessen ansässiger Stamm- und Glaubensgenosse in Mittelasien gefallen sich nur in den wildfarbigen Kleidern, und sowie man im Bazar von Erzerum, Charput, Diabekr und Mosul zumeist nomadisirenden Kurden mit hellrothen Mantelstoffen, Stiefeln und Hosen begegnet, so wird man in Mittelasien noch bei der höchsten Beamtenklasse es als eine Auszeichnung betrachten, vom Chan einen feuerrothen Tschapau oder Tschoga zu erhalten, noch mehr aber, in solchen auf öffentlichen Plätzen zu paradiren.

Um unsrer Farbenverachtung gegenüber auch ein gegenheiliges Extrem anzuführen, so bieten die alten Aegypter ein solches dar. In einem Aufsatze über das alte Aegypten im »Auslande« 4868. no. 40. S. 950 findet sich nach einer Specialausführung in dieser Hinsicht folgende Stelle:

»Im Heiligthum ebenso wie im gewöhnlichen Leben umgab sich das Volk der Aegypter in so bezeichnendem Masse mit dem Schmuck der Farben, dass wir nicht zweifeln dürfen, es sei die Freude an der Buntheit und am Grellen die so ganz eigen der Kindheit zukommt, ein bestimmender Zug ihres Charakters gewesen. Gab es doch fast keinen Gegenstand ihres öffentlichen und Privatlebens, den sie nicht mit Farbe überdeckten!

Sie bemalten ihre Tempel und ihre Häuser, die Thüren und die Stuben, die Tische, die Sessel und Bänke, das Hausgerath, Topfe und Gläser, die Schmucksachen und Bildsäulen, die Kleider und Waffen, die Särge und Grabgewölbe, die Bucher und Denkmäler, Haut und Haare. Je greller, je bunter kann man sagen, desto vornehmer dünkte sich der Aegypter. Der Halskragen wo er nicht aus edlen Steinen und Metallen gefertigt, nur aus geleimten Katun gepresst ist, gleicht oft einem Regenbogenkranze. An dem Segelboot des vornehmen ist der Rumpf und der Mast, das Hauschen oder der statt seiner dienende Sessel, das Steuer, das Ruder, das Segel bemalt, bunt und grell» u. s. w.

C. Hermann (allg. Aesth. S. 68) nimmt an, »dass alle in der Natur gegebenen Dinge, die eine bestimmte Farbe mit einander gemein haben, auch sonst durch irgend ein andres diesem als dem äusserlich formellen gleichartig entsprechendes innerlich wesenhaftes Merkmal zu einer Einheit oder Klasse verbunden sein werden. Es könne nicht Zufall, sondern nur innere Nothwendigkeit sein, dass in der Natur bestimmte Dinge nur bestimmte Farben, nihet

aber andre an sich tragen; die Art, wie die Natur die einzelnen Dinge vertheilt hat, könne im Voraus nur als eine vernünftige und in sich selbst organische angesehen werden; eben aus dem Verständniss dieses vernünftigen Verfahrens der Natur in Bezug auf die Farbe könne auch nur die Bedeutung einer jeden dieser letzteren für uns selbst mit Sicherheit gefolgert werden.» Unstreitig nun, da schliesslich nichts in der Natur zufällig ist, wird es auch die Farbe der Naturgegenstände nicht sein; ich möchte aber sagen, dass für die unserer Erkenntniss bis jetzt gesteckten Gränzen in der That nichts zufälliger erscheint, als die Farbe derselben; — man denke nur an die mannichfachen Blumenvarietäten; — und schwer möchte es sein, mit Entwicklung der Hermannschen Ansicht über einen Naturphilosophischen Mysticismus hinauszukommen.

2) Vom directen und associativen Eindrücke des Weiss und Schwarz.

Der directe Eindruck des Weiss und Schwarz unterscheidet sich dadurch, dass das Weisse den stärksten, das Schwarz keinen Lichtreiz gewährt, hat aber das Gemeinsame, das beiden der Farbenreiz fehlt, wonach sie aus gewissem Gesichtspuncte sehr verschieden, aus anderm gleich wirken. Hiedurch werden die üblichsten Verwendungen des Weiss und Schwarz, durch die Verwendungen und das natürliche Vorkommen beider aber der associative Eindruck beider bestimmt.

Aus dem ersten Gesichtspuncte wird bei der Wahl zwischen Weiss und Schwarz allgemeinesprochen das Weiss dem Schwarz für Verwendung auf grösseren Flächen vorgezogen, weil es dem Auge noch eine Beschäftigung übrig lässt, die das Schwarz dem Auge ganz entzieht. Wir bedürfen aber durchschnittlich im Wachen einer gewissen Beschäftigung, wozu das Auge auch das Seinige beizutragen hat. Niemand mag in einer ganz schwarzen Stube wohnen, indess man die blos weisse sich noch gefallen lässt; und selbst die Klosterzellen sind inwendig nicht schwarz, sondern weiss, ungeachtet das Schwarz dadurch, dass es dem Sinne nichts bietet, als Anlass gelten kann, einen Ersatz in innerer und höherer Beschäftigung zu suchen, und am wenigstens in solcher Beschäftigung stört, daher in massvoller Verwendung, namentlich als Farbe der Kleidung, eine Hülfe dazu oder ein Zeichen davon gewähren kann;

aber gar zu viel vom Sinnesreiz entziehen wirkt deprimirend auf den ganzen Geist. Bücher, weiss auf schwarz statt umgekehrt gedruckt würden nur in eine Bibliothek des Erebus passen. Am wenigsten sagt das Schwarz der Jugend, dem weiblichen Geschlecht und sinnlichen uncultivirten Völkern zu, wogegen es um so leichter die Farbe und das Weiss in der Kleidung und sonst verdrängt, je mehr durch Alter, Geschlecht, Bildungsstand die Neigung zu abstracten Beschäftigungen, die Lust, in sich einzukehren und sich vom Sinnesreize abzukehren, zunimmt. Schwarz gekleidete kleine Kinder und schwarz gekleidete rohe Völker giebt es daher nicht, indess es Kindern, namentlich weiblichen, nicht widersteht, weiss gekleidet zu werden und bei Arabern und Hindus weisse Trachten vorkommen. Frauen kleiden sich nicht leicht anders als in Trauer, höherem Alter und für die Kirche schwarz, indess Schwarz geradezu das Feierkleid und Gesellschaftskleid der Männer geworden ist.

C. Hermann (ästh. Farbenlehre S. 55) bemerkt, dass, »wenn Weiss und Schwarz in Verbindung mit einander auftreten, das natürliche Verhältniss dieses sei, dass Weiss die Basis, Schwarz aber das Aufgetragene oder die Decke bildet«, was ich jedoch nur in so fern zugestehen möchte, als wir nach oben gemachter Bemerkung allgemeingesprochen Weiss im Uebergewicht gegen Schwarz zu sehen lieben, das Aufgetragene aber in der Regel weniger Raum als die Grundfläche einnimmt; und wahrscheinlich würden wir Kupferstiche, die übrigens in ihren wesentlichen Theilen doch auch noch Weiss genug enthalten, nicht mit so viel Weiss am Rande umgehen, wenn nicht das Auge dadurch für das viele Schwarz entschädigt werden sollte.

Was mir direct gegen Hermann zu sprechen scheint, ist, dass wir bei verticaler Uebereinanderlegung von Flächen das Weiss und überhaupt Hellere oben, das Schwarz oder Dunklere unten zu sehen verlangen. Nie wird man finden, dass die Wandfläche eines Zimmers dunkler als die Lamperie im untern Theile derselben und die Decke dunkler als die Wände ist, sondern stets ist es umgekehrt; und jeder sagt sich, dass es schlecht aussehen würde, wenn es nicht so wäre; man hätte den Eindruck, als wenn das Schwere über dem Leichten lagerte. Sehr eigen allerdings, dass das Hellere, was das Auge mit mehr Kraft reizt, dem Gewichtsloseren analog erscheint, aber es ist so.

Ein Beispiel verkehrter Wirkung in dieser Hinsicht gewährt die Laterankirche in Rom. Sie ist in den Wänden hell gehalten, weiss mit grauen Nischen, worin weisse Statuen stehen, hat auch einen Fussboden in Weiss und Grau; die Decke aber nach Michel Angelo's Zeichnungen im Renaissancegeschmack verziert, lastet mit ihren verhältnissmässig dunkeln schweren Farben unharmonisch auf dem Ganzen.

Auf dem für Weiss und Schwarz gemeinsamen Mangel des Farbenreizes beruht anderseits, dass das Weiss in grossen Massen so gut als das Schwarz den Eindruck der Oede macht; — man denke an eine Schneelandschaft, eine weisse Zimmerwand; — und dass das Weiss trotzdem, dass es in gewisser Weise als das Gegentheil von Schwarz erscheint, dem Schwarz stärkere Concurrrenz in seinen Anwendungen macht, als jede Farbe, sodass unter sehr analogen Umständen oft die Wahl bloss zwischen Weiss und Schwarz oder sehr dunklen Farben ist, ohne dass jedoch der Unterschied der zwischen Beiden aus anderm Gesichtspunkte besteht, ausser Beachtung dabei fällt.

So ist das katholische Priestergewand weiss, das protestantische schwarz; und der anglikanische Pfarrer liest das Gebet vor der Predigt in langem weissen Chorhemd, indess er sich zur Predigt mit einem langen schwarzen Gewande bekleidet*) So sieht man ältere ernste Frauen theils schwarz oder sehr dunkelfarbig, theils weiss, nie lebhaft farbig gekleidet; auch ist es bei Festaufzügen das Weiss eben so allgemeine Tracht der Frauen als Schwarz die der Männer geworden und geblieben. Wenn aber die Kleidung der jetzigen gebildeten Männerwelt überhaupt schwarz oder das in der Mitte zwischen Weiss und Schwarz stehende Grau ist, war hingegen die der alten Griechen und Römer weiss. Auch die Cravatten der Männer wechseln heutzutage fast nur zwischen Weiss und Schwarz.

Der katholische Cultus ist aber auch noch sinnlicher als der protestantische, die ältere Frau, die sich immer weiss kleidet, wird noch mehr im äussern Leben suchen, als die sich immer schwarz kleidet: und die alten Griechen und Römer abstrahirten noch weniger von der sinnlichen Seite des Lebens als wir.

Auch das haben Weiss und Schwarz wegen ihres gemeinsamen Farbenmangels gemein, dass sie abgesehen von contrastiren-

*) Westermanns illustr. Monatshefte 1865. S. 4541.

den Farben, die sich wechselseitig heben, sich am besten als Unterlage eignen, die eigenthümliche Wirkung von Farben und Farbencontrasten zur Geltung zu bringen; und sofern Schwarz dazu auch des quantitativen Helligkeitsreizes ermangelt, tritt auf seinem Grunde das Lichte erst recht ins Licht. Nichts prächtiger als ein sternenheller Nachthimmel, als ein silbergesticktes schwarzes Samtkleid. Glanzloses Schwarz auf Weiss freilich sieht vielmehr traurig aus, weil der Contrast nicht hinreicht, dem Weiss die Kraft des Glanzes zu geben; vielmehr haben wir dann zwei Oeden für das Auge statt einer.

Wenden wir uns zur associativen Wirkung, so tritt Schwarz bemerktermassen bei uns vorzugsweise mit der associativen Bedeutung der Trauer auf. Ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer, eine schwarze Fahne über dem Hause, das schwarze Behänge eines Pferdes, der schwarze Flor um den Hut eines Mannes, die schwarze glanzlose Tracht einer Frau machen überall den Eindruck einer solchen. Das hängt natürlicherweise zunächst an der gewohnten Verwendung des Schwarz als Zeichen der Trauer; diese Verwendungselbst aber erscheint passend aus zwei Gesichtspuncten, die wir kurz als sympathischen und symbolischen unterscheiden können, auf sympathischen insofern, als die Trauer um Abgeschiedene den Menschen veranlasst, in sich einzukehren; das thut das Schwarz auch; ja es stimmt das Auge selbst auf die Länge traurig, und gern lässt eine trauernde Seele die Sinne mit sich trauern: aus symbolischen, sofern die Nacht des Auges an die Nacht des Todes und umgekehrt erinnert. Soll es aber Schwarz nicht sein, womit man trauert, so wird man Weiss oder eine der receptiven Farben dazu vor den activen geeignet finden können, wie solche wirklich unter Umständen dazu dienen; so lese ich, dass die Chinesen und die Königinnen von Frankreich weiss, die Cardinäle violet, die Juden blau trauern, indess die Römer und Hellenen gar keine eigentliche Trauerfarbe hatten.

Es macht aber doch Schwarz auch bei uns nicht überall den Eindruck der Trauer; indem es wesentlich auf mitbestimmende Umstände dabei ankommt. Weder das schwarze Feierkleid des Mannes, noch das schwarze Sammet- und Seidenkleid einer Frau gewähren den Eindruck der Trauer, indem die andre Convention, oder der andre Accent, den die Kostbarkeit oder der Glanz des Stoffes giebt, die associative Bedeutung ändert.

Unter Umständen kann Schwarz sogar einen, seinem directen Eindruck geradezu entgegengesetzten, associativen Eindruck machen, wenn schon ich nicht allgemein den paradoxen Satz unterschreiben möchte, den C. Hermann (allg. Aesth. 77) aufstellt, dass »Schwarz im Gegensatz zu Weiss immer den Eindruck des Feurigen, Energischen, Tiefen« macht. Aber es ist wahr, was derselbe geltend macht, dass schwarze Augen und Haare, gegenüber den lichten Augen, blonden oder gar weissen Haaren, Rappen gegenüber den Schimmeln diesen Eindruck machen, und schwarze Moorerde uns den Eindruck grösserer Fruchtbarekeit als weisse Kalkerde oder gelbe Sanderde macht. Natürlich, weil wir gewohnt sind, die grössere Energie des Lebens, die grössere Fruchtbarekeit an das Schwarz in diesen Weisen des Vorkommens geknüpft zu sehen, knüpfen wir sie auch wieder daran; aber eben nur in diesen Weisen des Vorkommens. Hiegegen wird niemand von schwarzer Kohle gegenüber einer weissglühenden, von einer schwarzen Brandstätte gegenüber einem mit weissem Sande bestreuten Tanzplatze, einem schwarzen Damenhute gegenüber einem weissen, den Eindruck des Feurigen, Energischen erhalten, sondern nur im Allgemeinen jeder das Schwarz ernster finden, als das Weiss und leichter an Männlichkeit als Weiblichkeit dadurch erinnert werden, womit allerdings in entfernter Weise auch eine leichtere Association der Energie zusammenhängt.

Den associativen Charakter des Weiss überhaupt anlangend, so verbürgt dasselbe damit, dass es durch jeden Flecken am leichtesten getrübt wird, am sichersten das wirkliche Dasein von Reinlichkeit und Reinheit; ist daher auch ausdrücklich zum Symbol der Reinheit, nicht blos der körperlichen, auch der geistigen oder der Unschuld erklärt, wovon die Lilie ihre symbolische Mitgift erhalten hat. Das trägt dazu bei, dass die Frauenwelt mehr als die Männerwelt geneigt ist, das Weiss dem Schwarz vorzuziehen. Denn Reinlichkeit und Reinheit sind Eigenschaften, die man vorzugsweise von den Frauen fodert, und die sie noch mehr als die Männer von sich selber fodern. Sie am eignen Kleide zu finden und eine Bürgschaft davon im Kleide zu geben, gefällt den Frauen wohl und steht den Frauen wohl an. Ja, ein Mädchen oder eine Frau, die sich immer blendend weiss kleidet, macht den Eindruck, dass sie diese Eigenschaft höher als jede andere stellt, wogegen kein Kleid den Eindruck grösserer Saloppetät macht als ein schmutzig

weisses. Schon kleinen Mädchen gewöhnt man durch das weisse Kleid die Reinlichkeit an; bei Knaben aber wäre es umsonst, und so lässt man sie lieber in dunkler Kleidung mit dem Strassenstaube verkehren. Nicht blos Frauen, auch Engel kleiden sich in Betracht ihrer Unschuld, und weil sie keine individuellen Neigungen haben, gern in Weiss und würden es noch öfter thun, wenn nicht die Maler ihren Farbensinn oft sehr verkehrt an ihnen beweisen wollten und sie daher nach Möglichkeit herausputzten.

Bei allen Wechseln des Kleides zwischen verschiedenen Farben, Schwarz und Weiss ist die Leib-, Bett- und Tischwäsche für Mann und Frau und Kind bei jeder reinlichen Nation*) immer weiss geblieben; an dieser Felsenfestigkeit bricht sich jede Mode; trotzdem, dass es weniger Wäsche fordern würde, wenn man weniger Weiss dazu foderte. So stark überwiegt die Foderung des Eindrucks der Reinlichkeit die äussere Zweckrücksicht. Nirgends aber macht sich auch diese Foderung so energisch als in diesem Falle geltend und geht so lebhaft in das associative Gefühl ein. Auf Frauen namentlich übt weisse Wäsche eine Art Zauber aus, wodurch ihnen die sinnliche Oede des Weiss verklärt wird. Was dem Bankier ein Haufen Goldes, ist der Frau ein Haufen weisser Wäsche vor den Augen, indem sie nicht blos den Eindruck der Reinlichkeit des Zeuges selbst, sondern den eines ganzen Menschen, einer ganzen Wirthschaft dadurch empfängt.

Bei Tischzeug aber tritt zum Motiv der Reinlichkeit noch ein andres Motiv hinzu, das Weiss von Farben zu bevorzugen, dass es nämlich beim Gebrauch des Tischzeuges ausdrücklich vielmehr auf Beschäftigung des Geschmacksinnes als Gesichtsinnes abgesehen ist. Nun könnte man Schwarz in dieser Hinsicht als noch weniger störend vorziehen wollen. Aber theils würde Schwarz die Association der Reinlichkeit nicht in gleichem Grade mitführen, theils kann unter Umständen die Mitaneigung des einen Sinnes, falls sie nur nicht zum Uebergewicht gedeiht, die des andern unterstützen. Ein Concert hört man desshalb lieber im Hellen als im Dunkeln, und so wird man auch lieber von einem weissen als schwarzem Tischtuche speisen.

So sehr nun Weiss in allen Fällen als Zeuge der Reinlichkeit

*) Die in ihrer Wasche sehr unreinlichen und selten dieselbe wechselnden Perser tragen hiegegen grossentheils dunkelblaue baumwollene Hemden.

sich empfiehlt, wo Reinlichkeit sich wirklich aufrecht halten lässt, so sehr ist es verpönt in allen Fällen, wo es nicht möglich ist, sie zu halten. Wonach ein Mann in weissen Stiefeln absurd erscheinen würde und selbst eine Frau oder ein Mädchen weisse Atlasschuhe nur als Ballschuhe trägt. Daher, nach einer Bemerkung von C. Hermann, zwar Stubenthüren, aber nicht dem Strassenstaube und Schmutze ausgesetzte Hausthüren weiss sein dürfen.

Nun freilich macht weiss ausser dem Eindrücke der Reinlichkeit und Reinheit auch den der Indifferenz, womit der der Einfalt nahe verwandt ist; und schon um die Gefahr solcher Deutung zu entgehen, kleidet sich eine Frau von Welt in Gesellschaft lieber farbig, kehrt aber im häuslichen Morgen- und Abendnegligé gern zu Weiss zurück, was hienach für die Frau so zu sagen dasselbe ist, als das Grün für die Pflanze, woraus und worüber die Farben nur zeitweise auszublühn haben. 6

XXXVI. Vorbemerkung zu einer zweiten Reihe ästhetischer Gesetze und Principe.

Ich habe eine Reihe ästhetischer Gesetze oder Principe ziemlich an den Eingang dieser Schrift gestellt und schliesse dieselbe, abgesehen von dem zuletzt stehenden Anhangsabschnitte, mit einer solchen. In einer systematischen Aesthetik wären sämmtliche Gesetze im Zusammenhange, also hintereinander, abzuhandeln gewesen; aber es wäre schwer gewesen, eine Ermüdung dadurch zu vermeiden; und nach dem ausgesprochenen Plane dieser Schrift war es auf systematische Folge darin überhaupt nicht abgesehen. Also habe ich nur einige der wichtigsten Gesetze vorangestellt, und in den wichtigsten Anwendungen zu verfolgen gesucht; indem sie sich aber dabei nicht nur unter einander, sondern auch mit noch andern Gesetzen verwickeln, ist dieser andern Gesetze bisher nur gelegentlich gedacht worden, in so weit sich Anlass dazu bot. Dabei konnte sich doch das Bedürfniss einer etwas eingehenderen Besprechung derselben fühlbar machen, und eine solche lasse ich

jetzt noch folgen, indem ich dabei an die, Th. I. S. 47 erwähnten Schwierigkeiten erinnere, welchen die Besprechung ästhetischer Gesetze überhaupt unterliegt und welche auch die folgenden treffen. Dass die Gesamtheit dieser Gesetze in einem Systeme der Aesthetik oder einer, allgemeineren Ansprüche machenden, Hedonik (Th. I. S. 36) einmal noch conciser zu fassen, einheitlicher, fraglich, ob zugleich fasslicher, zu behandeln sein, und nach mancher Beziehung zu ergänzen sein wird, um sie über den Charakter eines Sammelsumms hinauszubringen, glaube ich gern. Man darf von einem gewissermassen ersten Versuche, dieses schwierige Thema mehr als rhapsodisch oder ganz oberflächlich zu behandeln, nicht zu viel verlangen; jedernach mir wird es schon deshalb leichter haben, weil er nicht selbst der erste darin ist. Gründlich freilich wird sich, wie schon im 4. Theile erinnert, und worauf zum Schlusse des XLIII. Abschnittes noch mit einigen Bemerkungen zurückzukommen, das Kapitel der ästhetischen Gesetze erst nach Erkenntniss eines einheitlichen Grundgesetzes der Entstehung von Lust und Unlust behandeln lassen; auch hienach aber dürfte die Ableitung der einzelnen Gesetze daraus so wie Zusammenordnung aus dem Gesichtspunct desselben immer schwierig bleiben, soll sie zugleich praktisch sein.

XXXVII. Princip des ästhetischen Contrastes, der ästhetischen Folge und Versöhnung.

4) Princip des asthetischen Contrastes.

Wenn quantitativ oder qualitativ verschiedene Empfindungsreize in solchem Zusammenhange einwirken oder die Vorstellung beschäftigen, dass ihr Unterschied auch wirklich als Unterschied ins Bewusstsein tritt, so hängt daran eine Wirkung, welche nicht als Summe der Einzelwirkungen erklärt werden kann, sondern zu dieser Wirkung als eine, die Einzelwirkungen zugleich übersteigende und abändernde, Wirkung hinzutritt, die wir hier kurz und

allgemein als Contrastwirkung bezeichnen, wenn schon im gewöhnlichen Sprachgebrauche bloss Wirkungen dieser Art, welche von stärkeren Gegenständen abhängen, so bezeichnet zu werden pflegen. So übt schon rücksichtslos auf ästhetische Mitbestimmung der Gegensatz von Schwarz und Weiss, Roth und Grün eine Wirkung auf das Auge, die nicht als Summe der Wirkungen erklärt werden kann, welche Schwarz und Weiss, Roth und Grün für sich zu äussern vermöchten, und vermöge deren das Schwarz schwärzer, das Weiss weisser, das Roth röther, das Grün grüner erscheint, als für sich betrachtet. So erscheint ein grosser Mann einem Riesen und vollends einem Volk von Riesen gegenüber klein, ein kleiner Mann einem Zwerge oder Zwergenvolk gegenüber gross. Aber nicht diese abändernde Wirkung auf den Eindruck der einzelnen Reize allein kommt hiebei in Betracht, sondern der Gegensatz wirkt mit der Kraft eines eigenthümlichen Reizes, wodurch der Geist in einer Weise beschäftigt wird, wie es durch keinen einzelnen Reiz geschehen kann.

Was nun in dieser Beziehung vom ästhetisch indifferenten Reizen gilt, gilt auch von ästhetisch differenten, so dass man im Allgemeinen sagen kann: das Lustgebende geht um so mehr Lust, je mehr es in Contrast mit Unlustgebendem oder weniger Lustgebendem tritt, wozu ein entsprechender Satz für das Unlustgebende tritt. Und der empfundene oder vorgestellte Gegensatz selbst beschäftigt dabei die Seele in eigenthümlicher Weise.

Jedes Kunstwerk gewinnt, wenn wir es mit minder vollendeten Kunstwerken derselben Art oder Gattung vergleichen, und verliert, wenn wir es mit vollkommneren vergleichen. Kenner, welche die Kunst in ihrer Entwicklung verfolgen, können grosses Gefallen an sehr unvollkommenen Kunstwerken finden, indem sie den Fortschritt gegen die früheren unvollkommneren in Betracht ziehen, indess Nichtkenner, welchen die historische Beziehung nicht geläufig ist, sie rücksichtslos darauf nach dem Vergleiche mit den jetzigen vollkommneren Kunstwerken missfällig finden.

Jedoch bedarf es zum wirklichen Hervortreten einer Contrastwirkung im angegebenen Sinne der Erfüllung dreier Bedingungen: a) der Unterschied der Factoren des Contrastes wie die Empfänglichkeit für die Auffassung des Unterschiedes und die Aufmerksamkeit darauf muss eben so eine gewisse Schwelle übersteigen, als für den einzelnen Factor. Kurz, das Th. I. S. 49 besprochene

Schwellengesetz tritt auch hier in Kraft. b) Die beiden Factoren müssen nicht schlechthin unvergleichbar sein, vielmehr tritt die Contrastwirkung nach Massgabe stärker ein, als die Factoren abgesehen von dem contrastirenden Momente gleicher sind, sofern hiemit eine stärkere oder ungestörtere psychische Beziehung zwischen ihnen vermittelt wird. c) Bei successiven Eindrücken kann die Contrastwirkung sich blos an dem zweiten, nicht dem ersten, äussern.

Vom Umstande b) hängt ab, dass ästhetische wie nicht ästhetische Contrastwirkungen zwar im Gebiete der Farben wie Töne, aber nicht zwischen Farben und Tönen auftreten; und uns ein schlechtes Bild zwar um so mehr missfallen kann, wenn wir es mit einem guten Bilde, aber nicht, wenn wir es mit einer guten Musik vergleichen. Zur Erläuterung von c) kann die Erinnerung dienen, dass eine Pause in einer rauschenden Musik einen starken Eindruck der Stille durch ihren Contrast mit dem vorherigen Rauschen machen kann, der ohne das vorherige Rauschen gefehlt haben würde, ohne aber auf einen verstärkten Eindruck des vorigen Rauschens rückwirken zu können.

Unser Princip kann scheinbare Ausnahmen erleiden. Wenn ich eine süsse Speise geniesse, die mir wohl schmeckt, und nachher eine noch süssere, die mir noch besser schmeckt, so wird doch durch den vorgängigen Genuss der minder süssen die Empfänglichkeit schon in gewisser Weise abgestumpft sein, und der zweite Genuss durch das Vorausgehen des ersten schwächeren nicht gewachsen sein, sondern abgenommen haben; aber das ist Sache einer Complication des Gesetzes der Abstumpfung mit dem Gesetze des Contrastes. Hätte ich statt des Genusses einer minder süssen Speise den einer gleich süssen vorausgehen lassen, so würde die Schwächung des zweiten Genusses sogar noch grösser gewesen sein, nicht nur weil die Abstumpfung durch den ersten dann noch grösser sein würde, sondern auch, weil der Contrast wegfiel; und wäre gar die süssere Speise vorangegangen, so würde sich die verstärkte Abstumpfung mit der Contrastbildung zur um so grösseren Schwächung des zweiten Genusses vereinigen. Einer entsprechenden Analyse des Erfolges wird es überall bedürfen, wenn ein schwächerer und stärkerer Genuss sich in einer oder der andern Richtung folgen.

Ein ästhetischer Contrast zwischen unserem eigenen Lust-

zustande und dem Lustzustande eines Anderen sowie zwischen unserem jetzigen und einem vergangenen oder künftigen Lustzustande kann durch die Vorstellung vermittelt werden, die wir von dem Zustande des Andern oder von dem eigenen Lustzustande anderer Zeit haben. Hiebei gewinnen oder verlieren wir allgemein an Lust, je nachdem wir die Lust, die wir selbst haben, mit einer geringern oder grössern Lust Anderer vergleichen, oder die Lust, die wir jetzt haben, mit einer geringern oder grössern Lust, die wir gehabt haben, vergleichen, was sich leicht in einen entsprechenden Satz für Unlust übersetzen lässt. Auch bei diesem Gesetze aber muss Complicationen Rechnung getragen werden, wie solche namentlich von Liebe oder Hass gegen Andre abhängen können.

Hienach trägt zu unserm Glücke das Bewusstsein bei, dass wir glücklicher als Andre sind, und fühlen wir unser Elend weniger im Hinblick auf das noch grössere Elend Anderer, sofern nicht ein Gefühl der Liebe oder des Erbarmens gegen Andre, was mit Contrastwirkung nichts zu schaffen hat, einen Conflict bedingt; wir empfinden hingegen unser Glück weniger, wenn wir uns mit Glücklicheren vergleichen, und unser Elend stärker, wenn wir es gegen das geringere Elend Anderer halten. Die Erinnerung an vergangene Leiden trägt bei, das Glück der Gegenwart stärker empfinden zu lassen, die Erinnerung an vergangene Freuden, das Gefühl jetziger Freudlosigkeit zu verschärfen; nur muss der Vergleich des jetzigen Zustandes mit dem früheren wirklich gezogen werden, sonst kann man sich ja auch, wenn der jetzige keine Freuden bietet, durch Versenkung in vergangene Freuden noch mehr oder weniger Genüge verschaffen.

2) Princip der ästhetischen Folge.

Vom vorigen Princip hängt das folgende ab:

Vergleicht man zwei Fälle, die in nichts weiter abweichen, als dass dieselben ungleichen Lust- oder Unlustquellen a, b in entgegengesetzter Zeitfolge contrastirend eintreten, so findet man einen grossen Unterschied im ästhetischen Erfolge, sofern bei der Fortschrittsrichtung von kleinerer zu grösserer Lust oder von grösserer zu kleinerer Unlust, nennen wir sie kurz die positive, das gesammte Lustresultat grösser oder Unlustresultat kleiner

ist, als bei der umgekehrten negativen Fortschrittsrichtung, was man, wenn man will, so repräsentiren kann, dass durch die positive Fortschrittsrichtung eine secundäre Lust, durch die negative Richtung eine secundäre Unlust entsteht, welche das mittlere Resultat beider Fälle vergrößert oder verkleinert, ja selbst eine Umkehr desselben bewirken kann. Hiebei kann sich die Folgewirkung der ersten auf die zweite Quelle entweder unbewusst oder auch durch bewusste Erinnerung forterstrecken. In jedem Falle aber muss man, um das Gesetz unter allen Umständen bestätigt zu finden, von der schon oben besprochenen Complication abstrahiren, welche darin liegt, dass durch den ersten Reiz der Empfänglichkeit für den zweiten von gleichem Sinne in gewisser Weise abgestumpft, für einen solchen von entgegengesetztem Sinne in gewisser Weise erhöht ist.

Wie leicht ersichtlich hängt diess Gesetz so mit dem vorigen zusammen. Sei es, dass Lust oder Unlust zuerst eintritt, so kann sie nicht den vom Contrast mit der folgenden Lust oder Unlust abhängigen steigernden oder vermindernden Einfluss erfahren, wohl aber ist diess bei der später eintretenden bezüglich der früher eintretenden der Fall, vorausgesetzt, dass die oben angegebenen Bedingungen der Contrastwirkung überhaupt erfüllt sind, was hier überall vorausgesetzt wird. Geht nun grössere Lust voran, und folgt grössere Lust oder gar Unlust nach, so wird eine Abminderung der zweiten Lust oder Verstärkung der Unlust durch den Contrast mit der ersten grösseren Lust stattfinden; ist die Folge umgekehrt, so wird die erste kleinere Lust unvermindert oder erste Unlust unverstärkt eintreten, die zweite grössere Lust aber durch den Contrast damit verstärkt.

Im Sinne des jetzigen Gesetzes ist es, dass zu Gebote stehende Genussmittel, seien es sinnliche oder höhere geistige, vielmehr im positiven als negativen Sinne des Fortschrittes zu verwenden sind, also nicht der stärkere sondern der schwächere Genuss vorweg zu nehmen ist, und dass, wenn Jemandem etwas Unangenehmes und etwas Angenehmes zu erzeugen ist, das erstere nicht das Letztere vorauszu gehen hat.

Im Falle der Steigerung eines Genussmittels ist es zweckmässig, die Steigerung weder zu früh noch zu spät eintreten zu lassen; denn eine momentane oder sehr kurze Dauer eines Genusses hinterlässt überhaupt keinen erheblichen und nachhaltigen Contrasteindruck

mit dem spätern, indess ein lange fortgesetzter, wenn auch schwacher, Genuss eine Abstumpfung oder Uebersättigung, hiemit einen Erfolg begründet, wodurch der nachherigen Verstärkung Abbruch geschieht.

In Rücksicht des Vorstehenden giebt man bei einem Gastmale die feinern edlern wohlschmeckenderen Weine nicht zuerst, sondern zuletzt; und zwar erst, nachdem die geringeren Weine eine Weile ihre Wirkung gethan haben, indess es nicht räthlich sein würde, jene bis zur Abstumpfung der Genussfähigkeit für diese zu verschieben; denn danach leisten die schlechten Weine fast so viel als die besten; und hierauf scheint die bekannte Aeusserung des Kellermeisters auf der Hochzeit zu Cana gezielt zu haben. Dass doch ein Glas starken edlen Weines als Madera, Portwein, mancher Orten (so in den deutschen Ostseeprovinzen Russlands) sogar Liqueure den Eingang der Tafel machen, hat theils nur den Nebenzweck, den Appetit zu reizen, daher auch keine Wiederholung stattfindet; theils weicht der Geschmack und Reiz davon so weit von dem der übrigen bei der Tafel gebotenen Weine ab, um in die Contrastfolge derselben nicht wesentlich störend einzugreifen.

Graf Algarotti hatte in Venedig für den Kurfürsten von Sachsen eine Anzahl Gemälde, welche noch jetzt die Dresdener Gallerie zieren, darunter als Hauptstück die Holbeinsche Madonna, angekauft, und berichtet in seinen Briefen über diesen Ankauf*), »wie die Künstler Venedigs zu ihm wallfahrten, um diess herrliche Werk zu sehen, und dass er ihnen seine Carlo Maratti's und Bassano's klüglich vorher gezeigt habe, um sie dann, wie man den Tokayerwein zuletzt giebt, mit dem süssesten Geschmack im Munde, mit dem Anblick der Maria Holbeins zu entlassen.« Algarotti brachte also hier bezüglich eines Kunstgenusses dasselbe Princip in Anwendung, was allgemein bei Tafelgenüssen angewandt wird, und macht selbst die Analogie beider Fälle geltend.

Es kann jemand dem Andern zu Weihnachten oder zum Geburtstage einmal ein kleineres, ein anderesmal ein grösseres Geschenk machen; aber welcher Unterschied im Resultate, ob das grössere oder kleinere vorangeht oder folgt. Folgt das grössere, so wird der Empfänger von dem Zuwachse freudig überrascht sein,

*) Hubners Einleitung z. Verz. der Dresdner Gem. Gall.

folgt das kleinere, so wird er das, was demselben zum grösseren fehlt, so zu sagen von seinem Werthe selbst noch abziehen, und es kann sein, dass durch diesen Abzug das Gefühl des Werths selbst überboten wird, d. h. dass der Empfänger sich über die Verkleinerung des Geschenks mehr ärgert, als über das Geschenk selbst freut.

Auf Reisen durch schöne Gegenden thut man allgemeingesprochen nicht wohl, die schönsten zuerst zu besuchen, indem jeder Zuwachs der Schönheit auf der Reise als Gewinn, jede Abnahme als Verlust empfunden wird; ja es kann geschehen, dass man nach dem Genusse, den man von vorn herein an den schönsten Gegenden gehabt, auf der übrigen Reise sich bei Gegenden langweilt, die man bei umgekehrter Anordnung der Reise mit wachsendem Genusse gesehen haben würde. Dabei ist allerdings gegenzu-erwägen, dass man zum stärksten Genusse nicht mehr mit frischer Empfänglichkeit gelangt, wenn man ihn bis zuletzt verschiebt, und, wo es überhaupt nur darauf ankommt, einen Genuss concentrirt, in grösstmöglicher Stärke zu haben, wird man vielmehr mit demselben anfangen müssen, weshalb man auch wohl die Regel giebt, beim Heransteigen zu einer schönen Aussicht sich nicht eher umzukehren, als bis man zu dem günstigsten Puncte gelangt ist, wobei die Voraussicht auf diesen Gipfelpunct des Genusses uns über die Genussleere des Ansteigens hinweghelfen kann, indess das Wiederherabsteigen uns erschöpft findet und langweilt, so dass wir nur so bald als möglich wieder unten sein möchten.

Insoweit wir nun überhaupt im Stande sind, den Lustreiz nach frischestem Genusse desselben mit andern heterogenen zu wechseln, die wir mit neuer Frische aufnehmen, kann die Regel, mit dem stärksten Genusse zugleich zu beginnen und aufzuhören, im Rechte sein; aber zumeist sind wir genöthigt, in demselben Kreise ästhetischer Einwirkungen mehr oder weniger zu verharren, und dann wird der Fortschritt im Sinne der Steigerung der Lust immer den Vorzug vor dem Fortschritte im Sinne der Minderung verdienen.

Der genesende Kranke, der aus seiner Armuth sich heraus-
helfende Arme kann noch sehr krank oder arm sein und hiemit
den daran geknüpften Unlustbedingungen unterliegen; aber das
ihn beständig begleitende Gefühl oder Bewusstsein, dass sein je-
weiliger Zustand besser als der frühere ist, kann eine Lust mit-

führen, welche die an jenen Bedingungen hängende Unlust nicht nur compensirt, sondern überbietet, indess das Bewusstsein oder Gefühl des Kränkerwerdens, des Aermmerwerdens einen entsprechenden Zuwachs secundärer Unlust mitführt.

3) Princip der ästhetischen Versöhnung.

Nur als ein besonderer Fall des vorigen Princip's anzusehen ist das sehr wichtige Princip der ästhetischen Versöhnung, was sich so erläutert. Nach Vorigen Gesetze compensiren sich zwei Reize, deren einer an sich eben so lustgebend, als der andere unlustgebend ist, doch nicht in ihrer ästhetischen Wirkung, wenn sie so nach einander einwirken, dass ihr Contrast zur Geltung kommen kann, sofern je nach ihrer Aufeinanderfolge eine secundäre Lust oder Unlust in Ueberschuss über das mittlere Resultat erwächst; ja es kann selbst ein an sich unlustvoller Reiz durch einen folgenden an sich schwächeren Lustreiz vermöge dieser secundären Wirkung compensirt oder überboten werden, wofern nur der Unlustreiz nicht von zu grosser Stärke oder Dauer war. Die gesammten Fälle nun, wo eine Ursache der Unlust durch eine folgende oder als folgeweise vorgestellte, damit contrastirende Ursache der Lust, der ästhetischen Wirkung nach compensirt oder überwogen wird, begreifen wir kurzer allgemeiner Bezeichnung halber unter dem Ausdrucke der ästhetischen Versöhnung, wenn schon bisher dieser Ausdruck vorzugsweise nur in den höheren Gebieten der Aesthetik, insbesondere Kunstlehre, Anwendung gefunden hat. Es liegt nämlich bei der für die Kunst bestehende Schwierigkeit sich im Kreise blosser Lustreize zu halten, da solche nicht leicht unabhängig von Unlustreizen bestehen, und bei der Anforderung, die Abstumpfung, der Empfänglichkeit für eine Continuität der Lustreize zu verhüten, eines der wirksamsten Hülfsmittel der Kunst darin, Unlustquellen in Bezug zu Lustquellen so anzuordnen, dass das Princip ästhetischer Versöhnung in Kraft tritt, und das Gesamtergebniss des Eindrucks mit Lustübergewicht bestimmt.

Beispiele der ästhetischen Versöhnung sind, wenn ein disharmonischer Accord durch einen harmonischen aufgelöst wird oder in einem Roman ein uns Theilnahme erweckender Held durch an sich unlustvolle Wechselfälle zu einem glücklichen Ziele geführt wird. Dieselben Accorde oder Ereignisse in umgekehrter Folge

würden vielmehr eine unlustvolle als lustvolle Wirkung mitführen. Nun kann nicht jeder disharmonische Accord durch jeden beliebigen harmonisch aufgelöst, noch ein erzähltes unlustvolles Ereigniss durch ein darauf erzähltes beliebiges lustvolles versöhnt werden, sondern es kommt hiebei die zweite der S. 233 angeführten Bedingungen in Mitrückssicht wonach eine Contrastwirkung nach Massgabe leichter und stärker entsteht, als die psychische Beziehung zwischen den Factoren des Contrastes abgesehen von den contrastirenden Momenten durch Gleichheitspunkte mehr erhalten bleibt,

Factisch schliessen Trauerspiele sowie viele Romane statt mit einem lustvollen vielmehr mit einem traurigen Ereignisse ab; und doch können wir uns im Ganzen dadurch befriedigt finden; aber es wird nur der Fall sein, wenn sie ein wirklich versöhnendes Moment im Hinblick auf die göttliche Gerechtigkeit oder Gerechtigkeit der Weltordnung, welche Quellen der Unlust mit Strafen entgegentritt, enthalten; sonst wird die Lust, die wir immerhin an der Beschäftigung mit den wechselvollen Ereignissen und dem Conflict der Charaktere gefunden haben können, schliesslich einen unlustvollen Nachklang hinterlassen; und ein trauriger Abschluss ohne irgend einen Moment der Versöhnung bleibt überhaupt gegen die Regeln der Kunst.

In sofern eine metaphysische Unmöglichkeit vorzuliegen scheint, dass überhaupt Quellen der Lust ohne solche der Unlust in der Welt bestehen, kann man bemerken, dass die Weltordnung dasselbe Princip schliesslicher Versöhnung, was die Kunst einhält, nicht minder einhält; mindestens erscheint es jedem so, der nicht Pessimist ist. Eine Symphonie, in der sich eine Disharmonie nach der andern auflöst, ist desshalb das schönste Bild einer Weltordnung, wie wir glauben dürfen, dass sie im Ganzen und Grossen besteht, nachdem wir von der Tendenz dazu schon genug in unserm Erfahrungskreise beobachten können.

Sehr wesentlich kann die ästhetische Versöhnung eines Unlusterfolges durch die vorweg genommene (unter das später zu betrachtende Princip der Vorstellungslust gehörige) lustvolle Vorstellung des späteren Lusterfolges unterstützt werden, so dass die volle Erfüllung einer schon theilweise durch diese Voraussicht bewirkten Compensation, die sogar nicht selten bis zur Uebercompensation geht, erscheint. So kann der Hungrige oder Durstige durch

die Voraussicht des Lustgefühls der Stillung des Hungers oder Durstes schon während des Hungers oder Durstes selbst mit einem mässigen Grade desselben hinreichend zur Compensation der Unlust versöhnt werden, ja sich seines Hungers oder Durstes freuen, und die Lust der endlichen Stillung nur als Abschluss dieser Versöhnung in einer letzteren Steigerung derselben empfinden, indess der endliche Fehlschlag der Stillung durch den Fehlschlag dieser Voraussicht nur um so unlustvoller wird. So setzen wir bei Kunstwerken nach den allgemeinen Zwecken der Kunst im Allgemeinen schon voraus, dass alle ins Spiel gebrachten an sich ungünstigen Eindrücke einer zufriedenstellenden Lösung entgegengehen, und versöhnen sie hiedurch schon unmittelbar, wodurch es möglich wird, dass wir überhaupt Kunstwerke trotz des Unterlaufens solcher Eindrücke mit fortgehenden Lustübergewicht verfolgen können, bei schliesslich fehlendem versöhnenden Abschlusse aber um so unbefriedigter davon bleiben.

XXXVIII. Principe der Summierung, Uebung Abstumpfung, Gewöhnung, Uebersättigung.

Jeder, also auch ästhetische, Reiz bedarf einer gewissen Dauer der Einwirkung; ehe seine Wirkung überhaupt spürbar wird, was man als einen Erfolg des Gesetzes der Schwelle betrachten kann, sofern die Wirkung des Reizes sich zum Uebersteigen der Schwelle erst bis zu gewissen Gränzen summieren und die Empfindlichkeit für seine Aufnahme gestimmt werden muss. Auch nimmt der Eindruck selbst bei continuirlich gleich bleibendem Reize bis zu gewissen Gränzen, welche wir als die der aufsteigenden Wirkung bezeichnen können, mit der Dauer der Wirkung zu. Die damit erreichbar höchste Stärke des Eindrucks nennen wir kurz dessen volle Stärke.

Wird die Einwirkung des Reizes in der Periode des Aufstiegs, also vor Erreichung der vollen Stärke des Eindrucks unterbrochen um später von Neuem zu beginnen, so überträgt sich eine Nachwirkung davon auf die zweite Wirkung und verkürzt die

Periode des Aufsteigens dabei, falls beide Wirkungen nicht zu weit in der Zeit auseinanderliegen und die Nachwirkung der ersten Wirkungen nicht durch zwischenfallende Wirkungen aufgehoben wird.

In vielen Fällen aber kann sich die Epoche des Aufsteigens der Wirkung in einem so kurzen Moment zusammenziehen, dass gleich der erste Eindruck als der stärkste erscheint; daher man häufig sogar geneigt ist, Frische und Stärke des Eindrucks für solidarisch zu halten, was doch nicht allgemein, und in aller Strenge sogar nirgends als richtig gelten kann. Denn was auch Gefallen oder Missfallen durch seine Einwirkung auf uns wecken mag; ein untheilbarer Moment der Einwirkung reicht nicht hin, es in vollem oder nur in merklichem Grade auszulösen. Ja, es giebt Fälle, wo es einer längeren Fortsetzung oder öfteren Wiederholung des Reizes oder einer Uebung in Auffassung desselben bedarf, um den Eindruck zur vollen Stärke zu bringen.

Namentlich sind es feinere und höhere Eindrücke, welche uns weder bei ihrer ersten Begegnung noch in den ersten Momenten ihrer Wirkung, wofern nicht hinreichende Uebung vorausgegangen ist, am stärksten afficiren, indem die Aufmerksamkeit erst in Bezug darauf gespannt, das Auffassungsvermögen geübt werden muss. Der Begriff der Uebung in Auffassung von Eindrücken aber liegt darin, dass durch fortgesetzte oder wiederholte Aufmerksamkeit auf feinere Modificationen oder höhere Beziehungen in einem gegebenem Gebiete die feinere Auffassung derselben erleichtert wird. Ohne vorausgegangene Uebung entgehen daher dem Menschen viele feinere und höhere ästhetische Eindrücke, indess es eine hinlängliche Uebung dahin bringen kann, dass der Eindruck selbst sehr feiner Modificationen und hoher Beziehungen in den ersten Momenten scheinbar unmittelbar zur vollen Stärke gelangt, die er überhaupt zu erlangen vermag.

Es lässt sich jedoch der ästhetische, gleich viel ob niedere oder höhere, Eindruck durch Verlängerung oder Wiederholung seiner äusseren Ursache, kurz, des Reizes, nie über gewisse Gränzen steigern. Führt vielmehr der Reiz nach Eintritt der vollen Stärke seiner Wirkung fort, in derselben oder einer ähnlichen Art einzuwirken, oder sich zu wiederholen, und hat sich nicht etwa durch eine längere Zwischenzeit die ursprüngliche Empfänglichkeit merklich wiederhergestellt, so mindert sich der Eindruck, was man als

Sache einer Abstumpfung der Empfänglichkeit bezeichnet, die um so eher und stärker eintritt, je andauernder und öfter und in je grösserer Stärke der Eindruck erfolgt ist.

Als eine Eigenthümlichkeit aber kann man dabei bemerken, dass starke Unlustreize sich durch Dauer oder Wiederholung verhältnissmässig weniger leicht und schnell abstumpfen, als starke Lustreize, obschon eine gewisse mildernde Gewöhnung selbst an erstre einzutreten nicht verfehlt, indess schwache oder mässige Unlustreize sich eben so wohl, nur im Allgemeinen in längerer Zeit bis zur Indifferenz abstumpfen können, als äquivalente Lustreize. Ueberhaupt gehen Unlustreize in der Weise der Befolgung der hier in Betracht kommenden Gesetze den Lustreizen nicht ganz parallel.

Sei beispielsweise die Unlust eines Zahnschmerzes anfangs nicht grosser als die Lust irgend eines sinnlichen Genusses, insoweit eine vergleichende Schätzung überhaupt möglich ist; so ist doch gewiss, dass, wenn der Reiz der den Zahnschmerz, und der Reiz, der den sinnlichen Genuss verursacht, welcher Art er immer sein mag, gleichmässig einzuwirken fortfahren, der letzte sich längst abgestumpft oder zur Uebersättigung geführt haben wird, während der Zahnschmerz bis zu gewissen Gränzen je länger er währt, immer unausstehlicher wird, indem sich die Periode der Frische länger erhält. Muss ihn aber der Mensch aushalten, so gewohnt er sich doch im gewissen Grade so an denselben, dass er ihn besser als früher verträgt, und so bei jedem andern Unlustreize.

Man kann fragen, inwiefern Entsprechendes als von sinnlichen auch von höhern Quellen der Lust und Unlust gilt. In einem anmuthigen Spiele oder einer ernsthaften, aber fodernden geistigen Beschäftigung kann man doch in Betracht der Wechsel, die sie einschliessen, lange mit Lust verharren, ohne dass eine Abstumpfung sehr merklich ist. Sei es aber, dass die Lust in Betreff der leichtesten Abstumpfung allgemein in Nachtheil gegen die Unlust ist; so ist die Unlust gegentheils im Nachtheil gegen die Lust dadurch, dass nicht nur alle bewusste Tendenz, sondern selbst die (nach unserm Glauben nur hoher als menschlich bewusste) Tendenz, die sich in der Teleologie der Natur verräth, dahin geht, die Quellen der Lust zu erhalten, zu mehren und zur Verhütung der Abstumpfung zu wechseln, hiegegen die der Unlust zu mindern und zu beseitigen. Auf die so schweren allgemeinen Fragen, die sich überhaupt über die Lust- und Unlustökonomie in der Welt aufwerfen lassen, kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden.

Bei einer im Verhältniss zur Dauer hinreichend starken Einwirkung oder in Verhältniss zur Stärke hinreichenden Dauer oder Wiederholung der Wirkung eines Lust- oder Unlustreizes kann die Schwächung der anfänglichen Wirkung selbst bis zum Umschlag

in den Gegensatz gehen. Es erfolgt aber ein solcher Umschlag auch weniger leicht bei Unlustreizen als Lustreizen, wo er als Uebersättigung oder selbst Ekel bezeichnet wird, ist bei vielen Unlustreizen überhaupt nicht zu erzielen; insoweit es aber der Fall ist, nicht, wie bei Lustreizen, durch Verstärkung über ein gewisses Mass hinaus, sondern Fortsetzung oder Wiederholung in schwachem oder mässigem Grade erzielbar. Diese Unterschiede im Verhalten von Lust- und Unlustreizen sind als factisch anzuerkennen, indess eine bestimmte Erklärung derselben unstreitig nur aus einer genaueren Erkenntniss der psychophysischen Grundbedingung der Lust und Unlust und Einrichtung unsrer Organe bezüglich darauf hervorgehen könnte., als uns zu Gebote steht.

Dass durch noch so grosse Verstärkung, noch so lange Fortdauer, noch so häufige Wiederholung der Ursache, welche einen Zahnschmerz hervorruft, oder dem Menschen die Unlust einer Sorge bereitet, die Unlustwirkung derselben sich je in eine Lustwirkung verkehren konnte, wird nicht anzunehmen sein, doch fehlt es nicht ganz an Beispielen des Umschlages auch bei Unlustquellen. Das Tabackrauchen macht Jedem Anfangs Unlust; nach öfterer Wiederholung macht es Lust. Die Bitterkeit des Bieres missbeagt den meisten Kindern, nach öfteren Trinken kann sie zur Annehmlichkeit des Biergenusses beitragen. Der Pechgeschmack, den der Wein in Griechenland durch Aufbewahrung in gepichteten Schlauchen annimmt, widert beim ersten Trinken einen Jeden an, wird hiegegen von dem daran Gewohnten mit Unlust vermisst.

Man darf daraus, dass ein Reiz durch verlängerte Einwirkung seinen Eindruck ändert, nicht schliessen, dass sie durch den Reiz in uns ausgeloste Grundursache der Lust und Unlust, welcher Art sie auch sei, ihren Werth für die Empfindung durch ihre Dauer ändere, sondern vielmehr, dass sie sich selbst ändert, indem sie durch einen dauernden constanten Reiz doch in abnehmender Stärke ausgelost wird, wonach das, hier in Bezug auf die Reize als äussere Ursachen der Lust und Unlust ausgesprochene Gesetz nicht auf die letzte Grundursache derselben als übertragbar angesehen werden kann.

Bei jeder Unterbrechung der Dauer einer Einwirkung stellt sich die ursprüngliche Empfänglichkeit ganz oder theilweise wieder her oder tritt in ein früheres Stadium zurück; und insofern wiederholte Einwirkungen Unterbrechungen voraussetzen, wird auch jede neue Einwirkung einem bis zu gewissem Grade aufgefrischten Empfänglichkeitszustande begegnen, der jedoch bei relativ rasch wiederholter Einwirkung nie in das Stadium der ersten Frische zurückführt.

Nach Massgabe als ein Lustreiz länger fortwirkt oder öfter

wiederholt eintritt, ohne bis zur Uebersättigung zu gedeihen, und nach Massgabe als der Punct der Uebersättigung noch ferne liegt, macht sich ein Bedürfniss der ferneren Fortsetzung oder ferneren Wiederholung in der Art geltend, dass eine Unlust entsteht, wenn die Fortwirkung unterbrochen, oder die Wiederholung seltener oder gar nicht erfolgt, ohne dass doch die Fortsetzung oder Wiederholung dieselbe Lustwirkung als im Zustande der Frische äussert, was soweit gehen kann, dass sie nur noch zureicht, den Eintritt der Unlust zu verhüten, ohne positive Lust zu schaffen. Nach Massgabe anderseits als ein Unlustreiz länger fortdauert oder sich öfter wiederholt, ohne bis zum Puncte des Umschlages zu gedeihen, tritt der Erfolg ein, dass schon der Wegfall des Unlustreizes hinreicht, positive Lust zu wecken, indess die Wirkung desselben keine gleich starke Unlust, als anfangs hervorruft oder selbst bis zur Indifferenz abgestumpft sein kann. Diese beiden Erfolge, dass ein Lustreiz durch öftere Einwirkung oder Wiederholung in angegebener Weise zum Bedürfniss wird, und dass ein Unlustreiz dadurch leichter erträglich wird, befasst man gemeinsam unter dem Ausdrücke der Gewöhnung an den Reiz. Doch kann Gewöhnung in einer weiteren Bedeutung auch an Reize, die von vorn herein indifferent sind, in der Art statt finden, dass eine Fortsetzung oder Wiederholung derselben sie zum Bedürfniss werden lässt, indem sich der Organismus allmählig darauf einrichtet.

An unzählige Genüsse und Bequemlichkeiten, die, zuerst geboten, uns positive Annehmlichkeit gewährten, gewöhnen wir uns in der Weise, dass wir sie mit Unlust vermissen, wenn sie uns fehlen, ohne dass ihr Dasein doch positive Lust gewährt; wie umgekehrt an manche erst als unangenehm empfundene Einflüsse, als z. B. den Aufenthalt in schlechter Luft, in der Weise, dass wir die Unannehmlichkeit nicht mehr empfinden, es aber mit Lust empfinden, wenn wir einmal in bessere Verhältnisse, bessere Luft kommen.

Wenn die Einwirkung eines Lustreizes bis zur Uebersättigung gedeiht, so tritt die Wirkung der Gewöhnung, ein Bedürfniss der Fortsetzung oder Wiederholung mitzuführen, nicht nur nicht ein, sondern es kann auch selbst eine schon eingetretene Gewöhnung dadurch zeitweise oder dauernd aufgehoben werden. Wonach ein sicheres Mittel, die Gewöhnung an einen Lustreiz zu hindern oder eine vorhandene aufzuheben, darin liegt, dass man den Reiz übertreibt, als dass man ihn entzieht, nur dass die Uebertreibung oft

nicht ohne dauernde Nachtheile geschehen kann, und nicht überall vor einem spätern Wiedererwachen der ältern Gewöhnung schützt.

Bekanntlich bedienen sich die Conditoren zur Verhütung fortgesetzter Naschereien ihrer Lehrlinge des Mittels ihrem Appetit von vorn herein freien Lauf zu lassen, wo es dann nicht fehlt, dass dieselben durch Uebersättigung mit den Sussigkeiten bald einen Ekel davor bekommen.

Auch der ausgepichte Trinker wird im Zustande des sog. Katzenjammers das Trinken verwunschen und es nachher längere Zeit unterlassen, als er es sonst unterlassen haben würde, nur dass in diesem Falle die alte Gewöhnung über kurz oder lang wieder in ihre Rechte einzutreten pflegt.

Ganze Zeiten können sich an eine Mode oder einen Kunststil so gewöhnen, dass sie nichts gestatten, was nicht im Sinne desselben ist, und endlich durch Uebertreibung so davon übersättigt werden, dass sie in die Neigung zum Entgegengesetzten verfallen.

Bei Unlustreizen kann nach Eintritt des Umschlagspunctes, wo ein solcher überhaupt zu erzielen ist, eine neue Gewöhnung an den Reiz als an einen Lustreiz und durch Uebersättigung ein neuer Umschlag eintreten.

So bringt das Tabackrauchen erst Unlust hervor. Bei öfterer Wiederholung kann statt dessen durch Ueberschreiten des Umschlagspunctes Lust eintreten; dann kann man sich daran gewöhnen, dass man vom Rauchen selbst keine oder nur eine verminderte Lust, vom Fehlen des Rauchens aber ein starke Unlust empfindet. Wollte man aber die Stärke und Dauer des Rauchens übertreiben, so würde ein neuer Umschlagspunct eintreten.

An den Aufenthalt in schlechter Luft kann man sich bemerktermassen erst so gewöhnen, dass man ihre Unannehmlichkeit minder, den Eintritt in bessere Luft aber contrastmassig noch wohlgefälliger als ohne jenen vorgangigen Aufenthalt empfindet. Sehr langer Aufenthalt in massig schlechter Luft aber kann durch Ueberschreiten des Umschlagspunctes auch zu einer solchen Gewöhnung daran führen, dass wir den Wegfall der schlechten Luft unangenehm spüren, wie denn Manche sich so an eingesperrte Stubenluft gewohnt haben, dass sie jedes Oeffnen der Fenster scheuen; sollte aber die üble Beschaffenheit der Luft gewisse Grenzen überschreiten, so wurde doch das Fenster lieber geöffnet werden.

Insofern ein Gegenstand zugleich niedere und höhere ästhetische Eindrücke zu erwecken vermag, wie diess im Allgemeinen von Kunstgegenständen gilt, gehen die Verhältnisse der Uebung, Abstumpfung, Gewöhnung, Uebersättigung bezüglich beider einander nicht nothwendig parallel, stehen vielmehr häufig, doch nicht nothwendig in Antagonismus; es soll aber in eine Casuistik in dieser Hinsicht hier nicht näher eingegangen werden.

Insofern wir nicht bloß receptiv (durch Einwirkung von Reizen), sondern auch selbstthätig activ lustvoll oder unlustvoll beschäftigt, sein können, übertragen sich die vorigen, bezüglich der ersten Art von ästhetischer Beschäftigung erörterten Gesetze auf die zweite.

Die ästhetische Gewöhnung und Uebung spielt in allen ihren Stadien eine ausserordentlich wichtige Rolle bei der niedern wie höhern Geschmacksbildung des Menschen und insofern es Gewöhnungen und Uebungen giebt, welche ganze Zeiten und Völker im Zusammenhange betreffen, wird auch der Geschmack derselben im Zusammenhange dadurch bestimmt. Hierüber aber ist schon früher (im XVIII. Abschnitt) gehandelt.

XXXIX. Principe der Beharrung, des Wechsels und Masses der Beschäftigung.

1) Princip der Beharrung und des Wechsels in der Art der Beschäftigung.

Diess Princip begegnet sich von gewisser Seite mit dem der Abstumpfung und Gewöhnung, von andrer Seite mit dem der einheitlichen Verknüpfung des Mannichfaltigen.

Unter dem Principe der Abstumpfung und Gewöhnung ist betrachtet worden, dass Lust- und Unlustreize sich durch eine über gewisse Gränzen (der Frische, des Eindrucks) hinaus verlängerte Dauer in ihrer Wirkung abschwächen und unter Umständen selbst in den Gegensatz der Wirkung umschlagen können; aber abgesehen davon, ob eine Beschäftigung von vorn herein lustvoll oder unlustvoll ist, kann in der Dauer und dem Wechsel der Beschäftigung selbst ein Anlass zur Lust oder Unlust liegen, welcher in jenem Princip unstreitig mit ins Spiel kommt, aber weil er nicht auf die Wirkung von Lust- und Unlustreizen beschränkt ist, noch eines allgemeineren Ausdruckes bedarf, worauf wir unter obiger Bezeichnung folgendes Princip stützen.

Sei es eine active oder receptive, körperliche oder geistige Beschäftigung, worin der Mensch begriffen ist, so bedarf es einer gewissen Zeit, ehe dieselbe in einen gleichbleibenden Zug, d. i.

einen Zustand kommt, der sich durch ein gleichbleibendes oder wenig oscillirendes Gefühl des Kraftaufwandes charakterisirt. Ist ein solcher Zustand eingetreten, so ist es abgesehen von der lustvollen oder unlustvollen Beschaffenheit, welche der Beschäftigung an sich selbst zukommen kann, im Sinne der Lust, ferner darin zu beharren, so lange die Beschäftigung in derselben Art nicht über eine solche Gränze hinaus gedauert hat, von der an gleiche active Leistung nur mit dem Gefühl grösserer Anstrengung vollzogen wird, gleich receptive Wirkung nur bei stärker angespannter Aufmerksamkeit zu Stande kommt. Hiegegen ist es im Sinne der Lust, die Art und das Organ der Thätigkeit zu wechseln, wenn diese Gränze überschritten ist. Gegentheils ist es im Sinne der Unlust, sie früher zu wechseln, oder länger darin zu beharren, indem Ersteres die Unlust der Störung oder Unterbrechung, Letzteres die der Ermüdung oder des Ueberdrusses mitführt. Und selbst bevor die Unlust der Ermüdung oder des Ueberdrusses die Schwelle überstiegen hat, schon bei Annäherung daran, kann sich ein Wechsel der Beschäftigung mit positiver Lust geltend machen.

Ein Handwerker z. B. lässt sich nicht gern in seiner Arbeit, ein Gelehrter in seinem Studium stören, selbst wenn diese Störung durch Anlässe geschähe, die er vor dem Beginn der Arbeit, des Studiums, der Arbeit, dem Studium vorgezogen haben würde, indem sich die Lust der Beharrung in der einmal in Zug gekommenen Beschäftigung geltend macht. Endlich wird doch der Eine wie der Andre derselben Art Beschäftigung überdrüssig, es will nicht mehr recht fort damit, er verlangt einen Wechsel, und findet sich, wenn nicht überhaupt ermüdet, um so aufgelegter zu etwas Anderem.

Demnach ist überhaupt weder eine zu lange andauernde Continuität noch ein zu rasch eintretender und oft wiederholter Wechsel in der Art oder Richtung einer Beschäftigung im Sinne der Lust. Insofern es aber in der Natur der meisten Beschäftigungen liegt, eine bestimmte Art von Wechsel oder sich ablösenden Modificationen, die sich unter einem gewissen Gesichtspuncte verknüpfen selbst einzuschliessen, gilt das vorstehende Princip auch von der Unterbrechung und Fortsetzung der Beschäftigung in der Weise, wie sich die Wechsel oder Modificationen verknüpfen, wiederholen und folgen.

Schon bei Betrachtung des Principis der einheitlichen Verknüpfung des Mannichfaltigen ist auf das mit der Zeit eintretende

Bedürfniss des Wechsels jeder Art von Beschäftigung hingewiesen worden, und hierin liegt die Begegnung des jetzigen Principes damit.

Das Uebrige gleichgesetzt tritt das Bedürfniss des Wechsels einer Beschäftigung um so rascher ein, je grösser ihre Annäherung an die Gleichförmigkeit ist, und verstärkt sich um so mehr, je länger sie nach Ueberschreitung des Punctes, wo Wechsel Bedürfniss wird, noch in der alten Weise fortgeht; mit dem wachsenden Bedürfniss des Wechsels aber steigert sich zugleich die Unlust seiner Nichtbefriedigung und die Lust seiner Befriedigung.

Es kann der Fall sein, dass durch eine Beschäftigung gewisser Art unsere für Beschäftigungen überhaupt disponible Kraft so erschöpft ist, dass wir das Bedürfniss fühlen, die Beschäftigung mit möglichster Ruhe oder selbst Schlaf wechseln zu lassen, wofür das nächst zu betrachtende Princip massgebend ist, insofern aber noch Bedürfniss der Beschäftigung übrig ist, gilt allgemein, dass, je ermüdeten wir von einer gewissen Art der Beschäftigung oder je überdrüssiger wir derselben sind, eine um so verschiedenartigere Beschäftigung zum Bedürfniss wird. Der Fortsetzung einer Beschäftigung in derselben Weise nähert sich eine häufige Wiederholung in kurzem Zeitraume und tritt unter dieselben Gesichtspunkte.

Wer von geistiger Arbeit einer gewissen Art ermüdet ist, kann sie noch gern mit einer anderen Art geistiger Beschäftigung vertauschen, aber auch von geistiger Beschäftigung überhaupt so ermüdet sein, dass er nur, um seinen noch übrigen Beschäftigungstrieb zu erfüllen, zum Spazierengehen, Turnen und dergl. mit möglichstem Ausruhen der geistigen Thätigkeit überhaupt Zuflucht nimmt. Wer von activer Beschäftigung recht ermüdet ist, wird sich, wenn er überhaupt noch beschäftigungsfähig ist, gern der receptiven Beschäftigung durch ein Schauspiel, Concert u. dergl. hingeben.

Nun führt das tägliche Leben theils von selbst einen gewissen Wechsel von Anlässen activer und receptiver, körperlicher und geistiger Beschäftigung mit sich, theils rufen wir einen solchen willkürlich hervor, um uns vor Ueberdruß und Ermüdung zu schützen. Insofern aber im Leben der Meisten diese Wechsel sich in der Hauptsache in bestimmten Gränzen und in einem bestimmten Charakter halten, in ähnlicher Weise Tag aus Tag ein wiederholen,

würde ein Ueberdruß, eine Ermüdung doch in Betreff dieses allgemeinen Charakters sich geltend machen und macht sich wirklich nicht selten geltend, wenn nicht doch mitunter theils von selbst neue fremdartige Momente der Anregung in das Leben träten, theils absichtlich gesucht und geschaffen würden. Dies bedingt die so allgemeine Sucht, etwas Neues, Seltenes, Fremdartiges zu sehen, zu hören, wobei es gar nicht wesentlich ist, dass das, was man sieht, hört, an sich wohlgefällig sei, es wird eben durch den Reiz der Neuheit, Seltenheit wohlgefällig, so lange es noch als neu, als selten erscheint.

Burke's Untersuchung von Schönen und Erhabenen beginnt also:

»Die erste und einfachste Bewegung, die wir im menschlichen Herzen finden, ist Neubegierde. Unter Neubegierde verstehe ich das Verlangen und das Vergnügen, welches Dinge erregen, in so fern sie das erstemal vorkommen. Wir sehen die Kinder in einer beständigen Bewegung, um etwas Neues zu erhaschen; sie greifen mit grosser Hitze und mit weniger Wahl nach der ersten besten Sache, die ihnen in den Weg kommt; jedes Ding zieht ihre Aufmerksamkeit an sich, weil jedes Ding in diesem Alter noch den Reiz der Neuheit hat.«

Aber das Princip gilt für Erwachsene nicht minder als für Kinder. Selbst die halb thierisch aussehende Pastrana hat aus diesem Grunde beigetragen, den Circus von Renz, wo sie sich sehen liess, zu füllen, und statt schöner Kinder sieht man nicht selten die hässlichsten Missgeburten in Messschaubuden ausgestellt. Nun aber möchte man die Pastrana, die Missgeburt doch nur einmal sehen, Beweis, dass eben bloß die Neuheit, Seltenheit den Reiz dieser Sehenswürdigkeiten bedingt, indess man eine und dieselbe schöne Frau, ein und dasselbe schöne Kind zwar nicht continuirlich aussehen möchte, um nicht dem Princip der Abstumpfung anheimzufallen, aber recht gern oft, um so lieber, je schöner sie sind, ansieht, indem sie einen nachhaltigern Grund der Wohlgefälligkeit als den Reiz der Neuheit geltend zu machen haben.

Das Sprichwort *Variatio delectat* bezieht sich auf das bei jeder Art von Beschäftigung endlich eintretende und den Reiz der Neuheit allgemein bedingende Bedürfniss des Wechsels, und auf die Lust seiner Befriedigung; insofern aber jenes Bedürfniss seine Gränze hat, hat auch die Triftigkeit des Sprichwortes ihre Gränze.

Denn, wenn sich jeder verhältnissmässig gleichförmig Dahinlebende freut, einmal etwas Neues zu sehen, zu hören, so wird doch jeder, der sich eine Zeit lang unter immer neuen Eindrücken herumgetrieben hat, endlich wünschen, in einen gleichförmigeren Zug der Eindrücke und Thätigkeit zurückzukommen. So viel Vergnügen das Reisen macht, so gern kehrt man endlich zum monotonen Leben in der Heimath zurück; und wer alle Genüsse und Wechsel der Welt erschöpft hat, endet oft als Mönch.

Es unterliegt jedoch dieses Princip dem Conflict mit den Bedingungen, welche abgesehen von demselben eine Beschäftigung lustvoll oder unlustvoll machen können. Ist eine solche aus dem Gesichtspuncte eines der andern Principe erheblich unlustvoll, so wird die Lust der Beharrung dadurch leicht überwogen und suchen wir dieselbe überhaupt sobald als möglich zu verlassen. Doch zeigt sich Mancher abgeneigt, Verhältnisse, in die er sich einmal eingelebt hat, selbst wenn sie unbequem zu werden anfangen, aufzugeben.

2) Princip des Masses und Wechsels im Grade der Beschäftigung.

Mit dem vorigen Princip bezüglich auf Verharren und Wechsel in einer gegebenen Art oder einem gegebenen Gebiete der Beschäftigung steht in naher Beziehung das folgende bezüglich auf Mass und Wechsel in dem Grade der Beschäftigung, und es kann selbst das vorige nach gewisser Hinsicht, so wie das der Einheit und Mannichfaltigkeit nach andrer Hinsicht von dem jetzt zu besprechenden abhängig gemacht werden, daher auch manche bezüglich jener Gesetze gebrauchte Ausdrücke, wie die der Ermüdung Langweiligkeit hier wiederkehren werden, ohne dass doch die vorigen Principe ganz in das folgende hineintreten. Vom Grade der Beschäftigung giebt uns psychischerseits das unmittelbare Gefühl der dazu activ oder receptiv in Anspruch genommenen Kraft Kunde wozu unstreitig psychischerseits ein functionell zugehöriger Aufwand lebendiger Kraft der körperlichen Thätigkeit gehört, welche der geistigen unterliegt. Das Princip selbst, um welches es sich handelt, ist dieses.

Der Mensch ist, um sich wohl zu befinden, nicht nur auf einen gewissen Wechsel zwischen Wachen und Schlaf, sondern auch auf

ein gewisses Mass der Beschäftigung während der Zeit des Wachens und einen periodischen Wechsel zwischen Nachlass und Steigerung des Quantum derselben angewiesen, und sowohl ein Zuviel als Zuwenig der Beschäftigung in gegebener Zeit macht ihm Unlust. Wird ihm zu viel oder zu starke Thätigkeit in gegebener Zeit oder eine zu lange Fortsetzung der Beschäftigung in verhältnissmässig grosser Stärke zugemuthet, so empfindet er die Unlust der Anstrengung oder des Angegriffenseins, je nachdem es sich um active oder receptive Beschäftigung handelt, und endlich die der Ermüdung; wird sein Bedürfniss der Beschäftigung nicht befriedigt, so hat er das Gefühl der Langeweile oder stockenden Lebens-thätigkeit.

Insofern nun bald dieser bald jener Sinn, bald dieses bald jenes Organ der Thätigkeit beschäftigt sein kann, kann es geschehen, dass in Betreff der Beschäftigung dieses Sinnes, dieses Organes insbesondere ein Angegriffensein, eine Anstrengung oder Ermüdung eintritt, auf die man das Bedürfniss des Wechsels in der Art der Thätigkeit schreiben kann, was unter dem vorigen Principe betrachtet worden ist, womit aber noch keineswegs das Bedürfniss gegeben ist, den Grad der Thätigkeit überhaupt herabzustimmen; sondern sich nur in andrer Weise zu beschäftigen, bis endlich jede Art der Beschäftigung zu viel wird. Und wenn in dieser Hinsicht das Bedürfniss des Wechsels in der Art und dem Gebiete der Beschäftigung dem jetzigen Principe untergeordnet werden kann, so doch nicht das Bedürfniss, bis zu gewissen Gränzen in derselben Art und Richtung der Beschäftigung zu verharren, was mit dem Bedürfniss des Wechsels im Zusammenhange unter vorigem Principe betrachtet ist.

Von andrer Seite kann man bemerken, dass die Auffassung eines Mannichfaltigen den Geist stärker beschäftigt als die Monotonie, wonach die Langweiligkeit der Monotonie eben so gut vom jetzigen Princip als dem der Einheit und Mannichfaltigkeit abhängig gemacht, und überhaupt manche ästhetische Erfolge eben sowohl auf dieses als jenes Princip geschrieben werden können. Hiegegen lässt sich die Störung, welche die Wohlgefälligkeit des reinen Zuges einer Linie oder einer reinen Fläche nach dem Principe der Einheit und Mannichfaltigkeit erfährt, nicht darauf schreiben, dass unsre Thätigkeit überhaupt zu stark angespannt wäre, da die Anschauung eines Gemäldes uns in derselben Zeit viel stärker be-

schäftigen könnte, ohne dass wir uns davon angegriffen finden, und umgekehrt kann die Unlust, welche eine zu starke Anstrengung in irgend einer bestimmten Richtung mitführt, nicht durch das Princip der Einheit und Mannichfaltigkeit gedeckt werden.

So viel zur Motivirung der gesonderten Aufstellung dieser Principe, unter Zugeständniss, dass sie doch von gewisser Seite sachlich in einander laufen.

Der ästhetische Werth des Quantum der Beschäftigung kann nun aber wiederum mit dem ästhetischen Werthe der Art oder des Inhaltes der Beschäftigung in Einstimmung oder Conflict sein und hieraus verschiedene Erfolge hervorgehen.

Namentlich ist es die Vorstellung eines unmittelbar lustvollen oder in seinen Folgen werthvollen Zweckes, wodurch der Lustwerth des Quantum einer Beschäftigung gesteigert werden kann, ja die bewusste Richtung der Thätigkeit auf ein einheitliches Ziel überhaupt bewirkt schon eine solche Steigerung, indem die mannichfaltigen Momente der Beschäftigung dadurch ein Band erhalten, was unter das Princip der einheitlichen Verknüpfung einer Mannichfaltigkeit tritt. Also stellt man sich z. B. im Spiele, der Jagd sehr unbedeutende Zwecke, Ziele. Gegentheils kann man Arbeiten, die uns um ihrer Natur oder ihres Zweckes willen vielmehr Unlust als Lust machen würden, doch bei Mangel anderweiten Anlasses zur Beschäftigung unternehmen, um nur überhaupt activ beschäftigt zu sein, und bei an sich unlustvollen receptiven Aufregungen doch in der Stärke der Aufregung ein Moment im Sinne der Lust finden, hiegegen wenn die zu Gebote stehende Beschäftigung ihrer Art oder ihrem Zwecke nach gar zu unlustvoll ist, sich lieber der Langeweile als der Beschäftigung hingeben.

Welcher Grad und Wechsel im Grade der Beschäftigung uns am meisten zusagt, hängt von individuellen Verhältnissen der körperlichen und geistigen Kraft, womit wir von Natur ausgestattet sind, und dem vorausgegangenen Verbrauch oder Nichtgebrauch derselben ab, worüber wir in kein Detail gehen. Doch wird noch folgenden allgemeinen Bemerkungen Raum zu geben sein.

Im Allgemeinen kann man sagen, dass der Mensch eine ungewöhnlich starke receptive Beschäftigung einer ungewöhnlich starken activen vorzieht, insofern nicht ein Motiv des Zweckes zu letzterer antreibt. Auch bedarf es, um sich zu einer ungewöhnlich starken Arbeit zu entschliessen, im Allgemeinen eines solchen

helfenden Motives, indess es, um sich einer starken Aufregung hinzugeben, im Allgemeinen eines solchen nicht nur nicht bedarf sondern selbst der unlustvolle Charakter einer receptiven Aufregung mitunter durch den Lustwerth ihrer Stärke überboten werden kann. Doch hängt dieser Unterschied vielleicht nur daran dass der Mensch im Allgemeinen zu seiner blossen Erhaltung und vollends zu seinem Gedeihen so viel mehr der activen als receptiven Beschäftigung bedarf, dass er in Begriff des Reizes der letztern im Allgemeinen als frischer und als mehr ausgeruht anzusehen ist. Wenn sich aber starke receptive Aufregungen zu sehr häufen, kann man so gut davon ermüdet werden, als von starker Arbeit.

Niemand wird wohl in Abrede stellen, dass die Berichte von ungeheuren Katastrophen, Verwüstungen durch Erdbeben, Vulkane, Wasserfluthen, Stürme, Mordthaten, je mehr sie von gewisser Seite unser Mitgefühl für die dadurch Betroffenen in Anspruch nehmen, von anderer Seite doch um so lieber gelesen werden, je Ungeheuerlicheres sie berichten, was blos in einem Reiz der dadurch bewirkten starken receptiven Erregung liegen kann, wodurch die Unlust der Vorstellung des Unglücks überwogen wird, um so leichter, je weniger uns die davon Betroffenen angehen.

Auch kann man die Lust am Erhabenen, in soweit sie von der das Mass des Gewohnten überschreitenden Grösse oder Stärke abhängt, auf die Lust an starker receptiver Beschäftigung zurückführen. (Vgl. Abschn. XXXII.)

Die Triftigkeit der Herbart-Zimmermannschen Satze, dass das Starke neben dem Schwachen, das Grosse neben dem Kleinen gefalle, das Umgekehrte missfalle, ist jedenfalls auf die Bedingungen beschränkt, unter denen wir überhaupt stärkere receptive Erregungen schwächeren vorziehen, d. i. auf vorheriges Ausgeruhtsein betreffs receptiver Beschäftigung, wogegen der damit correlate gegentheilige Vorzug, den wir den schwachern vor den starkern receptiven Anregungen geben, wenn wir durch starke ermüdet sind, nicht unter jene Gesetze tritt.

XL. Princip der Aeussierung von Lust und Unlust.

Aeussere Zeichen, welche den Ausdruck der Lust und Unlust bilden, können entweder angeborener Weise instinctiv, oder durch die Erziehung, conventionell, an das Dasein der Lust und Unlust geknüpft sein und zwar giebt es für rein sinnliche Lust und Unlust schon dem kleinsten Kinde geläufige instinctive Zeichen in Ton, Miene Geberden, indess für höhere Lust und Unlust, wie solche sich erst im Laufe des Lebens entwickeln können, der angewöhnte conventionelle Gebrauch der Sprache eintritt. Es bleibt aber all diesen Ausdrucksweisen gemein, dass die Aeussierung der Lust wie Unlust im Sinne der Lust, eine damit in Widerspruch stehende im Sinne der Unlust ist, die erste also die Lust steigert, den Schmerz mindert, die letzte den entgegengesetzten Erfolg hat; daher die Neigung, seine Freude wie seinen Schmerz in der natürlichen oder durch Erziehung gewohnten Form zu äussern, hingegen das Widerstreben sich lustig oder traurig zu geberden oder überhaupt zu äussern, wenn man in der entgegengesetzten Stimmung ist.

Jedes Kind schreit und verzieht das Gesicht ohne Weiteres, wenn es Schmerzen fühlt, und es würde die Unlust des Schmerzes nur steigern, die Lust mindern, wenn es diesen Ausdruck unterdrücken sollte. Der Erwachsene ist durch höhere Motive dahin gekommen, diesen natürlichen Ausdruck theils zu unterdrücken, theils zu beschränken; aber er spricht sich doch auch gern über seinen Schmerz und seine Freude aus, wenn die Erziehung es ihm nicht gar zur Gewohnheit hat werden lassen, den Ausdruck seiner Gefühle überhaupt zurückzuhalten, womit er aber auch den unmittelbarsten Lustgewinn, der an dem Ausdrucke hängt, einbusst.

Der günstige Effect der Aeussierung der Lust oder Unlust unterliegt freilich nach dem Princip der Abstumpfung auch einer solchen, daher der endliche Nachlass der Aeussierung, der aber nach Wiederherstellung der Empfänglichkeit in eine neue Aeussierung übergehen kann.

Im Falle uns der Ausdruck der Lust und Unlust von andrer Seite begegnet, kommt Folgendes in Rücksicht. Im Allgemeinen ist der Mensch so eingerichtet, dass die Stimmung seiner Umgebung sich durch deren Aeussierung leicht auf ihn überpflanzt, wenn er sich in einem indifferenten Zustande befindet, und die Empfänglichkeit für die betreffende Stimmung ihm nicht überhaupt mangelt.

Ist er aber selbst schon vorher im Sinne der Lust oder Unlust gestimmt; so complicirt sich die Tendenz oder der Effect der Uebertragung der Stimmung von anders her mit dem der Einstimmigkeit oder des Widerstreites gegen die schon vorhandene Stimmung.

Ist der Lustige lustig gestimmt, so wird seine Lust durch eine lustige Umgebung aus dem doppelten Gesichtspunct gefördert, dass sich zu der, die er schon hat, ein Zuwachs durch Uebertragung aus der Umgebung fügt, und dass dieser Zuwachs seine Einstimmung mit der, die er schon hat, beweist, wovon wir das Letzte als formalen, das Erste als sachlichen Effect bezeichnen. Hiegegen wird seine Lust durch eine traurige Umgebung eben so aus doppeltem Gesichtspuncte gemindert. In beiden Fällen geht der formale Effect mit dem sachlichen in gleicher Richtung. Hiegegen entsteht bei dem Traurigen beidesfalls ein Conflict zwischen beiden Richtungen, sofern sich von einer lustigen Umgebung Lust auf ihn überzupflanzen, hiemit seine Unlust zu mindern, strebt, diess aber durch Widerspruch mit seiner schon vorhandenen Stimmung Unlust in ihm erweckt, eine traurige Umgebung aber in ihrer Einstimmigkeit mit seiner Stimmung ihm zusagt, aber ihn um so mehr in seine traurige Stimmung versenkt. Nach Umständen kann der formale oder sachliche Effect bei ihm im Sinne der Lust oder Unlust überwiegen. Im Allgemeinen aber pflegt zuerst der formale zu überwiegen.

Wegen des sachlichen Effectes vermeidet zwar der Mensch, der sich nicht selbst in einer traurigen Stimmung befindet, gern eine traurige Umgebung und wird leicht von den Klagen Andrer belästigt, kann aber doch Gefallen an einem Liede oder einer Musik, welche Trauer ausdrücken, finden, ohne dass sie zum Ausdrucke einer wirklich gegenwärtigen eigenen oder fremden Trauer dienen, indem er die Vorstellung einer solchen als möglich überhaupt hat. Es gefällt ihm dann ein solches Lied oder eine solche Musik vermöge des formalen Effectes der Zusammenstimmung des Ausdruckes mit der vorgespiegelten Stimmung und vermöge des musikalischen Reizes um so mehr, je wahrer und inniger ihm dadurch der Ausdruck der doch nicht gerade vorhandenen Trauer getroffen scheint, und es kann ihn ein trauriges Lied bei gleicher Kunst des Ausdruckes wegen Wegfall der Complication mit einem sachlichen Unlusteffecte nicht minder ansprechen, als ein heiteres. Ueberhaupt ordnet sich das, was schon Th. I. S. 168 f. über den Ein-

druck der Musik gesagt ist, den vorigen, nur etwas allgemeineren Betrachtungen unter.

XLI. Principe der secundären Vorstellungs-Lust und Unlust.

Man kann Vorstellungs-Lust und -Unlust in doppeltem Sinne verstehen. Es kann nach früher besprochenen Principen aus gewissen Verhältnissen der Vorstellungen, als denen der Einstimmigkeit und Wahrheit, Einheit und Mannichfaltigkeit u. s. w. Lust, aus gegenheiligen Verhältnissen derselben Unlust primär hervorgehen, wobei Lust und Unlust nicht schon als fertig vorausgesetzt ist, sondern so zu sagen erst dadurch fertig wird.

Es kann aber auch aus Vorstellungen eigener oder fremder, vergangener oder künftiger Lust und Unlust secundäre Lust und Unlust erwachsen, wie sich in Hoffnung und Furcht, Mitleid und Mitfreude, Liebe und Hass, beweist; und von diesem Quell der Lust und Unlust soll folgendes gehandelt werden, nachdem von der mehr verborgenen Rolle, welche dieser Quell der Lust und Unlust in der ästhetischen Association spielt, schon früher (Abschn. IX.) gehandelt ist. Hier aber haben wir nicht dunkle, verschmolzene, sondern klare, Vorstellungen von Lust und Unlust im Auge.

Man mag nun auch bestreiten, dass Lust und Unlust überhaupt abstract vorstellbar seien, was wir in gewisser Beziehung selbst bestreiten möchten, ohne den reinen Begriff von Lust und Unlust deshalb fallen zu lassen, so hängt daran in unsern folgenden Betrachtungen nichts. Sei Lust und Unlust nur einschliesslich oder als Mitbestimmung von etwas, woran sie sich knüpft, solidarisch damit, vorstellbar, so kommt es folgendes nur auf das an, was von dieser Mitbestimmung der Vorstellung abhängt, und so hindert nichts, wäre es nur der Kürze halber von Vorstellung der Lust und Unlust statt Vorstellung eines lustvollen oder unlustvollen Zustandes oder Erfolges zu sprechen.

Von vorn herein nun möchte man leicht geneigt sein, zu meinen, dass die Vorstellung eines lustvollen Zustandes oder Er-

folges, was wir also als Vorstellung von Lust bezeichnen, überhaupt lustvoll, die Vorstellung eines unlustvollen Zustandes oder Erfolges unlustvoll sei; und dann würden wir ein sehr leichtes Mittel haben uns durch Vorstellung lustvoller Zustände oder Erfolge in lustvollen Zustand zu versetzen. Aber nicht nur, dass diess Mittel in Wirklichkeit wenig Stich hält, so steht auch entgegen, dass wir uns an vergangenes Glück ebensowohl mit Unlust, dass es vergangen ist, als mit Lust, dass wir es genossen haben, erinnern, und die Lust eines andern eben so wohl mit der Unlust des Neides als der Lust der Mitfreude in die Vorstellung aufnehmen können. Wonach der Satz, dass die Vorstellung von Lust stets lustvoll, von Unlust stets unlustvoll sei, nicht einfach zuzugeben ist.

Inzwischen enthält dieser Satz ein wahres Grundmoment, welches sich dem allgemeinen psychologischen Gesetze unterordnet, dass jede Vorstellung einer bestimmten Empfindung respective der Umstände, welche eine solche für uns mitgeführt haben, um so sichrer einen Abklang dieser Empfindung ins Bewusstsein ruft, je lebhafter die Vorstellung ist, indess dieser Abklang bei nicht hinreichend lebhafter Vorstellung unter der Schwelle bleiben kann. Diess gilt dann auch von der Vorstellung der Lust und Unlust, und beweist sich u. a. darin, dass sich unsere Phantasie all gemein gesprochen lieber lustvolle als unlustvolle Zustände vorstellt, gleichviel ob ihnen etwas in Wirklichkeit entspricht, und der Mensch eben so all gemein gesprochen lieber Freude als Leid um sich sieht, auch wenn er selbst persönlich nicht dabei interessirt ist. Ja, das ästhetische Associationsprincip hat wesentlich darauf zu fussen, dass die Association des Lustvollen oder Unlustvollen selbst lustvoll oder unlustvoll ist. Aber ausser diesem Grundmoment, was ich kurz so nenne, kommt ein anderes Moment wesentlich in Betracht, was ich die Vorstellung des positiven oder negativen Bezuges der Lust oder Unlust zu uns, oder kurz das Bezugsmoment der Vorstellungslust und Unlust nennen will, ein Moment, was ebensowohl gleichsinnig als widersinnig mit dem Grundmoment sein kann, und in der Regel dessen Leistung überbietet, so dass sich all gemein gesprochen das Dasein des Grundmomentes nur in dem oben besprochenen Vorwiegen einer gewissen Richtung der ästhetischen Erfolge beweisen kann.

Das Gesetz oder Princip, um was es sich dabei handelt, ist dieses.

Der Gedanke an unsere eigene Lust ist lustvoll oder unlustvoll, je nachdem dabei der positive Gesichtspunct überwiegt, dass wir sie gehabt haben, haben, haben können, haben werden, oder der negative, dass wir sie nicht mehr haben, noch nicht haben, nicht haben können, nicht haben werden, wofür ich nun eben den Ausdruck brauche, je nachdem wir sie in positiven oder negativem Bezuge zu uns denken. Bei Unlust entsprechend in umgekehrtem Sinne. Daran hängt überhaupt die Lust der Hoffnung und die Unlust der Furcht, die Lust einem lustvollen Ziele zuzuschreiten, und die Unlust, sich eine Lust zu versagen oder im Erreichen derselben gehemmt zu werden, die Lust der Vorfreude und die Unlust des Nichterwartenkönnens, die Lust der Erinnerung an genossenes Glück und überstandene Leiden, und die Trauer, dass ein Glück vergangen sei, sowie Unlust, sich in vergangenen Leiden zu versenken, endlich der leicht eintretende Wechsel zwischen Lust und Unlust bei Erinnerungen an Lust oder Unlust, den wir elegisch nennen, wenn sich die Unlust durch ein Uebergewicht der Lust versöhnt.

Das Grundmoment der Vorstellungslust und Unlust macht sich dabei nur darin geltend, dass wir doch im Ganzen mehr Genuss darin finden, uns der Freuden zu erinnern, die wir gehabt haben, als der Leiden, die wir nicht mehr haben. Zwar könnte man sagen wollen, diess rühre daher, dass mit der lustvollen Vorstellung, die Leiden nicht mehr zu haben, die unlustvolle, sie doch gehabt zu haben, leicht in Conflict und Wechsel auftrete, und den Genuss mindere und man wird das Thatsächliche davon nicht bestreiten können; aber eben so gut kann mit der Vorstellung, ein Glück gehabt zu haben, die Vorstellung es nicht mehr zu haben, in Conflict und Wechsel auftreten, und den Genuss mindern; doch behält die Bewegung in Lustvorstellungen letztenfalls einen Vortheil vor der Bewegung in Unlustvorstellungen erstenfalls voraus, der keine andre Erklärung zulassen dürfte, als dass Lustvorstellungen an sich im Sinne der Lust, Unlustvorstellungen im Sinne der Unlust sind, während von andrer Seite diess Princip nicht hinreichen würde, die Möglichkeit einer Lust in der Erinnerung an vergangene Leiden überhaupt zu erklären.

Man kann überhaupt leicht scheinbare Widersprüche gegen das vorige Princip finden, die bei etwas nähern Zusehen schwinden. Wir können recht wohl ohne Unlust daran denken, dass uns

diese oder jene Lustquelle versagt ist, also in negativem Bezuge zu uns steht; aber dann ist es entweder für uns keine Lustquelle, oder ihre Erreichung kommt in Conflict mit Bedingungen, auf die sich die positive Erhaltung unsres Lustzustandes im Uebrigen gründet, oder überhaupt mit andern überwiegenden Lustbedingungen.

Ob bei dem Gedanken an unsre eigne vergangne oder zukünftige Lust oder Unlust der positive oder negative Bezug überwiegt, hängt im Allgemeinen an Bestimmungsgründen, die in unserm übrigen Vorstellungskreise liegen, und lässt sich eine Obmacht dieser Bestimmungsgründe gegenüber nicht erzwingen, daher das Glück der Vorstellungslust nicht erzwingen. Wenn wir wissen, dass eine Lust für uns nicht erreichbar ist, so kann sich der positive Vorstellungsbezug, dass wir sie haben werden, nicht geltend machen; und sind wir überhaupt im Zuge unlustvoller Vorstellungen begriffen, so wird sich auch die Vorstellung an vergangenes Glück leichter mit der Unlust, dass wir es nicht mehr haben, als der Lust, dass wir es gehabt haben, diesem Zuge einfügen. Der Umstand selbst aber, dass es uns lustvoller ist, zu hoffen als zu fürchten, überhaupt den positiven von dem negativen Bezuge der Lust zu bevorzugen, macht, dass wir jene wirklich im Allgemeinen bevorzugen, wo keine oder nur verhältnissmässig schwache gegenwirkende Momente vorhanden sind, begünstigt unsere Hoffnungen, bestimmt unsere Antriebe, und spielt eine wichtige Rolle in unseren religiösen Glaubensansichten, indem wir im Allgemeinen vorziehen, das zu glauben, was uns am meisten zusagt zu glauben, so lange nur eben keine überwiegenden Gegenmotive sich geltend machen; ja selbst starke theoretische Gegenmotive können dadurch überboten werden.

Zwar giebt es Melancholiker und Pessimisten, welche Alles schwarz sehen oder den Glauben an eine schlechte Weltordnung vorziehen. Aber bei dem Melancholiker werden die Vorstellungen von seinen unlustvollen subjectiven Empfindungen mit inficirt, und der Pessimist ist, meist durch traurige Erfahrungen, die er selbst gemacht oder die seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch genommen, zu seiner ungünstigen Ansicht von der gesammten Weltordnung geführt worden. Beidenfalls liegt ein Conflict vor, in welchem das Grundmoment der Vorstellungslust den Kürzern zieht.

Handelt es sich um die Vorstellung der Lust oder Unlust Andrer, so kommen unstreitig verwickelte psychologische Momente

ins Spiel. Theils das Grundmoment der Vorstellungs-Lust und Unlust, vermöge dessen wir überhaupt lieber Glück als Unglück um uns sehen, theils das Bewusstsein oder Gefühl, dass unser Wohl und Wehe mit dem von Andern zusammenhängt, in welcher Hinsicht das Gesetz gilt, dass wir Lust und Unlust receptiv an der Lust und Unlust dessen haben, dessen Dasein zu unsern eigenen Lustbedingungen gehört, umgekehrt bezüglich dessen, dessen Dasein zu unsern Unlustbedingungen gehört, Gefühle, die in der Liebe, dem Hass, der Rache ihre Rolle spielen. Endlich kann uns in früher besprochener Weise (S. 234) der Contrast unsrer Lust oder Unlust mit der grössern oder kleinern Lust oder Unlust Anderer in der Art beschäftigen, dass daraus ein secundärer Zuwachs unsrer eignen Lust oder Unlust hervorgeht.

Wie ist die Lust so Mancher an der Grausamkeit zu erklären? Einmal kann dem Grausamen die Qual Anderer nur in negativem Bezuge zu ihm selbst und sein eigener leidloser Zustand in Contrast damit erscheinen; hat doch der Grausame selber nicht die Qual, der Andre hat sie. Doch darauf kommt vielleicht hiebei nicht viel an; zweitens aber kommt hier die Lust an starken receptiven Erregungen, wovon wir früher gesprochen, in Betracht; so dass es grausame Menschen gegeben, die ohne Hass und Rache ihre Lust an der Qual Anderer gefunden haben.

XLII. Princip der ästhetischen Mitte.

Wenn ein Gegenstand zufälligen Abänderungnn der Grösse oder Form für unsere Anschauung unterliegt, so scheint unter sonst gleichen Umständen der mittlere Werth ästhetischerseits bevorzugt, oder erscheint mit dem Charakter vorwiegender Wohlgefälligkeit als Normalwerth gegen die übrigen, indess diese nach Massgabe ihrer Abweichung vom mittlern minder wohlgefällig und bei Ueberschreitung gewisser Gränzen selbst missfällig erscheinen können.

Ich glaube freilich nicht, dass genau das arithmetische Mittel dieser Normalwerth sei, sondern der Werth, von dem die Abweichungen um so seltner werden, je grösser sie im Verhältniss zu demselben sind, und den ich im 33. Abschn. bei Betrachtung der Ge-

mäldedimensionen als Normalwerth ins Auge gefasst habe; indess lässt sich das nicht sicher beweisen; und im Verhältniss zum ganzen Spielraum der Abweichungen liegen beide (seither überhaupt nicht unterschiedene) Werthe immer nahe an einander, ja können bei manchen Gegenständen merklich zusammenfallen. Lassen wir also die praktisch wenig interessirende Frage nach der genauen mathematischen Bestimmtheit des, als ästhetische Mitte zu fassen- den, Werthes bei Seite, indem wir nur im Allgemeinen darauf fussen, dass es einen, wenn nicht mit dem arithmetischen Mittel ganz zu indentificirenden, doch nahe daran liegenden Werth giebt, welcher unter sonst gleichen Umständen wohlgefälliger als die davon abweichenden Werthe ist.

Insofern die Werthe nach Massgabe, als sie sich unserm mittleren nähern, auch häufiger werden, mithin sich unsrer Anschauung öfter darbieten, fällt dies Princip mindestens zum Theil mit dem Princip der Gewöhnung zusammen, und es fragt sich selbst, ob es nicht ganz davon abhängig gemacht werden kann. Bei der schwer zu erlangenden vollen Klarheit über das Verhältniss beider Principe und weil doch das jetzige einen besonders wichtigen und eigenthümlichen Hauptfall des Principes der Gewöhnung bilden würde, erscheint es jedenfalls angemessen, es auch als ein besonderes hervorzuheben. Namentlich ist es bei Beurtheilung der Menschenschönheit wichtig, dabei jedoch folgender Conflict in Rücksicht zu ziehen.

Es kann der Fall sein, dass gewisse Vorzüge sich häufiger mit einem Uebersteigen oder Untersteigen des mittlern Werthes als mit diesem selbst oder der Annäherung daran associiren, und, insofern sich diess in unserer Erfahrung hinreichend geltend macht, knüpft sich auch nach dem Associationsgesetz der ästhetische Vorzug vielmehr an das, was über oder unter dem Mittel ist, als an dieses selbst.

Allgemein scheint auf unser Princip zurückgeführt werden zu müssen, dass uns bei jedem Geschlechte eine gewisse Mitte zwischen zu langen und zu kurzen, zu dünnen und zu dicken, zu magern und zu fetten Formen am besten gefällt, auch der ästhetische Vorzug des griechischen Profils vor dem Profil mit Habichtsnase wie mit Stülpnase darauf zu beruhen.

Die Grösse der Statur insbesondere anlangend, so scheint uns eine gewisse mittlere Grösse des erwachsenen Mannes und Weibes

im Allgemeinen als die normale, und es gefällt uns eine Person besser, insofern sie diese Grösse besitzt, als insofern sie grösser oder kleiner ist; nur hat die Abweichung ins Grössere insofern einen Vortheil von der Abweichung ins Kleinere voraus, als wir bei übrigens vorhandener Proportionalität der Form an die grosse Gestalt auch die Vorstellung einer grössern Kraft oder Leistungsfähigkeit, hiegegen an die kleinere die Vorstellung einer geringeren knüpfen; doch reicht das nicht hin, die riesenhafte Grösse eines Menschen wohlgefällig erscheinen zu lassen, weil bei zu weiter Abweichung von der Mitte die Missfälligkeit aus dem Grunde unsres Princip's das Uebergewicht gewinnt. Inzwischen hindert das nicht, das wir recht gern einmal einen Riesen wie Zwerg sehen, wenn sich ein solcher sehen lässt, sogar danach laufen, dafür bezahlen, um so mehr, je mehr der eine oder andre von der Normalgrösse abweicht, man kann sagen, je hässlicher er dadurch wird, ohne dass man doch einen Widerspruch gegen das Princip der ästhetischen Mitte darin sehen kann; denn wir möchten, wie schon früher (Th. I, S. 44) gelegentlich geltend gemacht wurde, doch weder die Riesen- noch Zwergesgrösse an schönen menschlichen Personen überhaupt sehen, und nach Massgabe, als sie sich wiederholt, geht der Reiz der Seltenheit und Neuheit verloren, indess wir die mittlere Grösse mindestens angenähert an jeder schönen Person wieder verlangen. Das Gefallen an der Riesen- und Zwergesgrösse ist in der That nur ein Gefallen an der Seltenheit und Neuheit an der Grösse und Kleinheit, nicht an dieser selbst.

So zu sagen die idealen Vorzüge der Menschengestalt verlassen jedoch die Mitte. Ein Gesichtswinkel, welcher sich dem rechten Winkel nähert, gefällt uns besser, als der mittlere unter denen, die wir vor Augen haben. Ein Auge, das grösser ist, ein Mund, ein Fuss, die kleiner sind als die mittlern, sind in ästhetischem Vortheil. Aber nicht desshalb, weil sie die Mitte verlassen, sondern nur sofern sie uns Zeichen von einer höhern edlern, feinern, idealern Constitution sind, dadurch sind, dass wir gewohnt sind, sie in Verbindung damit zu sehen.

XLIII. Princip der ökonomischen Verwendung der Mittel oder des kleinsten Kraftmasses. Frage nach dem allgemeinsten Grunde der Lust und Unlust. Princip von Zöllner. Princip der Tendenz zur Stabilität. Herbartisches Princip.

Wenn ich das, als Princip der ökonomischen Verwendung der Mittel bezeichnete, Princip zuletzt stelle, so ist es nicht, weil ich es für das unwichtigste hielte, sondern weil ich erst zuletzt und zwar von andrer Hand darauf als auf eins der wichtigsten aufmerksam gemacht worden bin; und da es jedenfalls den bisher besprochenen Principien nicht zwanglos untergeordnet werden kann, so füge ich es denselben noch mit eigenen Worten hinzu, die mir darüber von Prof. Vierordt in Tübingen im Laufe einer, wesentlich auf andre Dinge bezüglichen Correspondenz unter gelegentlicher Bezugnahme auf den ersten Theil dieser Vorschule zugekommen sind, und die ich gern unterschreibe, indem ich zugleich Anlass davon nehme, einiges Allgemeinere anzuknüpfen.

»Unter den, einleitend aufgestellten und sehr triftig motivirten Principen möchte ich noch das »der ökonomischen Verwendung der Mittel, oder wie man das sonst ausdrücken wollte, aufgenommen wissen, und das um so mehr, als dasselbe gerade auch vom Standpunkte der Naturforschung und einer objectiven realen Analyse der Kunstobjecte vollkommen gerechtfertigt ist. In ihrer Schrift über die Gehwerkzeuge haben die Gebr. Weber an mehreren Stellen *) und mit schlagenden Beispielen nachgewiesen, dass das ästhetisch Schöne im Ganzen auch das physiologisch Richtige ist; dass beide sich decken, dass immer das den Eindruck des Schönen (Leichten, Ungezwungenen, Freien) macht, was mit dem Aufwand der möglichst geringen Muskelkraft erreicht wird.«

»Demnach würde jedes Werk der bildenden Kunst, jedes Gedicht u. s. w. immer nur diejenigen Mittel verwenden dürfen, welche zur Erreichung des Zweckes erforderlich sind. Werden weitere, nicht absolut nöthige, wenn auch an sich noch so

*) Namentlich spricht sich das Vorwort S. VII in einem besonderen Passus entschieden in diesem Sinne aus. F.

gerechtfertigte Mittel verwendet, so wirkt ein solcher Pleonas-
mus ermüdend. Giebt es doch Gedichte, wie das Mignonlied, von
denen man sich sagen muss, dass in ihnen nicht ein einziges Wort
anders gewählt werden dürfe, d. h. dass die wirklich gewählten
Worte die besten sind.«

Unstreitig lässt sich diess Princip aus doppeltem Gesichts-
puncte fassen. Factisch sagt es uns selbst zu, mit möglichst ge-
ringem Kostenaufwande viel zu leisten, und so wird es uns auch
associativ nach den Th. I, S. 408 gemachten Bemerkungen gefallen,
uns gegenüber mit geringem Kostenaufwande viel geleistet zu
sehen; aber es werden auch objective Leistungen der Art minde-
stens zumeist einen geringern innern (psychisch-physischen) Kraft-
aufwand fordern, um aufgefasst, begriffen, verfolgt zu werden,
und in sofern durch eine directe Einwirkung gefallen, wie sich
wohl weiter ausführen liesse.

Nun könnte man vielleicht daran denken, diess Princip an die
Spitze der ganzen Aesthetik zu stellen, indem man alle Lust und
Unlust überhaupt von ihm abhängig machte; und wenn Vierordt
selbst in Hervorhebung der Wichtigkeit des Principes nicht so weit
geht, dürfte es hiegegen im Sinne von Avenarius sein, der in einem
interessanten Schriftchen *) dasselbe Princip unter der Bezeichnung
»Princip des kleinsten Kraftmasses« an die Spitze der ganzen Phi-
losophie gestellt und dabei mehrfach Gelegenheit genommen hat,
Unlustreactionen im Vorstellungsgebiete mit diesem Principe in
Beziehung zu setzen. Wirklich mag diess Princip in gar manchen
der von uns bisher betrachteten, sich ja überhaupt so vielfach
verflechtenden, Principien seine Rolle mit spielen; inzwischen
scheint mir Folgendes entgegenzustehen, ein Fundamental-
princip der Aesthetik daraus zu machen.

Dass es uns überhaupt gefalle, möglichst geringe Kraft zu
brauchen, lässt sich nicht sagen, sondern nur relativ geringe im
Verhältniss zu einer bezweckten Leistung. Und so gälte es für
ein Fundamentalprincip der Aesthetik, diese Relation auf einen
klaren Gesichtspunct zu bringen, und zwar einen solchen, der
nicht blos die Beziehung zu bezweckten Leistungen, um die es

*) Philosophie als Denken der Welt gemäss dem Princip des kleinsten
Kraftmasses. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung. Leipzig.
Fues's Verlag. 1876.

sich ja nicht bei jeder Lust und Unlust handelt, sondern der alle Fälle der Entstehung von Lust und Unlust unter sich begreift, was in dem Ausspruche und der Entwicklung des Principes, so weit sie bis jetzt gediehen ist, nicht liegt. Also wird sich freilich diess Princip als ästhetisches Princip wie die übrigen bisher besprochenen gefallen lassen müssen, nur unter den andern mitzuzählen, indess etwas Gemeinsames, nur noch nicht klar und sicher Festgestelltes in allen das eigentlich Zählende bleibt.

Führen wir die hierüber Th. I, S. 41. 42 gemachten kurzen Bemerkungen noch etwas weiter aus.

Manche suchen überhaupt den Grund der Lust darin, dass Alles, was unsere Kraft vermehrt, unsern Lebensprocess erhöht, oder die Entwicklung unsers Wesens fördert, Lust giebt, hiegegen, was die Kraft, den Lebensprocess herabdrückt, die Entwicklung des Wesens hemmt, Unlust giebt. Aber diese Erklärung ist entweder untriftig oder unklar. Bei Annäherung an den Schlaf sinkt die lebendige Kraft des ganzen Körpers, einschliesslich der Processe, mit welchen die Bewusstseinsthätigkeit in functioneller Beziehung steht*), doch knüpft sich daran keine Unlust; was wird also bei jener Erklärung unter Kraft verstanden? Der grösste Schmerz regt uns oft am heftigsten auf; inwiefern schliesst man das von einer Erhöhung unsrer Lebensthätigkeit aus? Uebertriebene Genüsse zehren so gut an unsrer Lebenskraft als starke Leiden. Was versteht man ferner unter einer Entwicklung unsers Wesens? Sowohl der Begriff der Entwicklung als der Begriff unsers Wesens bleibt hiebei noch zu klären; und wie man diess auch versuchen möge, so wird man dadurch zu keiner scharfen oder zirkelfreien Beantwortung der Frage nach dem letzten Grunde der Lust und Unlust geführt.

Von Unbestimmtheit und Unklarheit jedenfalls frei ist die Ansicht, welche Zöllner in seinem Kometenbuche (4. Aufl. 325 ff.) im Zusammenhange mit allgemeineren Ansichten über die physische Begründung psychischer Thätigkeit aufgestellt hat, wonach Verwandlung von Spannkraft, Potenzialenergie in lebendige Kraft mit Lust, die umgekehrte Verwandlung mit Unlust behaftet ist, indem die Ausdrücke hiebei in exact physikalischem Sinne zu verstehen sind. Insofern jedoch hienach Wachsthum der leben-

*) Vergl. Elem. der Psychophys. II. S. 442.

digen Kraft überhaupt mit Lust, Abnahme mit Unlust verknüpft sein müsste, möchte ich diese Ansicht factischen Einwürfen wie den obigen nicht entzogen halten.

Meinerseits bin ich geneigt zu glauben — und von mehr als Glauben lässt sich in diesen Dingen kaum noch sprechen — dass sich von quantitativen Verhältnissen des physischen Processes, womit der psychische in functioneller Beziehung steht*), kurz des psychophysischen Processes, principiell auch nur quantitative Verhältnisse des psychischen abhängig machen lassen, dass hiegegen Lust und Unlust als qualitative Bestimmtheiten, von einer Form oder einem Formverhältnisse dieses Processes abhängig zu machen sind, dass wir, noch ohne es zu kennen, als innere Zusammenstimmung oder Harmonie bezeichnen können, um damit gleich in geläufige Begriffs- und Vorstellungsweisen hineinzutreten (vergl. S. 159). So wird eine Musik weder durch Grösse noch Kleinheit, weder durch Zunahme noch Abnahme der lebendigen Kraft des Schwingungsprocesses, worauf sie äusserlich, und voraussetzlich innerlich beruht, lustgebend, sondern durch ein Verhältniss des Zusammentreffens und der Wiederkehr zwischen Momenten dieses Processes, das mit dem Ausdrucke harmonisch nicht seiner Beschaffenheit, sondern eben nur seiner lustgebenden Wirkung nach bezeichnet ist; so viel aber liegt doch im geläufigen Begriffe des in sich Zusammenstimmenden oder Harmonischen, dass es kein Quantitätsverhältniss ist, um was es sich wesentlich dabei handelt, und ich meine, der geläufige Begriff in dieser Beziehung ist auch der richtige.

Das hindert nicht, dass Quantitätsverhältnisse hiebei mit ins Spiel kommen, und zwar in doppelter Weise, einmal sofern sie von den für die Entstehung der Lust und Unlust wesentlichen Formverhältnissen mitgeführt werden, oder solche mitführen, Einfluss darauf äussern oder davon erfahren, kurz in functionellem Zusammenhange mit den formalen Entstehungsbedingungen der Lust und Unlust stehen zweitens, sofern eine grössere oder geringere lebendige Kraft in das betreffende Verhältniss eintreten, und dadurch die, ihrer Qualität nach nicht von der Grösse der lebendigen

*) Dass eine solche Beziehung überhaupt stattfinde, und bei unsrer Frage darauf zurückgegangen werden könne, wird sich nicht läugnen lassen ohne dass man genöthigt ist, diese Beziehung einseitig materialistisch zu fassen.

Kraft abhängige Lust und Unlust doch quantitativ mitbestimmen kann. So wird jeder unnöthige Umweg, jedes Hinderniss im geläufigen Vorstellungsgange die innere Zusammenstimmung, worin sie auch bestehe, zugleich beeinträchtigen und den Verbrauch an lebendiger Kraft im Verhältniss zu dem steigern können, der im Wege der grössten Zusammenstimmung erzielt worden wäre, hie mit im Sinne der Unlust sein, indess der grössere Verbrauch lebendiger Kraft im Sinne eines in sich zusammenstimmenden hiemit förderlichen Vorstellungsganges im Sinne der Lust ist. Principiell oder fundamental aber hängt die Frage, ob Lust oder Unlust, hiebei immer nicht von der Quantität der in Thätigkeit gesetzten lebendigen Kraft, sondern von der Form ab, in der sie sich äussert.

Hienach werden überhaupt zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden sein, aus denen ein Bewegungszustand lustvoller oder unlustvoller werden kann. Aus einem gewissen Gesichtspunkte wird er um so lustvoller oder unlustvoller sein, je nachdem er in sich zusammenstimmender, harmonischer, oder mehr vom Verhältnisse der Harmonie abweichend ist, worin immer dieses Verhältniss bestehen möge, indess es eine Breite der Indifferenz zwischen beiden Zuständen giebt, worin Lust wie Unlust unter der Schwelle bleiben. Aus einem andern Gesichtspunkte, in einem andern Sinne aber wird Lust und Unlust auch wachsen oder abnehmen können, nach Massgabe als eine stärkere oder schwächere lebendige Kraft in das harmonische oder disharmonische Verhältniss eingeht, und auch von dieser Seite her, nämlich vermöge Schwäche der lebendigen Kraft, unter der Schwelle bleiben können. Zwar kann eine leise Musik uns unter Umständen besser gefallen als eine starke, und gefällt sicher besser als die stärkstmögliche. Aber es wird sein, weil unter den gegebenen Umständen die schwächere harmonischer zu dem übrigen System unsrer Bewegung ist, und jede zu starke (wie zu lange fortgesetzte) Bewegung gewisser Art in einem Theile unsres Systems Disharmonie in das Ganze bringt; denn ohne Einfluss auf die Formverhältnisse der Bewegung können die Quantitätsverhältnisse derselben nicht sein, aber nur durch diesen Einfluss werden sie lust- und unlustgebend sein. Uebrigens wird lebendige Kraft auf Geschwindigkeiten höherer Ordnung als die erste (Geschwindigkeitsänderungen, die zu unbestimmter Höhe ansteigen können) zu beziehen sein, wenn die

Psychophysik Solches überhaupt fodern sollte. (Vergl. Elem. d. Psychoph. II. 32.)

Wenn bei diesen ganz allgemeinen Betrachtungen die Natur der harmonischen und disharmonischen Bewegungsverhältnisse noch unbestimmt gelassen werden kann, so tritt doch die Frage danach bei jedem Versuche eines näheren Eingehens auf den Grund der Lust und Unlust auf, und ist fundamental für eine psychophysische Begründung der ganzen Aesthetik, um welche Begründung es sich jedoch in dieser Schrift nicht gehandelt hat und bei der Unsicherheit in diesen Dingen nicht handeln konnte. Wenn man aber verlangen sollte, um die vorigen allgemeinen Betrachtungen nicht ganz in der Luft schwebend zu finden, dass wenigstens eine mögliche Ansicht über das betreffende Formverhältniss als Grund von Lust und Unlust aufgestellt werde, so ist eine solche von mir schon früher beiläufig in dem Schriftchen »Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen« aufgestellt worden, und zwar in Abhängigkeit von einem allgemeinen Princip, welches ich das Princip der Tendenz zur Stabilität nenne. Hierüber einige Worte.

In Kürze bezeichne ich mit dem Ausdrucke »stabil« einen Bewegungszustand, welcher die Bedingungen seiner Wiederkehr einschliesst, also abgesehen von Störungen wirklich periodisch wiederkehrt, indem die Rückkehr zum ersten Zustande auch die Rückkehr zu den Bedingungen einer neuen Wiederkehr ist. Ein solcher Zustand kann nicht nur von einzelnen Theilchen, sondern auch einem Systeme von Theilchen gelten; und die Bedingungen davon hängen für das Einzelne und das Ganze zusammen. Es kann sein, dass er nicht alle Bestimmungen eines Bewegungsprocesses zugleich sondern nur diese oder jene betrifft. Ich suche in obigem Schriftchen zu zeigen, dass die gesammten Processe der Welt dahin streben, diesen Zustand zu erreichen oder sich ihm immer mehr zu nähern, dass alle Zweckmässigkeitstendenzen der Natur dieser allgemeinen Tendenz sich unterordnen lassen, dass etwas Einzelnes in das Ganze passt und das Ganze der Erhaltung des Einzelnen dient, sofern bei der Prozesse zu einem stabilen Vorgange zusammenstimmen, und weise endlich (S. 94) darauf hin, dass die factische Beziehung, die im Reiche des Bewussten zwischen Streben, Lust und Unlust besteht, derartig sein könnte, dass nach Massgabe der Annäherung an den stabilen Zustand über eine ge-

wisse Gränze hinaus Lust, nach Massgabe der Entfernung davon über eine gewisse Gränze hinaus Unlust bestände, indess ein Indifferenzzustand von gewisser Breite dazwischen bliebe.

Genauer zugehen nähert sich ein Zustand der Stabilität in unserm Sinne um so mehr oder wird kurz gesagt um so stabiler, eine je regelmässiger Periode die Bewegungen der einzelnen Theilchen einhalten, und je mehr sich die Perioden der verschiedenen Theilchen der Commensurabilität unter einander nähern; Erklärungen, die freilich noch nicht Alles sagen, was zur völligen Bestimmtheit nöthig ist, aber für ein allgemeines Aperçu genügen können.

Hiemit wäre der harmonische und disharmonische Bewegungszustand dahin erläutert, dass die bis zur Lust gehende Annäherung an den stabilen Zustand mit ersterm, die bis zur Unlust gehende Abweichung davon mit letzterm Namen bezeichnet würde. Mit der Lust an dem harmonischen Zustande ist aber zugleich das Streben ihn zu erhalten oder durch grössere Annäherung an die Stabilität zu steigern, mit der Unlust am disharmonischen Zustande das Streben, ihn zu beseitigen, solidarisch.

Je nach einer beschränktern oder erweiterten Ansicht von den Bewusstseinsverhältnissen der Welt ist diese functionelle Beziehung der Lust oder Unlust zur physischen Unterlage des Psychischen auf Menschen und Thiere zu beschränken oder auf das Gesamtsystem der Weltprocesse auszudehnen, wovon aber nur Letzteres eine consequente Durchbildung der Ansicht gestattet.

Jeder Prozess im Gebiete der Endlichkeit, welcher den Bedingungen der Stabilität für sich genügt, kann doch nicht im Verhältnisse der Instabilität zu andern Processen der Welt sein, sofern seine Bewegungen incommensurabel dazu sind; ja so lange nicht die Gesamtheit der Weltprocesse den Bedingungen der Stabilität vollständig genügt, wird kein Theilprocess derselben solchen vollständig, dauernd und nach allen Beziehungen für sich genügen können, ohne in instabilen Verhältnissen zu andern Processen der Welt zu bleiben, und damit einer Tendenz zur gegenseitigen Anpassung und hiemit Abänderung zu unterliegen, so dass zu Gunsten wachsender Stabilität des Ganzen die des Einzelnen zeitweis leiden kann, bis dasselbe durch die demgemässen Aenderungen an dem Stabilitäts-Gewinn des Ganzen selbst Theil nimmt. Was aber so von dem Gesamtprocesse der Welt in Bezug zu dessen Theil-

processen gilt, gilt auch von dem Gesamtprocesse eines Individuums in Bezug zu seinen Theilprocessen; nur dass der Gesamtprocess eines Individuums immer noch ein Theilprocess des gesammten Weltprocesses bleibt. Hierin liegen mannichfache Conflictte zwischen den Bedingungen der Lust und Unlust, zwischen Streben und Gegenstreben begründet.

Voraussetzlich schliesst die Zusammenhaltung der Vorsehung und des Willens auf einen bestimmten Zweck oder Beschäftigung durch eine einheitlich verknüpfte Mannichfaltigkeit Bedingungen der Stabilität des hiebei unterliegenden psychophysischen Processes ein; und wo weder Eins noch das Andre vorhanden ist, tritt entweder die Unlust der Langeweile ein, indem der eigne Gang der Vorstellungen kein Band, was sie in ein stabiles Verhältniss brächte, zu finden vermag, oder die Unlust eines zersplitterten Eindrucks Seitens von aussen aufgedrungener Vorstellungen. Wenn aber auch der lustvolle einheitliche Eindruck sich bald abstumpft, so mag sich diess theils darauf schreiben lassen, dass die für denselben disponible lebendige Kraft sich nach der Einrichtung des Organismus erschöpft, theils dass die einseitige Beschäftigung durch diesen Eindruck, wodurch doch nur ein Theil oder eine Seite des psychophysischen Systems in ein stabiles Verhältniss versetzt wird, dasselbe übrigens mehr und mehr in instabilen Zustand gerathen lässt und dadurch ein Streben, die Beschäftigung zu wechseln, hervorruft.

Obwohl ich glaube, dass in der hier aufgestellten Ansicht jedenfalls ein, freilich genauerer Bestimmung noch sehr bedürftiger, Kern des Richtigen liegt, verzichte ich doch auf eine eingehendere Erörterung derselben und weitere Anwendung auf die ästhetischen Verhältnisse, da ich die Ansicht damit doch nicht ihres hypothetischen Charakters zu entkleiden und durch sichere und klare Ableitungen daraus die bisher entwickelten Specialprincipe zu ersetzen und entbehrlich zu machen vermöchte. Ueberhaupt müssten wir weiter in der Psychophysik sein, in welche die Frage nach der physischen Begründung von Lust und Unlust gehört, als wir sind, ehe der Versuch solcher Ableitungen gelingen könnte, und wäre es gelungen, so würden wir zwar eine psychophysische Aesthetik, aber nicht eine Aesthetik im heutigen Sinne und nach heutigem Bedürfnisse haben, welche von der innern physischen

Unterlage unsrer Seelenzustände und Seelenbewegungen überhaupt absieht.

Nun zweifle ich freilich, dass sich überhaupt auf rein psychischem Gebiete ein letzter verknüpfender Gesichtspunct für die Entstehung aller Lust und Unlust wird finden lassen, der eine klare und zureichende Ableitung aller ästhetischen Gesetze daraus gestatte. Aber ist nicht vielleicht im Herbartschem System diesem Bedürfnisse entsprochen? Hat es doch in der Psychologie eine neue Bahn eingeschlagen, und liegt nicht auch das, was wir in dieser Beziehung suchen möchten, auf dieser Bahn?

Meinerseits vermöchte ich es aus folgenden zwei Gesichtspuncten nicht da zu finden.

Herbart macht die Entstehung der Lust und Unlust von gegenseitigen Föderungs- und Hemmungsverhältnissen der Vorstellungen abhängig*), aber er hat nicht klar zu machen vermocht, wie die Entstehung der sinnlichen Lust und Unlust unter diesen Gesichtspunct tritt. Denn wenn Herbart (Ges. W., V. S. 30) sagt: »Die angenehmen Gefühle im engsten Sinne nebst ihren Gegentheilen [worunter er die rein sinnlichen versteht] müssen betrachtet werden als entspringend aus Vorstellungen, die sich aber nicht einzeln angeben lassen, ja die vielleicht aus physiologischen Gründen gar nicht gesondert können wahrgenommen werden«, so liegt hierin einerseits von selbst das Zugeständniss, dass die Anwendbarkeit der Hemmungslehre hier auf einen dunklen Punct stosse, andererseits werden physiologische Bedingungen, von denen man abstrahirt sehen möchte, doch zu Hülfe genommen.

Abgesehen aber hievon vermöchte ich mich den fundamentalsten Voraussetzungen und Unterlagen der Herbartschen Hemmungslehre überhaupt nicht zu fügen, indem ich sie mit einer unbefangenen Auffassung und scharfen Analyse der Thatsachen nicht verträglich finden kann.

Zu solchen Puncten rechne ich:

1) Dass eine Mehrheit im Bewusstsein unterschiedener Vorstellungen nicht zugleich bestehen kann, also auch von dem, was in räumlicher Ausdehnung zugleich besteht, nur eine Aueinanderfolge punctueller Vorstellungen möglich ist. — 2) Dass Vorstellungen aus verschiedenen Sinnesgebieten sog. disparate Vorstellungen, einander abgesehen von ihren Complexionen nicht zu verdrängen, im Bewusstsein zu beschränken im Stande sind, also

*) Lehrb. d. Psychol. § 34 ff. und § 95 ff. (ges. W., V. S. 30 ff. u. S. 70 ff.)

z. B. die bei astronomischen Beobachtungen bestehende Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, den Schlag einer Uhr mit dem Durchgang eines Sterns durch den Faden des Fernrohrs gleichzeitig aufzufassen, nur auf Complication der Gehorsvorstellung des Uhrschlages mit Vorstellungen aus dem Gebiete der Sichtbarkeit, als wie der Uhr selbst, wenn nicht gar auf Störung von physiologisches Seite her, beruhe. — 3) Dass ungleichartige (nicht disparate) Vorstellungen, welche auf verschiedene Raum- oder Zeitpunkte bezogen, im Bewusstsein zusammentreffen, sich nach Massgabe ihres Gegensatzes in der Deutlichkeit der Auffassung vielmehr beschränken als contrastmässig heben. — 4) Dass die Theilung der Aufmerksamkeit zwischen an sich gleichartigen Vorstellungen, vermöge deren jede minder deutlich aufgefasst wird, vielmehr auf Ungleichheiten der Lage u. dergl. als auf wirklicher Theilung der auffassenden Kraft beruhe. — 5) Dass eine Berücksichtigung physischer (physiologischer) Einflüsse auf das Psychische wohl so weit aber nicht weiter zugezogen wird, als in unbestimmter Weise auf solche Einflüsse geschoben werden kann, was im reinen Vorstellungsleben zu vorigen Sätzen nicht passen will, ohne dem functionellen Abhängigkeitsverhältniss zwischen physischer und psychischer Thätigkeit in seiner ganzen Ausdehnung und mit Rücksicht auf die gesammten Erfahrungen gerecht zu werden.

Dass Herbart mit der formell präciseaten Anwendung, ja Hauptanwendung, die er überhaupt von seiner Hemmungslehre auf ästhetische Verhältnisse gemacht, d. i. auf die musikalischen Consonanzen und Dissonanzen*), Schiffbruch gelitten, wird man kaum mehr in Abrede stellen. Seine auf Exactheit Anspruch machende Auffassung und Darstellung dieser Verhältnisse und die diesen Anspruch befriedigende derselben Verhältnisse Seitens Helmholtz sind nämlich völlig disparat, lassen keine Zurückführung auf einander zu, und die Herbartsche in ihrer wunderlichen Geschraubtheit erscheint dabei so sehr in Nachtheil, dass der, übrigens auf Herbart fortbauende, Zimmermann die Auffassung von Herbart gegen die von Helmholtz einfach hat fallen lassen.

Nach Allem also halte ich die Frage nach einem allgemeinen Grunde der Lust und Unlust noch nicht erledigt, indem ich die von Andern darüber aufgestellten Ansichten unzulänglich finde, auch von der Hypothese aber, die ich selbst darüber aufgestellt, die sichere Begründung und klare Durchführbarkeit noch nicht dazuthun vermöchte. Immerhin glaube ich, sie einer ferneren Beachtung empfehlen zu dürfen.

*) Ges. W. II. S. 45. VII. S. 3. 246,

XLIV. Anhangsabschnitt über die gesetzlichen Massverhältnisse der Galleriebilder.

4) Vorbemerkungen.

Ich gebe diesen Abschnitt als Anhang, weil er vielmehr einen ästhetisch interessanten Gegenstand betrifft, als dass er selbst ein erhebliches ästhetisches Interesse hätte, obschon ihm nach Abschnitt XXXIII ein solches doch nicht ganz fehlt. Man kann nämlich zu den dort angestellten Betrachtungen die genauen Durchschnittsmasse und von mir sogenannten Normalwerthe verschiedener Bilderklassen (Genre, Landschaft u. s. w.) aus dem Folgenden entnehmen, dabei sich überzeugen, dass, welche Bilderkategorie man ins Auge fassen mag, das Verhältniss der grösseren zur kleineren Dimension durchschnittlich viel kleiner als das des goldenen Schnittes ist. Auch mag man vielleicht einiges praktische Interesse daran nehmen, wieviel Bilder gegebener Klasse (abgesehen vom Rahmen) eine Wand nach Höhe oder Breite aufzunehmen vermag, und in welchem durchschnittlichen Verhältnisse Bilder verschiedener Klassen überhaupt in Gallerieen vorkommen; über was Alles sich Data im Folgenden finden.

Inzwischen würden diese Punkte von im Ganzen nur unerheblichem Interesse keineswegs zu einer so ausnehmend umständlichen und mühseligen Untersuchung der Massverhältnisse der Galleriegemälde Anlass gegeben haben, als ich darauf gewandt habe. Es tritt aber diese Untersuchung hinein in eine, seit lange von mir unternommene, bishernoch nicht abgeschlossene, allgemeinere Untersuchung über die gesetzlichen Massverhältnisse von Collectivgegenständen (d. h. Gegenständen aus unbestimmbar vielen nach Zufallsgesetzen variirenden Exemplaren, wie solche in verschiedensten Gebieten vorkommen,) wovon die artistischen eine besondere Abtheilung bilden. In dieser allgemeinen Untersuchung aber nimmt die Untersuchung der Dimensionen der Galleriegemälde eine wichtige Stelle ein, da die Galleriegemälde aus Gesichtspunkten, von denen ich unter 6) spreche, vor vielen andern Collectivgegenständen geeignet erscheinen, einer, früher*) gelegentlich

*) In der Abhandlung »Ueber den Ausgangswerth der kleinsten Abweichungssumme. Leipzig. Hirzel 1874.« S. 10 ff.

von mir aufgestellten und seitdem weiter entwickelten, Theorie über die allgemeinen Vertheilungsgesetze der Masse von Collectivgegenständen zum Prüfstein zu dienen, und weil sie eine entschiedene Bestätigung derselben gewähren; ja ich gestehe, diese Untersuchung bloß deshalb an diesem, doch nur sehr beiläufige Anknüpfungspunkte dafür darbietenden, Orte mitzutheilen, weil ich sonst vielleicht überhaupt nicht mehr dazu kommen würde sie mitzutheilen, es aber Schade sein möchte, wenn die Resultate einer Untersuchung, deren Mühe sich kaum jemand wieder nehmen dürfte, verloren gingen, da ihre Tragweite auf das ganze Gebiet der Collectivgegenstände übergreift, über deren gesetzliche Massverhältnisse bisher noch gar nichts Genügendes vorlag. Denn eine von Quetelet (in s. *Lettres sur la probabilité*) aufgestellte, scheinbar sehr ansprechende, Theorie über die, im Folgenden mit zur Sprache kommenden, weil die Galleriebilder in hohem Grade mit treffenden, asymmetrischen Vertheilungsverhältnisse der Collectivgegenstände hat sich nach meiner Untersuchung nicht bloß bei dem hier behandelten Gegenstände, sondern überhaupt, mit den That-sachen ganz unvereinbar gezeigt.

Abgesehen von jenem unerheblichen ästhetischen und diesem erheblicheren mathematischen Interesse kann die folgende Untersuchung doch auch ein allgemeineres Interesse dadurch in Anspruch nehmen, dass sie eine so zu sagen geheim in den Dimensionsverhältnissen der Gemälde steckende, mit Collectivgegenständen von ganz abweichender Natur gemeinsame, Gesetzmäßigkeit ans Licht zieht, die man bei diesen Erzeugnissen freier menschlicher Thätigkeit nicht zum Voraus vermuthen dürfte.

In der That sollte man für den ersten Anblick meinen, dass die Bildergrößen von so mannichfachen, zufällig wechselnden, Verhältnissen des Inhaltes, des Raumbedürfnisses, der Subjectivität der Künstler und sonst Zufälligkeiten abhängen, dass von gesetzlichen Massverhältnissen derselben überhaupt nicht die Rede sein könnte. Hiegegen wird man vielleicht nicht ohne Verwunderung folgendes sehen, dass sich manches ganz Allgemeingültige darüber für alle Bilderklassen, so wie manches charakteristisch Verschiedene für die verschiedenen Klassen aussagen lässt. Jede Klasse und Abtheilung ist durch gewisse Hauptwerthe (M , G , C , D' , D) andern gegenüber charakterisirt, und verstehen wir unter Vertheilung die Bestimmung, wie viel Bilder von gegebener Höhe h und Breite b

unter einer gegebenen grossen Zahl von Bildern gegebener Klasse und Abtheilung vorkommen, oder anders ausgedrückt, wie sich die Zahl einer gegebenen Art von Bildern nach ihrer Höhe und Breite vertheilt, so zeigen die Vertheilungstafeln aller Klassen und Abtheilungen denselben Hauptgang der Vertheilung, der sich aber nach der Grösse und Lage der Hauptwerthe darin specialisirt; ja man kann in den gut definirten Klassen und Abtheilungen, nach Bestimmung weniger Constanten (D' , b , b') aus der Erfahrung, zum Voraus berechnen, wie viel Bilder von gegebener Höhe und Breite unter einer gegebenen grossen Zahl derselben zu erwarten sind. *)

Als Bilderklassen unterscheide ich hier religiöse, mythologische, Genre-, Landschafts- und Stilleben-Bilder, wie unter 7) näher angegeben werden wird. Auf diese Klassen nämlich hat sich die Untersuchung erstreckt; doch sind aus weiterhin anzugebenden Gründen die religiösen und mythologischen nur zu wenigen Bestimmungen mit zugezogen worden. In jeder Klasse aber sind, wie schon im 33. Abschn. bemerkt, zwei Abtheilungen zu unterscheiden, nämlich von Bildern, in denen die Höhe h grösser als die Breite b ist, und solchen, von denen das Umgekehrte gilt, erstere mit $h > b$, letztere mit $b > h$ zu bezeichnen. Zwischen beiden Abtheilungen sind die nach 4) sehr selten vorkommenden quadratischen Bilder, abwechselnd, wie sie sich darboten, gleich vertheilt worden. **) Es sind aber auch aus der Zusammenrechnung

*) Der Mathematiker denkt hiebei natürlich gleich an das Gauss'sche Gesetz zufälliger Abweichungen als normirend; aber diess gilt in der von Gauss aufgestellten Fassung nur für Symmetrie der Abweichungen bezüglich des arithmetischen Mittels, die bei Gemäldedimensionen nicht besteht, und für arithmetische (nicht verhältnissmässige) Abweichungen, womit man bei Gemäldedimensionen nicht auskommt. Es lässt sich aber, wie unter 6) zu zeigen, das Gauss'sche Gesetz durch gewisse Modificationen für unsern Fall anwendbar machen, und der Hauptzweck der Untersuchung ist dahin gegangen, diese Modificationen theoretisch zu bestimmen und erfahrungsmässig zu bewahren.

**) Diess ist jedenfalls richtiger, als sie sowohl der einen als andern Abtheilung ganz zuzurechnen, weil bei den als quadratisch aufgestellten Bildern doch bald die eine, bald die andre Dimension um etwas grösser als die andre sein wird, nur dass die Messung sehr kleine Unterschiede nicht berücksichtigt.

der Exemplare beider Abtheilungen Bestimmungen gezogen, welche für das h oder b derselben gemeinsam gelten.

Hienach nun bedeutet z. B. $h, h > b$ Höhenmasse von Bildern, deren $h > b$, ferner $b, h > b$ Breitenmasse von Bildern, deren $h > b$ u. s. f.; endlich Combin. b oder Combin. h Breitenmasse oder Höhenmasse von Bildern der vereinigten Abtheilungen $h > b$ und $b > h$.

Zur genaueren Beurtheilung der folgenden Data gehören noch manche Nebenangaben, die ich zu grösserem Theile erst unten unter 7) im Zusammenhange gebe. Zunächst nur Folgendes.

Es sind nur Galleriebilder und zwar aus den 22 unter 7) angegebenen öffentlichen Gallerieen gemessen, oder vielmehr die, in den Galleriekatalogen angegebenen, Masse, auf die Bildergrösse im Lichten des Rahmens gehend, benutzt, und der Vergleichbarkeit halber alle auf metrisches Mass reducirt.

Als Einheit der Masse gilt daher auch folgendes ausnahmslos der Meter = 3,1862 preuss. Fuss = 3,0784 paris. Fuss. Für den Flächenraum $h b$ vergleicht sich 1 Qu. Meter mit 10,156 preuss. Qu. F. oder 9,477 par. Qu. F.

Hier und da wird man im Folgenden einer Zahl ein ! beigelegt finden, was bedeutet, dass sie auffällig ist, ohne dass eine Controle ihrer Bestimmung zu einer Aenderung derselben geführt hat.

2) Vertheilungstafeln und Bestimmungsstücke der Galleriebilder.

Unter einer Vertheilungstafel verstehe ich eine Tafel, welche die vorkommenden Masse nach ihrer Grösse geordnet aufführt und jedem Masse die Zahl, wie oft es vorkommt, beifügt. In meinem unmittelbar auf die Kataloge gestützten originalen Vertheilungstafeln schreiten die Masse überall um 0,01 Meter (= 4,59 preuss. Lin., = 4,43 par. Lin.) vor; unten aber gebe ich Tafeln, welche die Zahlen für grössere Intervalle, hiermit für eine Mehrheit von Masswerthen zusammenfassen.

Blickt man auf die Originaltafeln, so sieht man darin die den Massen beigegebenen Zahlen sich so unregelmässig ihrer Grösse nach folgen, dass man in der That meinen sollte, an eine Regel sei nicht zu denken. Zur Probe gebe ich ein Stück aus der, im Ganzen 775 Exemplare befassenden, Vertheilungstafel für Genre $h, h > b$,

also nach angegebener Bezeichnungsweise für die Höhenmasse h bei Genrebildern, deren Höhe grösser als die Breite ist.

I. Probe aus den originalen Vertheilungstafeln
(Genre h , $h > b$).

Mass	Zahl	Mass	Zahl
0,29	13	0,40	9
30	15	41	17
31	13	42	14
32	20	43	14
33	21	44	12
34	9	45	15
35	17	46	10
36	13	47	17
37	22	48	10
38	26	49	12
39	8	50	4
		51	12

u. s. w.

Es kamen also 21 Bilder auf das Höhenmass 0,33 Meter, blos 9 auf 0,34 Meter, dann wieder 17 auf 0,35 Meter u. s. f. Aehnlich stellt sich die ganze Tabelle für Genre b , $h > b$ dar, und stellen sich alle Tafeln der andern Klassen und Abtheilungen dar, was der Behauptung, dass die Vertheilung der Galleriebilder bestimmten Regeln unterliege, direct zu widersprechen scheint.

Inzwischen ändert sich die Sache und nehmen die Tafeln gleich ein ganz andres Aussehen an, wenn man die Zahlen für grössere, nur immer gleiche Massintervalle zusammenfasst, also z. B. statt die Zahl für jedes um 0,04 Meter vom folgenden verschiedene Mass besonders aufzuführen, die Zahlen für ganze Intervalle von 0,4 Meter Grösse ($= 3,82$ preuss. Zoll., $= 369$ paris. Zoll.) also für das Zehnfache der Originaltafeln, zusammenfasst. Hier folgen die so reducirten Tafeln für beide Abtheilungen von Genre und Landschaft, und $h > b$ von Stilleben, wonach z. B. 133 Höhenmasse von Genrebildern, deren Höhe grösser als die Breite, im Intervall von 0,2 bis 0,3 Meter Höhe enthalten sind. Die Totalzahl m der Exemplare jeder Klasse und Abtheilung ist unten angegeben. Vielen Zahlen der Tabelle sieht man eine Decimale 0,5 beigelegt. Dies rührt daher, dass Zahlen, die auf den Gränzwertb eines Intervalles selbst fielen, halb dem einen halb

dem andern der dadurch geschiedenen Intervalle zugerechnet worden sind, was bei ungeraden Zahlen eine halbe Einheit mitführt. So hat sich z. B. aus dem S. 277 gegebenen Stück der

II. Vertheilungstafeln für Genre, Landschaft und Stillleben.

Mass- Intervalle (Meter)	Genre				Landschaft				Stillleben	
	$h > b$		$b > h$		$h > b$		$b > h$		$h > b$	
	h	b	h	b	h	b	h	b	h	b
0 — 0,1	0	5	0	0	0	0	6,5	1,5	0	0
0,1 — 0,2	30,5	88	23	6	2	8,5	66	18	0	4
0,2 — 0,3	133	190,5	90,5	38,5	17,5	23	200,5	90	10,5	16,5
0,3 — 0,4	161	167,5	109	78,5	26,5	53,5	278,5	166	14,5	44
0,4 — 0,5	127,5	100,5	114,5	80,5	32,5	40	257,5	189	50,5	45
0,5 — 0,6	75,5	62,5	79,5	75,5	23	33	219	168	27	51
0,6 — 0,7	70	58,5	65,5	86	41,5	21	165	202	31,5	45
0,7 — 0,8	47	34,5	40,5	34,5	25	13,5	139	135,5	29	32
0,8 — 0,9	39,5	18	28	63,5	8,5	20	79	139,5	38	22
0,9 — 1,0	20,5	24	33	36,5	20,5	14	93	125,5	23,5	17,5
1,0 — 1,1	12,5	8	17	26,5	43,5	8,5	69	78	17,5	12
1,1 — 1,2	11,5	10	25,5	29	10	9	45	63	14,5	2,5
1,2 — 1,3	12,5	2,5	24	24	6,5	5	36,5	58,5	16	6,5
1,3 — 1,4	12,5	1,5	11	12	7,5	2	28,5	71,5	5,5	3
1,4 — 1,5	7,5	5	15	19	7,5	10	19,5	39	2	1
1,5 — 1,6	11	2,5	6	9,5	5	9,5	29	33,5	1	3
Rest.	3	2,5	20	82,5	36	14,5	62,5	215,5	17	3
m	775	775	702	702	282	282	1794	1794	308	308

Originaltafeln für Genre h , $h > b$ die in der vorstehenden Tafel gegebene Zahl 161 für das Intervall 0,3 bis 0,4, und 127,5 für 0,4 bis 0,5 ergeben. Will man die Masszahlen von h oder b für das combinirte $h > b$ und $b > h$ haben, so braucht man bloß die Masszahlen beider Abtheilungen dafür zu addiren.

Man sieht, daß die Vertheilung überall wesentlich denselben Gang befolgt. Ueberall giebt es ein Intervall, nennen wir es das Hauptintervall, worin die im Druck hervorgehobene Masszahl ein Maximum ist, von wo an nach beiden Seiten die Masszahlen rasch abnehmen, und zwar liegt das Hauptintervall dem obern Ende der Tafel, welches mit den kleinsten Massen anfängt, viel näher als dem untern, welches mit den grössten Werthen abschliesst, was sogar noch viel auffälliger sein würde, wenn nicht die Zahlen für alle Masse über 1,6 Meter in Bausch und Bogen (als Rest) zusammengefasst wären. Hiemit bietet die Tafel ein besonders interessantes Beispiel eines Collectivgegenstandes von sehr stark asymmetrischer Vertheilung dar. Dabei sieht man, dass der Gang der Werthe vom Hauptintervall ab nach beiden Seiten sich einem regelmässigen sehr genähert hat. Hier und da freilich, so namentlich bei Genre b , $b > h$, Landschaft h , $h > b$ und b , $b > h$, finden auch noch starke Unregelmässigkeiten statt, und fehlen nirgends bei den kleinen Zahlen im untersten Theile der Tafel; aber es lässt sich voraussetzen, dass diese vollends verschwinden oder sich doch sehr mindern würden, wenn eine viel grössere Zahl der Exemplare zu Gebote gestanden hätte, so wie sie sich auch um so mehr ausgleichen, in je grössere Intervalle man die Masse zusammenfasst. Man rechne z. B. die Masszahlen für je zwei aufeinanderfolgende Intervalle zusammen, so wird diess sehr spürbar. Ja stände eine sehr grosse Zahl von Massen zu Gebote, so möchten bei günstiger Bestimmungsweise der Klassen selbst die grossen Unregelmässigkeiten verschwinden, welche sich in dem Probestück S. 277 bei Fortschritt der Masse um 0,01 Meter zeigen.

Einen ganz ähnlichen Gang als die Genre-, Landschafts- und Stillleben-Bilder zeigen auch die religiösen und mythologischen, nur dass bei diesen Klassen, unstreitig wegen ungünstiger Zusammenfassung der darunter gerechneten Bilder, worüber 7) nachzusehen, einige sehr grosse Unregelmässigkeiten im Gange bleiben, die sich kaum durch vergrössertes m ausgleichen dürften, daher sich diese Klassen nicht zur Prüfung der Vertheilungsgesetze eignen

und nicht so weit von mir durchgearbeitet worden sind als die andern. Von Stillleben $b > h$ lag überhaupt nur die für eingehende Untersuchungen in diesem Felde zu kleine Zahl 204 vor, daher auch hier verhältnissmässig stärkere Unregelmässigkeiten geblieben sind als dass sich eine vollständige Durcharbeitung gelohnt hätte.

In Rücksicht dessen stelle ich allgemein in den folgenden Tabellen Genre und Landschaft, als die am vollständigsten durchgearbeiteten Klassen, voran, religiöse und mythologische Bilder, als die am wenigsten durchgearbeiteten, zuletzt.

Will man eine genauere vergleichende Charakteristik der Massverhältnisse der Galleriegemälde (oder überhaupt eines Collectivgegenstandes *) haben, so muss man aus den Vertheilungstafeln gewisse Werthe ableiten, welche ich Bestimmungsstücke nenne und wovon ich die wichtigsten, M, G, C, D', D, als Hauptwerthe in folgender Tabelle vereinige, unter Vorausstellung der Zahl der Exemplare m, woraus sie abgeleitet sind.**) Folgende die Bedeutung der Buchstaben und hiemit der Hauptwerthe, zu deren Bezeichnung dieselben dienen. Unter a wird in folgender Erläuterung ganz allgemein das Mass der Höhe oder Breite eines einzelnen Exemplares verstanden.

M, arithmetisches Mittel, durch Summation aller a der gegebenen Klasse und Abtheilung, und Division mit der Zahl m derselben erhalten.

G, geometrisches oder Verhältnissmittel, der Werth, welcher in gleichem (zusammengesetzten) Verhältniss von grössern Massen überstiegen und von kleinern unterstiegen wird, so zu erhalten, dass man die Summe der Logarithmen aller a mit m dividirt, und zum Quotienten die Zahl in den Logarithmentafeln sucht, ist mathematisch nothwendig stets etwas kleiner als M.

* Man wird leicht erkennen, dass ich beim Eingehen auf die folgenden Specialitäten das allgemeinere Interesse der Behandlung solcher Gegenstände im Auge habe. Die Galleriegemälde bieten nur eben ein geeignetes Beispiel der Erläuterung dessen, worauf dabei überhaupt zu achten, dar.

**) Die Ableitung dieser Hauptwerthe sowie aller folgenden Bestimmungsstücke ist direct aus den Originaltafeln von der Form der Tabelle I, nicht aus den reducirten Tafeln von der Form der Tabelle II geschehen; da durch die Reduction zwar die Uebersichtlichkeit wächst, aber die Möglichkeit genauer Ableitungen sich mindert, bei welchen die zufälligen Unregelmässigkeiten sich durch Meuge und Richtungsgegensatz zu compensiren haben.

C, Centralwerth oder Werthmitte, der Werth, der in einer nach der Grösse der Masse a geordneten Reihe die mittelste Stelle einnimmt, also eine gleiche Zahl, nicht wie M eine gleiche Summe, von Abweichungen nach beiden Seiten von sich abhängig hat. (Genauigkeits halber von mir aus jedem der 4 Intervalle von 0,04 Grösse in welchen C liegt, durch Interpolation besonders bestimmt und das Mittel der, im Allgemeinen wenig von einander abweichenden, Bestimmungen genommen.)

D, einfach dichtester Werth, d. i. der Werth, bezüglich dessen die Abweichungen (nicht verhältnissmässig dazu, sondern einfach, absolut, arithmetisch genommen,) um so seltener werden, je grösser sie sind, und um den sich daher die Einzelwerthe a am dichtesten zusammendrängen, oder welcher bei Theilung der Vertheilungstafel in gleiche kleine Intervalle die Mitte dessen bildet, welches die grösste Zahl von Massen a einschliesst, die Unregelmässigkeiten der Vertheilungstafel dabei als ausgeglichen vorausgesetzt.

D', dichtester Verhältnisswerth (im 33. Abschn. als Normalwerth aufgeführt) d. i. der Werth, bezüglich dessen die Abweichungen um so seltener werden, je grösser sie im Verhältniss dazu sind, mathematisch dadurch bestimmbar, dass man alle a durch ihre Logarithmen ersetzt, den dichtesten Werth dieser Logarithmen im selben Sinne und derselben Weise sucht, als der einfach dichteste Werth aus den a selbst gesucht wird, und zu dem so erhaltenen Werthe D_{\log} oder $\log D'$ die Zahl D' in den Logarithmentafeln sucht. Fällt nicht mit D selbst genau zusammen, da die Logarithmen anders als die zu ihnen gehörigen Zahlen fortschreiten, sondern ist stets etwas grösser. *)

Da die auf Beobachtung gegründeten Vertheilungstafeln noch

*) Man konnte allerdings meinen, dass der aus dem dichtesten logarithmischen Werthe $\log D'$ gefundene dichteste Verhältnisswerth D' mit D selbst überall zusammenfallen müsse; denn wenn sich in einer Vertheilungstafel auf ein gewisses a die grösste Zahl häuft, so dass diess a als D auftritt, so bleibt dieselbe Maximumzahl auch noch auf dem Logarithmus derselben haften, nachdem man alle a auf ihre Logarithmen gebracht hat. Aber factisch kann man weder D nach D' nach der Maximumzahl bestimmen, welche auf einen einzelnen Werth, der um endliche Differenzen von den nächsten abliegt, fällt, sondern nur aus einem Zusammenhange mehrerer, wo sich dann der Unterschied geltend macht.

Unregelmässigkeiten enthalten, so sind die Werthe D, D' nicht unmittelbar genau daraus zu finden; die in folgender Tabelle gegebenen Werthe sind vielmehr Rechnungswerthe, welchen die möglichste Ausgleichung der Unregelmässigkeiten bei der Bestimmung unterliegt. Näheres über die Bestimmungsweise von D und D' nach Beobachtung und Rechnung ist unter 6) gesagt.

III. Hauptwerthe für h und b (im metrischem Masse).

	h > b		b > h		Combin.	
	h	b	h	b	h	b
Genre.						
m	775	775	702	702	1477	1477
M	0,544	0,436	0,638	0,366	0,589	0,640
G	0,467	0,374	0,538	0,720	0,500	0,510
C	0,446	0,358	0,514	0,678	0,478	0,494
D'	0,376	0,308	0,436	0,545	0,403	0,439
D	0,350	0,277	0,397	0,496	0,373	0,382
Landschaft.						
m	282	282	1794	1794	2076	2076
M	0,881	0,691	0,647	0,903	0,679	0,874
G	0,733	0,587	0,545	0,752	0,567	0,728
C	0,701	0,546	0,533	0,744	0,557	0,712
D'	0,594	0,417	0,493	0,713	0,557	0,660
D	0,523	0,392	0,430	0,605	0,481	0,591
Stillleben.						
m	308	308	204	204	512	512
M	0,806	0,622	0,710	0,952	0,768	0,764
G	0,726	0,577	0,601	0,835	0,673	0,668
C	0,730	0,589	0,557	0,766	0,673	0,650
D'	0,747	0,633	—	—	—	—
D	0,673	0,563	—	—	—	—
Religiöse.						
m	3730	3730	1804	1804	5534	5534
M	1,334	1,070	1,1164	1,5614		
C	1,095	0,760	0,961	1,315		
Mythologische.						
m	350	350	609	609	959	959
M	1,417	1,038	1,169	1,580		
C	1,333	0,950	1,049	1,461		

Ich habe zwar die Hauptwerthe so wie die weiterhin anzuführenden Abweichungswerthe noch auf mehr Decimalen berechnet, als ich hier verzeichne; für den Grad der Genauigkeit, den diese Bestimmungen zulassen, reichen aber drei vollkommen hin und ich erwähne Jenes nur, weil ich doch der Berechnung der Bestimmungsstücke auseinander, wo solche statt fand, die Werthe mit mehr Decimalen zu Grunde gelegt habe, was, wenn man die Rechnung nach den hier zu gebenden Daten controliren will, einen unbedeutenden Unterschied in der letzten Decimale mitführen kann.

Vor Discussion der Werthe dieser Tabelle ist darauf aufmerksam zu machen, dass diese Werthe nur als mehr oder weniger angenähert gelten können. Die ganz richtigen Werthe würden wir haben, wenn wir alle Galleriegemälde die existiren, existirt haben und existiren werden, zur Bestimmung voriger Werthe hätten ziehen können; aber nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen lassen sich die aus endlichem m abgeleiteten Werthe um so angenäherter als richtig voraussetzen, aus je grösserm m sie abgeleitet sind, und je weniger sich Unregelmässigkeiten im Gange der Werthe verrathen. Mit Rücksicht hierauf lässt sich von manchen Werthen voriger und folgender Tabellen, welche nur angenähert gleich sind, vermuthen, dass die richtigen ganz gleich sein würden, und dass Gesetze, die sich nur angenähert durch die Werthe der Tabellen bestätigt finden, bei voller Richtigkeit derselben sich ganz bestätigen würden. Mittelst der später folgenden Bestimmungen (z , v , v , v') liessen sich übrigens Sicherheitsbestimmungen über die vorigen Hauptwerthe gewinnen, worauf ich doch hier nicht eingehe, um dafür folgenden Bemerkungen Raum zu geben.

Zuvörderst lassen sich aus den Werthen des m in voriger Tabelle Bestimmungen über die relative Häufigkeit des Vorkommens von Bildern gegebener Klasse und Abtheilung in Gallerieen ableiten, wobei freilich zu erinnern, dass die Verhältnisse dieser Häufigkeit sich nach den einzelnen Gallerieen sehr unterscheiden; die Specialstatistik in dieser Hinsicht würde nur zu viel Raum im Verhältniss zu ihrem Interesse kosten. Halten wir uns an das Gesamttergebniss der 22 Gallerieen, so folgen sich (ohne Unterscheidung der Abtheilungen $h > b$ und $b > h$) nach der Columne Combin. die 5 untersuchten Klassen in Betreff der Häufigkeit der Bilder so: Religiöse, Landschaften, Genre, mythologische, Still-

leben. Das Verhältniss der Landschaften zu Genre insbesondere (2076 : 1477) übersteigt etwas das Verhältniss 4 : 3.

Von Genrebildern sind die, deren Höhe grösser als die Breite ($h > b$) etwas zahlreicher, als die, deren Breite grösser als die Höhe ($b > h$), wogegen bei Landschaften die $b > h$ mehr als 6 mal so zahlreich sind als die $h > b$. Einiges Interesse kann es haben, dass bei religiösen Bildern die $h > b$ ungefähr doppelt so zahlreich sind als die $b > h$, unstreitig, weil der Himmel oft in grosser Höhe zur Darstellung zugezogen wird, während bei den mythologischen Bildern umgekehrt die Breite bevorzugt ist, indem der $b > h$ fast doppelt so viel (609 gegen 350) sind als der $h > b$.

Was die Hauptwerthe anlangt, so ist man bei Collectivgegenständen überhaupt gewohnt, bloss das arithmetische Mittel M zu berücksichtigen, das um gleiche Summen von Abweichungen überschritten und unterschritten wird. Indess leuchtet ein, dass es an sich eben so viel Interesse hat, den Werth G zu kennen, der statt um gleiche Summen, in gleichem Verhältniss von den andern Werthen überschritten und unterschritten wird, den Werth C , der die Gesammtheit der Werthe der Zahl nach mittendurch theilt, und die Werthe D' und D , um welche sich die Werthe im einen und andern Sinne am dichtesten schaaren.

Bei den meisten Collectivgegenständen nun fallen alle Hauptwerthe nahe mit dem M und untereinander zusammen, doch giebt es auch Gegenstände mit stärker von einander abweichenden Hauptwerthen; nach Ausweis voriger Tabelle gehört unser Gegenstand dazu und lässt dabei folgendes gesetzliche Verhältniss zwischen diesen Werthen erkennen.

In allen Klassen und Abtheilungen nimmt M der Grösse nach die oberste Stelle, C die mittelste, D die letzte Stelle ein; indess G , C , D' die Grössenordnung gegen einander wechseln können, indem bei Stillleben $h > b$ die Grössenordnung umgekehrt als bei den andern ist. Auch kann diess nach der unter 6) zu besprechenden Vertheilungstheorie sehr wohl der Fall sein, als welche überhaupt nur fordert, dass C der Grösse nach zwischen G und D' falle.

Hat man die Vertheilungstafeln, so wie in Tabelle II geschehen, auf so grosse Intervalle gebracht, dass die Unregelmässigkeiten des Ganges in der Hauptsache ausgeglichen erscheinen, so kann man die Lage des einfach dichtesten Werthes D schon ungefähr daraus

bestimmen, indem sie weit überwiegend im Hauptintervall, welches die grösste Zahl vereinigt, zu finden, wie man sich in der That überzeugen kann, wenn man in Tabelle II die Intervalle aufsucht, in welchen die hier in Tabelle III gegebenen Werthe von D liegen. Doch kann die Lage des richtigen D auch in ein Nachbarintervall des empirisch bestimmten Hauptintervalls fallen, sei es wegen Unregelmässigkeiten, die sich bei Berechnung des D aus dem allgemeinen Gange der Werthe mehr oder weniger ausgleichen, (so bei Genre b , $b > h$) sei es, weil durch veränderten Ausgang der Intervalle das Hauptintervall sich demgemäss verschieben kann, (so bei Landsch. h , $h > b$) daher man ein paar Ausnahmen von der Lage des D im Hauptintervall bei jener Aufsuchung finden wird. — Die Grösse von D' lässt sich aus der von G und C berechnen, worüber Näheres unter 6).

Insofern die Hauptwerthe nicht unter einander zusammenfallen, kann für den ersten Anblick eine Verlegenheit entstehen, welchen von ihnen man bevorzugen soll, wenn es gilt, allgemeine Grössenvergleiche zwischen den Bildern verschiedener Klassen und Abtheilungen anzustellen. Wo es nun, wie im 33. Abschn., blos darauf ankommt, die Grössenordnung in Betracht zu ziehen, ist es gleichgültig, an welchen man sich halten will, weil nach vorstehender Tabelle zwar keine genaue Proportionalität, aber doch dieselbe Ordnung der Grösse nach zwischen ihnen in den verschiedenen Klassen und Abtheilungen besteht. Im Grunde freilich kann ein rein quantitativer Vergleich nur nach den beiden Mittelwerthen M , G geschehen, indess der Centralwerth C und die beiden dichtsten Werthe D' , D für die Anordnungs- und Abhängigkeitsverhältnisse der Werthe bedeutsamer sind. Wollte man z. B. einen Grössenvergleich zweier Arten von Bildern nach einem der dichtsten Werthe vornehmen, so würde es analog sein, als wenn man zwei Menschen nach dem Gewicht oder Raumumfange ihres Gehirns oder Herzens vergleichen wollte, welche zwar im Allgemeinen mit dem des ganzen Menschen parallel gehen, ohne aber damit proportional zu gehen; wogegen die beiden Mittel, nur in verschiedenem Sinne, direct massgebend für das Totalgewicht oder den totalen Raumumfang sind. Von diesen Mitteln hat das arithmetische M ein allgemeineres und praktischeres Interesse insofern, als sich danach unmittelbar ergibt, wie viel Exemplare durchschnittlich dazu gehören, einen gegebenen Raum nach dieser oder jener Dimension zu erfüllen; auch ist es

bezüglich der einfachen Dimensionen h , b , einfacher zu bestimmen als G , weil dazu nicht auf die Logarithmen der a zurückgegangen zu werden braucht; aber das ändert sich wenn man zu den Verhältnissen $\frac{h}{b}$ und Flächen hb übergeht, deren Verhältnissmittel man unmittelbar aus den G der h und b bestimmen kann, nicht so aber deren arithmetisches Mittel aus den M der h und b ; auch lässt sich bemerktermassen D' nach G und C aber nicht nach M und C berechnen, wie unter 6) zu zeigen. Andererseits hat von den zwei dichtesten Werthen der einfach dichteste D ein mehr auf der Hand liegendes Interesse, sofern unmittelbar danach beurtheilt werden kann, um welche Dimensionen herum sich die Bilder am meisten häufen; aber D' hat ein tieferes und wichtigeres Interesse, sofern die ganze Vertheilung der Werthe davon abhängig ist, und D wohl nach D' und einem davon abhängigen Werthe (v .) aber nicht umgekehrt berechnet werden kann. Hienach möchte ich D' überhaupt als den bedeutsamsten unter den Hauptwerthen ansehen und habe daher auch diesen Werth im 33. Abschnitt als Normalwerth aufgeführt. C hat das Interesse dass man nach Kenntniss desselben gleich viel wetten kann, ein Bild werde auf die eine oder andre Seite desselben fallen, und wenn z. B. ein Bild grösser als C ist, wissen kann, dass dasselbe mehr kleinere Bilder unter sich als grössere über sich hat, umgekehrt, wenn das Bild kleiner als C ist.

3) Asymmetrie- und Abweichungsverhältnisse, Extreme.

In den Hauptwerthen sind Centra der Vertheilung gegeben; genauer aber sind die Vertheilungsverhältnisse erst zu beurtheilen, wenn man theils die Zahl der Werthe a , welche kleiner und grösser als die Hauptwerthe sind und hiemit die Zahl der Abweichungen der einzelnen a von den Hauptwerthen nach beiden Seiten kennt, theils die durchschnittlichen Abweichungen, mittelst deren man erfährt, ob eine Klasse oder Abtheilung wenig oder viel um ihre Hauptwerthe schwankt. Hiezu dienende Werthe sind in folgender Tabelle enthalten.

Darin bedeuten m , m' die Zahl der negativen und positiven Abweichungen von M , und g , g' die von G . Die Zahl der Abweichungen bezüglich C ist dem Begriffe von C gemäss nach beiden Seiten gleich; die Zahl bezüglich D' wird, als wichtig für die Ver-

theilungsrechnung, unter 6) gegeben werden; die Zahl bezüglich D lasse ich Kürze halber bei Seite. (Zur genaueren Bestimmung der Abweichungszahlen ist, entsprechend als bei Bestimmung von C, 4fache Interpolation der 4 Intervalle von 0,04 Grösse, in denen der betreffende Hauptwerth liegt und Mittelziehung aus den 4 Bestimmungen angewandt worden.)

Ferner bedeutet ϵ die mittlere Veränderung oder einfach mittlere Abweichung bezüglich M, so erhalten, dass die Summe der Abweichungen aller a von M (negative mit den positiven nach absolutem Werthe zusammengerechnet) mit der Gesamtzahl derselben m dividirt wird; — v die mittlere Verhältnissabweichung bezüglich des Verhältnissmittels G, welche angiebt, in welchem durchschnittlichem Verhältnisse G von den einzelnen a unterstiegen und überstiegen wird, so erhalten, dass alle a auf ihre Logarithmen gebracht, die Differenzen dieser Logarithmen von $\log G$ genommen, die Summe dieser Differenzen, (positive und negative nach absolutem Werthe zusammenaddirt) mit m dividirt, und zum Quotienten die Zahl in den Logarithmentafeln gesucht wird.

Man kann nun zuvörderst bemerken, dass die Asymmetrie bezüglich M überall negativ, d. i. die Zahl m, der negativen Abweichungen von M grösser als die der positiven m' ist, und zwar sehr beträchtlich grösser ist, indess die durch das Verhältniss zwischen g. und g' bestimmte Asymmetrie bezüglich G geringer und bei Stillleben $h > b$ sogar für h fast fehlend und für b von entgegengesetzter Richtung als bezüglich M ist. Nach dem Begriffe von C ist sie überhaupt negativ oder positiv bezüglich eines Hauptwerthes, je nachdem er grösser oder kleiner als C ist.

Zweitens kann man bemerken, dass h mit dem zugehörigen b in der Asymmetrie (dem Verhältniss zwischen der positiven und negativen Abweichungszahl) sowohl bezüglich M als G allgemein übereinstimmt, indem die geringen Unterschiede, welche die Tabelle dazwischen zeigt, als zufällig betrachtet werden können. Nur bei den Religiösen ist der Unterschied in dieser Beziehung zwischen h und b etwas grösser; aber die grossen Unregelmässigkeiten dieser Klasse erlauben überhaupt nicht, sichere gesetzliche Bestimmungen daraus zu gewinnen.

Der Werth ϵ giebt Aufschluss über die durchschnittliche Schwankungsgrösse der Einzelexemplare um das arithmetische

Mittel M, und nach Vergleich der Werthe ϵ dieser Tabelle mit den Werthen von M in Tabelle III sieht man, dass, je grösser M, so grösser auch die Schwankung; wogegen die, aus den mitgetheilten

IV. Tabelle über die Asymmetrie und Abweichungsverhältnisse von h und b.

	$\overbrace{h > b}$		$\overbrace{b > h}$		$\overbrace{\text{Combin.}}$	
	h	b	h	b	h	b
Genre.						
m,	486	483	442	449	928	957
m'	289	292	260	253	549	520
g,	415	411	367	372	786	774
g'	360	364	335	330	694	706
ϵ	0,244	0,196	0,303	0,427	0,274	0,347
v	1,544	1,552	1,608	1,634	1,532	1,707!
Landschaft.						
m,	171	179	1110	1115	1298	1296
m'	111	104	684	679	778	774
g,	152	155	922	907	1081	1060
g'	130	127	872	887	995	1016
ϵ	0,441	0,253	0,303	0,436	0,274	0,347
v	1,635	1,657	1,630	1,657	1,624	1,649
Stillleben.						
m,	175	171	129	132		
m'	133	137	75	72		
g,	153	148	115	116		
g'	155	160	89	88		
ϵ	0,290	0,219	—	—		
v	1,605	1,536	—	—		
Religiöse.						
m,	2267	2505	1060	1096		
m'	1463	1228	744	708		
ϵ	0,755	0,445	0,566	0,806		
Mythologische.						
m,	190	196	344	333		
m'	160	154	255	276		
ϵ	0,661	0,558	0,600	0,742		

Werthen leicht zu berechnende, verhältnissmässige Schwankung $\frac{\epsilon}{M}$ keine sehr starken Unterschiede nach Klassen und Abtheilungen zeigt. Aber die verhältnissmässige Schwankung be-

urtheilt man besser, ohne einer neuen Rechnung dazu zu bedürfen, nach der, auf G bezüglichen, mittleren Verhältnissabweichung v , wo sich unmittelbar zeigt, dass dieselbe zwischen den verschiedensten Bildern nicht sehr stark variirt, nur von 1,582 bis 1,707; und fraglich, ob nicht selbst diese Verschiedenheiten wesentlich nur von unausgeglichene Zufälligkeiten abhängen. Je mehr v von der Einheit abweicht, desto grösser die verhältnissmässige Schwankung; ein Werth $= 1$ würde bedeuten, dass alle Exemplare dieselbe Grösse G haben, mithin gar keine Schwankung in Bezug darauf stattfände.

Sowohl ε als v ändern sich ein wenig mit der Zahl m der Exemplare, aus der sie abgeleitet sind, und bedürfen nach der obigen Bestimmungsweise eigentlich noch einer kleinen Correction, sog. Correction wegen des endlichen m , um sie auf den Normalfall zurückzuführen, dass sie aus einem unendlichen m abgeleitet wären. Doch kann diese Correction, welche um so geringfügiger wird, je mehr m wächst, bei so grossem m , als hier zur Bestimmung von ε und v vorgelegen hat, füglich vernachlässigt werden, und ist auch in den Bestimmungen der Tabelle vernachlässigt worden. Um sie noch vorzunehmen, hätte man das nach obiger Regel bestimmte ε noch mit $\sqrt{\frac{m}{m-1}}$ zu multipliciren, und denselben Correctionsfactor auf den logarithmischen Quotienten anzuwenden, zu welchem die in den Logarithmentafeln gesuchte Zahl das v giebt.

Einfacher, nur minder sicher, als nach den durchschnittlichen ε , v , lässt sich die grössere oder geringere Schwankung der Bilder auch nach dem einfachen Abstände der extremen Werthe von einander oder von den Hauptwerthen beurtheilen; auch hat es ein gewisses allgemeineres Interesse, die grössten und kleinsten Werthe zu kennen, bis zu welchen ein Collectivgegenstand unter einer gegebenen Zahl von Exemplaren gelangt ist, wobei man freilich nicht übersehen darf, dass, wenn die Zahl der Exemplare und hiemit der Spielraum der Abweichungen sich vergrössert hätte, auch wohl die Extreme noch weiter von einander abgewichen sein könnten; sodass man keine festen Werthe in den bei gegebenem m beobachteten Extremen sehen kann. Nicht überschreitbare Gränzen derselben aber sind mathematisch überhaupt nicht angebbar; nur lässt sich im Allgemeinen sagen, dass, wenn die Zahl der Exemplare schon gross ist, sie nach Wahr-

scheinlichkeitsgesetzen in ungeheurem Verhältnisse weiter wachsen muss, wenn ein erheblich grösseres Auseinanderweichen der Extreme erwartet werden soll. Auf genauere Bestimmungen hierüber, die zum Theil auf eigenen theoretischen und empirischen Untersuchungen fussen, kann ich doch an diesem Orte nicht eingehen.

Hiernach gebe ich in folgender Tabelle (wie immer in metrischem Masse) die zwei grössten und zwei kleinsten Werthe von h und b , welche in jeder Klasse und Abtheilung unter der in Tabelle III angegebenen Zahl m von Bildern vorgekommen sind.

V. Die 2 Maxima und die 2 Minima der h und b .

		$h > b$		$b > h$	
		h	b	b	h
Genre.	Max.	2,23. 2,15.	2,12. 1,62.	2,73. 2,40.	4,01. 3,51.
	Min.	0,12. 0,13.	0,09. 0,10.	0,11. 0,12.	0,16. 0,16.
Landschaft.	Max.	3,00. 2,69.	2,44. 2,40.	3,40. 3,40.	4,64. 4,64.
	Min.	0,14. 0,16.	0,11. 0,16.	0,07. 0,07.	0,10. 0,10.
Stillleben.	Max.	2,41. 2,38.	2,28. 1,90.	2,21. 2,04.	3,43. 3,17.
	Min.	0,22. 0,22.	0,16. 0,16.	0,16. 0,17.	0,19. 0,20.
Religiöse.	Max.	10,0. 6,10.	7,69. 5,68.	6,66. 5,95.	12,77. 10,0.
	Min.	0,10. 0,13.	0,07. 0,08.	0,11. 0,11.	0,17. 0,17.
Mythologische.	Max.	4,11. 4,11.	3,25. 3,24.	2,90. 2,22.	5,1. 4,85.
	Min.	0,21. 0,21.	0,14. 0,16.	0,14. 0,14.	0,17. 0,20.

Also betrug z. B. die grösste Höhe h , die bei einem Genrebilde $h > b$ vorgekommen ist, 2,23 Meter, die nächst grösste 2,15 Meter, die kleinste 0,12 Meter, die nächst kleinste 0,13 Meter, u. s. f.; die absolut grösste Höhe (6,66 Meter) und Breite (12,77 Meter) ist bei religiösen Bildern vorgekommen.

4) Bestimmungen über das Verhältniss zwischen Höhe b und Breite b

Um ein mittleres Verhältniss zwischen Höhe und Breite für Bilder einer gegebenen Classe und Abtheilung zu haben, könnte man so verfahren, dass man das Verhältniss $\frac{h}{b}$ oder $\frac{b}{h}$ für jedes einzelne Bild nach Messung seiner Höhe und Breite insbesondere bestimmte und aus diesen sämtlichen Einzelbestimmungen des Verhältnisses das arithmetische Mittel zöge. Aber abgesehen, dass dazu die, bei vielen Exemplaren ausnehmend mühselige, Be-

stimmung so vieler Einzelverhältnisse mittelst Division beider einzelnen Dimensionen durch einander gehörte, liegt auch in der Natur der Sache, dass es für Verhältnisse geeigneter ist, sich an das Verhältnissmittel derselben, welches in gleichem (zusammengesetzten) Verhältnisse von den einzelnen Verhältnissen überstiegen und unterstiegen wird, als an das arithmetische Mittel zu halten.*) Das Verhältnissmittel der $\frac{h}{b}$ oder $\frac{b}{h}$ aber kann einfach dadurch erhalten werden, dass man die besonders bestimmten Verhältnissmittel der h und b , welche in Tabelle III gegeben sind, durch einander dividirt, indem diess mathematisch genau denselben Werth giebt, als wenn man das Verhältnissmittel aus den einzeln bestimmten $\frac{h}{b}$ oder $\frac{b}{h}$ selbst zöge, deren Bildung man sich somit erspart. Damit überhebt man sich freilich nicht der Mühe, die Logarithmen der einzelnen h und b zu bestimmen, sofern diess zur Gewinnung der Verhältnissmittel der h und b in Tabelle III selbst gehört; aber die Mühe würde eine sehr vermehrte werden, wenn man auch noch die Logarithmen der einzelnen $\frac{h}{b}$ oder $\frac{b}{h}$ zu nehmen hätte, um zum Zweck zu gelangen.

Halten wir uns nun an die, aus Tabelle III divisorisch zu gewinnenden Verhältnissmittel der $\frac{h}{b}$ oder $\frac{b}{h}$, indem wir zur Vermeidung ächter Bruchzahlen $\frac{h}{b}$ für $h > b$, und $\frac{b}{h}$ für $b > h$ vorziehen, so finden wir folgende Tabelle.

VI. Verhältnissmittel von $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$.

	V.-M. $\frac{h}{b}$ $h > b$	V.-M. $\frac{b}{h}$ $b > h$	V.-M. $\frac{b}{h}$ Combin.
Genre.	1,250	1,338	1,021
Landschaft.	1,248	1,380	1,282
Stillleben.	1,253	1,388	0,993

*) Diess hat insbesondere den Nachtheil, dass es etwas verschieden ausfällt, je nachdem man es aus den $\frac{h}{b}$ oder (als harmonisches Mittel dazu) aus den $\frac{b}{h}$ bestimmt, also zweideutig ist, ein Nachtheil, dem das Verhältnissmittel der Verhältnisse nicht unterliegt.

Diese Bestimmungen enthalten das, wie mir scheint sehr interessante, Resultat, dass das Verhältniss der grösseren zur kleineren Dimension bei den verschiedensten Bilderklassen denselben (vom goldenen Schnitt sehr abweichenden) Werth hat, — denn die Unterschiede in der Tabelle können als zufällig gelten — einen verschiedenen aber, je nachdem $h > b$ oder $b > h$. Bei $h > b$ verhält sich die Höhe zur Breite merklich genau wie 5 : 4, bei $b > h$ die Breite zur Höhe ungefähr 4 : 3.

Weiter kann man bemerken, dass, während in den beiden Abtheilungen $h > b$ und $b > h$ für sich die Höhe von der Breite in so beträchtlichem Verhältnisse abweicht, hingegen das Verhältniss beider sich in den combinirten Abtheilungen bei Genre und Stillleben fast zur Gleichheit (dem Werthe 1) accommodirt. Allerdings könnte man meinen, da h vom b in geringeren Verhältnisse bei $h > b$ als bei $b > h$ abweicht, müsste letzteres in der Combination den Ausschlag nach seiner Seite geben; aber das compensirt sich ungefähr dadurch, dass sowohl bei Genre als Stillleben die $h > b$ in grösserer Zahl in die Combination eingehen als die $b > h$. Bei Landschaften hiegegen, wo die $b > h$ an Zahl ungeheuer überwiegen, findet eine Compensation nicht statt.

Bei Genre habe ich die Verhältnissmittel $\frac{h}{b}$ für $h > b$, und $\frac{b}{h}$ für $b > h$, noch nach specialen Richtungen verfolgt. Die Constanz dieser Verhältnisse erscheint um so merkwürdiger, wenn man sie für die Bilder verschiedener Gallerien besonders untersucht, indem man dabei so angenähert dieselben Werthe wiederfindet, dass die Abweichung als zufällig gelten kann, wenn nur jede Gallerie oder Zusammenfassung von Gallerieen eine hinreichende Zahl solcher Bilder darbietet, um der Unsicherheit der Bestimmung nicht zu viel Spielraum zu lassen. Diess beweist sich durch folgende Tabelle, in welcher die Exemplare von solchen Gallerieen, die nur eine kleine Anzahl von Genrebildern darboten, zur Mittelziehung zusammengekommen sind.

VII. Verhältnissmittel von $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$ bei Genrebildern
verschiedener Gallerien.

	$h > b$		$b > h$	
	m	V.-M. $\frac{h}{b}$	m	V.-M. $\frac{b}{h}$
Dresden	151	1,276	119	1,334
München a) und b), Frankfurt	126	1,248	103	1,311
Petersburg	122	1,236	87	1,337
Berlin a) und b)	74	1,220	60	1,362
Paris	62	1,225	82	1,357
Braunschweig, Darmstadt	57	1,243	58	1,322
Amsterdam, Antwerpen . .	48	1,241	24	1,332
Wien, Madrid, London . . .	48	1,297	97	1,370
Leipzig a) und b)	48	1,287	34	1,315
Brüssel, Dijon, Venedig, Mailand, Florenz	39	1,226	38	1,345
	775		702	

Auch mit dem absoluten Werthe der Breite b scheint sich nach der Untersuchung von Genrebildern das Verhältniss zwischen h und b nicht erheblich zu ändern; sollte aber eine Aenderung anzunehmen sein, so würde nach folgenden Ergebnissen mit wachsendem b sich $\frac{h}{b}$ bei $h > b$ ein wenig verkleinern, und $\frac{b}{h}$ bei $b > h$ vergrössern also $\frac{h}{b}$ überhaupt sich mit wachsendem b verkleinern. Ich finde nämlich folgende Verhältnissmittel aus folgender Zahl m von Exemplaren zwischen folgenden Grössengrößen:

VIII. Verhältnissmittel von $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$ bei verschiedener
Grösse von b (Genre).

Grössengrößen von b .	$h > b$		$b > h$	
	m	V.-M. $\frac{h}{b}$	m	V.-M. $\frac{b}{h}$
0 — 0,295	274	1,271	42	1,322
0,295 — 0,495	271	1,232	158	1,287
0,495 — 0,695	123	1,228	164	1,322
0,695 — 0,895	54	1,230	98	1,361
0,895 — 1,095	28	1,277	63	1,372
1,095 u. darüber	25	1,229	177	1,386
	775		702	

zugezogenen Bildern nur 84, d. i. 4 auf 126 vor. Wie sie bei der Vertheilung berücksichtigt worden sind, ist S. 275 angegeben.

5) Massbestimmungen für den Flächenraum $h b$.

Um zu wissen, wie viel Fläche von einer gegebenen Zahl von Bildern gegebener Klasse und Abtheilung gedeckt wird, wird man immer das arithmetische Mittel derselben brauchen; abgesehen von diesem einigermassen praktischen Interesse aber wird zur Ziehung von Grössenvergleichen zwischen verschiedenen Klassen und Abtheilungen das Verhältnissmittel vorzuziehen sein, sowohl um in Zusammenhang mit der Bestimmung des mittleren Verhältnisses der Dimensionen zu bleiben, wofür bemerktermassen das arithmetische Mittel nicht wohl brauchbar ist, als, weil man auch hier mit dem Verhältniss den Vorthail hat, nicht die einzelnen $h b$ bilden zu müssen, um es hieraus zu ziehen, da man es mathematisch genau eben so findet, wenn man die zu einander gehörigen Verhältnissmittel der h und b in Tab. III mit einander multiplicirt. So erhält man folgende Werthe für die Verhältnissmittel der Flächenräume in Quadratmetern.

IX. Verhältnissmittel von $h b$.

	$h > b$	$b > h$	Combin.
Genre.	0,1746	0,3877	0,2550
Landschaft.	0,4340	0,4120	0,4433
Stilleben.	0,4188	0,5020	0,4302

Ganz andre, und zwar erheblich grössere, Werthe erhält man, wenn man die arithmetischen Mittel M von h und b in Tab. III mit einander multiplicirt, wie natürlich, da die M allgemein grösser als die G sind, indess man aus entsprechendem Grunde durch Multiplication der C , D' und vollends D von h und b miteinander kleinere Producte erhält. Doch befolgen diese Punkte für die verschiedenen Klassen und Abtheilungen dieselbe Grössenordnung.

Das eigentliche arithmetische Mittel der $h b$, durch Summirung der einzelnen Werthe $h b$ und Division mit der Zahl derselben, habe ich wegen der grossen Mühseligkeit seiner Bestimmung blos für Genre $h > b$ bestimmt und 0,3289 Qu.-M. gefunden, was, wie man sieht, vom oben gefundenen G , Werthe 0,1746 ausser-

ordentlich abweicht. Nicht minder weicht es sehr stark von dem Produkte der arithmetischen Mittel der h und b (in Tab. III) ab, welches 0,2374 ist.

Um sich in leichter Weise von der Möglichkeit einer so grossen Verschiedenheit zu überzeugen, nehme man als einfachstes Beispiel nur zwei Bilder, eins mit der Höhe 4, Breite 2, das andre mit der Höhe 40, Breite 20. Das aus der mittlern Höhe 5,5, und mittlern Breite 44 als Product derselben abgeleitete Mittel ist 60,5, das eigentlich arithmetische Mittel ihrer Flächen 2 und 200 ist 404.

Nachdem ich mir einmal die Mühe gegeben, für Genre $h > b$ bis zu den einzelnen hb und bei Genre $b > h$ wenigstens zu den Logarithmen derselben zu gehen, liessen sich überhaupt, analog als für $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$, folgende Bestimmungsstücke daraus ableiten, welche principiell und nothwendig nur bei G mit den, durch Multiplication der Hauptwerthe aus Tab. III zu erhaltenden, übereinstimmen; doch empirisch auch bei G, D' und v in grösster Annäherung damit übereinkommen, wie man sich durch Vornahme der Multiplication überzeugen kann, während anderseits v , und v' , deren Bedeutung aus 6) zu entnehmen sein wird, merklich mit der Summe der v , und v' übereinkommen, die unter 6) für h und b besonders gegeben werden.

	$hb, h > b$	$hb, b > h$
M	0,3289	?
G	0,4746	0,3877
C	0,4596	0,3448
D'	0,4464	0,2244
v	2,387	2,639
d,	304	235
d'	474	467
b,	0,2778	0,3179
b'	0,4640	0,5135

Unter den gesammten 40558 Bildern, welche in Tab. III eingegangen sind, sind die drei grössten im Flächenraum überhaupt drei Bilder von Paul Veronese, sämmtlich Gastmahl darstellend, bei denen Christus gegenwärtig war, nämlich:

Gastmahl bei Levi (Luc. V.) $h = 5,95$; $b = 12,77$ (Venedig no. 547.)

Hochzeit zu Cana. $h = 6,66$; $b = 9,90$ (Paris. no. 403.)

Gastmahl beim Pharisäer. . $h = 5,15$; $b = 10,00$ (Venedig. no. 513.)

Die drei kleinsten Bilder sind drei Landschaften auf Kupfer, zwei gleich grosse angeblich von Paul Brill, $h = 0,074$; $b = 0,094$ (in d. älteren Pinakothek zu München, 2 Abth. 244 a u. c) und eine von Jan Breughel, $h = 0,074$; $b = 0,099$ (Mailand, no. 443).

Wonach der Flächenraum zwischen 0,006734 und 75,9845 Qu. Meter variirt oder das grösste Bild 11283 mal das kleinste Bild aufzunehmen vermag.

6) Vertheilungsgesetze und Bewahrung derselben.

Unstreitig fordert der verhältnissmässig regelmässige Gang der Werthe, welcher sich in den Vertheilungstabelle II gezeigt hat, auf, das Gesetz oder allgemeiner die Gesetze der Vertheilung zu suchen, nach welchen sich bestimmt, wie viel Exemplare gegebener Klasse und Abtheilung unter einer gegebenen grossen Zahl solcher Exemplare zwischen gegebenen Massgränzen der Höhe oder Breite fallen und nach welchem sich die Verhältnisse der Hauptwerthe zu einander reguliren. Nun kann ich die Theorie dessen, was folgendes darüber zu sagen, hier nicht entwickeln und ausführen, sondern muss mich auf einige Andeutungen darüber für den mathematisch Sachverständigen, dem die Zufallsrechnung nicht ganz fremd ist, beschränken, nachdem ich schon in der auf S. 273 (in der Anmerk.) erwähnten Abhandlung Einiges darüber gesagt. Hienach werde ich erstens das Faktische der hierher gehörigen, eine allgemeinere Anwendung auf Collectivgegenstände zulassenden, Gesetze geben, zweitens die empirische Bewährung an unserm Beispiele der Galleriegemälde zeigen, wonach diese Gesetze auch ohne Rücksicht auf die populär gar nicht darstellbare, Theorie acceptirt werden dürfen.

Das Wesentliche dieser Theorie über die Vertheilungsweise der Collectivgegenstände ruht in folgenden Sätzen.

1) Wo, wie zumeist bei Collectivgegenständen, eine Asymmetrie derart besteht, dass die Zahl der positiven und negativen Abweichungen bezüglich des arithmetischen Mittels mehr von einander abweicht, als auf ausgeglichene Zufälligkeiten geschrieben werden kann, findet eine ungleiche Wahrscheinlichkeit der Abweichungen von diesem Mittel statt.

2) Nach Gründen, welche in der mehrerwähnten Abhandlung (S. 13. 44) besprochen sind, ist von vornherein wahrscheinlich,

dass man, um einfache Vertheilungsgesetze zu gewinnen, damit vielmehr auf Verhältnissabweichungen als arithmetische Abweichungen*) von einem bestimmten Werthe Bezug zu nehmen hat, und diess wird als Voraussetzung in die Theorie eingeführt.

3) Im Zusammenhang hiemit wird der Ausgang der Abweichungen vom dichtesten Verhältnisswerthe D' genommen, die Verhältnissabweichungen davon für die Verwerthung durch Rechnung auf ihre Logarithmen gebracht und die Summe der so erhaltenen positiven logarithmischen Abweichungen in einem bestimmten, für verschiedene Collectivgegenstände verschiedenen, Verhältniss grösser oder kleiner als die der negativen angenommen.

Mit diesen Sätzen hängen nach einem analogen Gange, als ich von Encke in s. Abh. üb. d. Meth. d. kl. Qu. im astronom. Jahrb. f. 1834. p. 264 ff. zur Entwicklung des Gauss'schen Gesetzes für vorausgesetzte Symmetrie der Abweichungen bezüglich des arithmetischen Mittels eingeschlagen finde, und einigen daran sich knüpfenden weiteren Entwicklungen alle folgenden Gesetze mathematisch verfolgbar zusammen, nur dass auf diesen Verfolg hier nicht eingegangen werden kann.

Nach meinen bisherigen, auf eine Mehrzahl anthropologischer, botanischer, meteorologischer und artistischer Collectivgegenstände sich erstreckenden Untersuchungen ist sehr wahrscheinlich, dass dieselben Gesetze, die hier zum Ausspruch kommen werden, principiell für alle gut definirbaren, exceptionellen Störungen nicht unterliegenden, Collectivgegenstände gemeinsam gelten; aber bei Collectivgegenständen von schwacher Asymmetrie der Abwei-

*) Seien die Masswerthe der Exemplare eines Collectivgegenstandes allgemein mit a bezeichnet, und A als Ausgangswerth der Abweichungen genommen, so ist nach meiner Bezeichnung $a - A$ eine einfache oder arithmetische Abweichung, $\frac{a}{A}$ eine Verhältnissabweichung, $\log \frac{a}{A} = \log a - \log A$ eine logarithmische Abweichung des betreffenden a von A (letztre Abweichung kurz so geaannt, statt genauer einfache Abweichung des $\log a$ von $\log A$). Während sich nun das Gauss'sche Gesetz zufälliger Abweichungen auf arithmetische Abweichungen bezüglich M nach beiden Seiten gleich bezieht, findet es nach den weiter zu gehenden Bestimmungen auch für uns noch Anwendung, wenn man es vielmehr auf logarithmische Abweichungen bezüglich D' (diess in vorigem Sinne als A genommen) bezieht, und für jede Seite insbesondere nach der dafür geltenden mittlern logarithmischen Abweichung b , oder b' verwendet.

chungen bezüglich M wie D, und geringer verhältnissmässiger Schwankungsgrösse (d. i. wo $\frac{\epsilon}{M}$ klein oder v wenig abweichend von 1 ist) lassen sich diese Gesetze nicht sicher constatiren, weil die verschiedenen Hauptwerthe hier so nahe zusammenfallen, dass ihre gesetzlichen Verhältnisse durch unausgeglichene Zufälligkeiten sich leicht verstecken, und weil dann die Verhältnisse der arithmetischen Abweichungen bezüglich M mit denen der logarithmischen bezüglich D', auf die man bei Berechnung nach Verhältnissabweichungen gewiesen ist, zu nahe übereinstimmen, um den Vorzug der Berechnung mit letztern vor der Rechnung mit erstern beweisen zu können. Collectivgegenstände aber mit so starker Asymmetrie und so starker verhältnissmässiger Schwankung, als unser Gegenstand darbietet, sind selten. Ein nicht minder geeignetes, nur noch nicht eben so vollständig von mir durchgearbeitetes, Beispiel zur Constatirung unsrer Gesetze aber habe ich in den Regenmengen, nach der Höhe gefallenen Wassers bestimmt, gefunden, welche durch eine lange Reihe von Jahren in den successiven Jahrgängen der Biblioth. univ. und den Archives gén. für Genève unter der Rubrik »Eau tombée dans les 24 heures« verzeichnet sind. So weit ich die folgendes aufzustellenden Gesetze daran geprüft habe, was freilich noch der Vervollständigung bedarf, finden sich diese darin wieder. *) Gewiss merkwürdig, dass so eigenthümliche Gesetze, als man folgendes aufgestellt findet, Collectivgegenständen vonso ganz verschiedenem Charakter als Galleriebilder und Regenmengen sind, gemeinsam zukommen können.

Bei den meisten Collectivgegenständen, wo weder die Asymmetrie noch verhältnissmässige Schwankung stark ist, wird man es doch bequemer und ohne erheblichen Irrthum zulässig finden, vielmehr arithmetische Abweichungen im Ausgange von D als logarithmische im Ausgange von $\log D'$ zur Vertheilungsrechnung anzuwenden, da man sich die Verwandlung der a in Logarithmen damit erspart; und bei nahem Zusammenfallen aller Hauptwerthe wird man auch mit dem Ausgange von M noch eine zufriedenstellende Vertheilungsrechnung anstellen können.

*) Sollte ich nicht mehr dazu kommen, die Untersuchung darüber zu vervollständigen oder zu veröffentlichen, so wird man, wenn man sie anderweit vornehmen will, in geeigneter Weise zu berücksichtigen haben, dass bis 1846 incl. die Regenhohen unter 1 Millim. fast gar nicht registrirt sind.

So viel zur Einleitung der folgenden Bestimmungen.

Da nach Vorigem und Folgendem die Vertheilungsrechnung mit Bezug auf den Hauptwerth D' logarithmisch zu führen ist, so sind die, in Tafel IV gegebenen Asymmetrie- und Abweichungsbestimmungen bezüglich M und G noch durch solche bezüglich D' zu ergänzen, wozu folgende Tabelle dient. Darin bedeuten d , und d' respectiv die Zahl der negativen und positiven Abweichungen bezüglich D' , hiegegen v , und v' die mittlern logarithmischen Abweichungen bezüglich D' nach negativer und positiver Seite, so zu verstehen: Heissen a , die Werthe, welche kleiner als D' sind, a' die welche grösser sind, so ist $v = \frac{\sum (\log D' - \log a)}{d}$, d. i. gleich der mit d dividirten Summe aller negativen logarithmischen Abweichungen bezüglich D' , und $v' = \frac{\sum (\log a' - \log D')}{d'}$, d. i. gleich der mit d , dividirten Summe aller positiven logarithmischen Abweichungen bezüglich D' .

X. Asymmetrie- und Abweichungsverhältnisse
bezüglich des dichtesten Verhältnisswerthes D' .

$h > b$		$b > h$		Combin.	
h	b	h	b	h	b

Genre.

d ,	287	304	269	235	564	644
d'	488	474	433	467	913	833
v ,	0,1387	0,1460	0,1614	0,1614	0,1513	0,1941
v'	0,2379	0,2308	0,2484	0,2637	0,2413	0,2667

Landschaft.

d ,	100	92	787	856	954	936
d'	182	190	1007	938	1123	1141
v ,	0,1859	0,1323	0,1944	0,0997	0,1905	0,1958
v'	0,2439	0,2781	0,2299	0,2272	0,2289	0,2394

Stillleben.

d ,	157	176				
d'	151	132				
v ,	0,1698	0,1730				
v'	0,1512	0,1372				

Man sieht, dass die nach d , und d' zu beurtheilenden Asymmetrieverhältnisse bezüglich D' für das zu einander gehörige h und b zwar mehrfach annähernd, aber im Ganzen bei Weitem nicht so gut miteinander stimmen, als es sich früher bezüglich M und G fand, was doch wahrscheinlich nur von der minder sichern Bestimmbarkeit, die dem D' zukommt, abhängt. Verhältnissmässig grösser zeigt sich die Uebereinstimmung der Abweichungswerthe v , und v' für h und b .

Wenden wir uns jetzt zu den Gesetzen, um die es sich handelt, indem wir dabei zurückrufen, dass diese Gesetze eine strenge Anwendung bloss auf eine unbestimmbare grosse Zahl von Exemplaren ohne exceptionelle Störungen der Vertheilung finden, und man hienach mit einem approximativen Zutreffen derselben zufrieden sein muss.

1) Das Hauptgesetz, in welchem sich die andern Gesetze so zu sagen zusammen- und abschliessen, und wonach die Vertheilungsrechnung unmittelbar zu führen, ist dieses.

Der ganzen Vertheilung liegt das Gauss'sche Gesetz zufälliger Abweichungen, nach welchem sich die Vertheilung der Beobachtungsfehler in Abhängigkeit von ihrer Grösse richtet, mit den als bald zu bezeichnenden, freilich sehr wesentlichen, Modificationen, unter. Das Gauss'sche Gesetz selbst in seiner eigentlichen Fassung kann für die hier davon zu machenden Anwendungen genügend durch folgende Bestimmungen charakterisirt werden.

Habe man die mittlere Veränderung ϵ in Bezug zum arithmetischen Mittel M bestimmt, wie S. 287 angegeben ist, und zähle man die Zahl der Abweichungen, welche nach positiver und negativer Seite bis zu einer gegebenen positiven und negativen Gränzabweichungen α von M reichen, zusammen, so reichen von den gesammten Abweichungen und mithin abweichenden Werthen m

25 p. C. bis zu einem $\alpha = 0,3994 \epsilon$

50 p. C. „ „ „ $\alpha = 0,8453 \epsilon$

75 p. C. „ „ „ $\alpha = 1,4417 \epsilon$

welche Gränzen α künftig kurz als erste, zweite und dritte Abweichungsgränze gelten sollen, und wovon die zweite die sog. wahrscheinliche Abweichung ist. Man kann aber auch mittelst einer, den Mathematikern bekannten, Tabelle für jede beliebige Abweichungsgränze α die bis dahin reichende verhältnissmässige Zahl der Abweichungen nach dem Verhältniss dieses α zu ϵ oder

der davon abhängigen wahrscheinlichen Abweichung und in Folge dessen auch die zwischen zwei beliebigen Abweichungsgrößen fallende Zahl von Abweichungen oder abweichenden Werthen finden.

Die Modificationen nun, welche dieses Gesetz in Anwendung auf unsern Gegenstand zu erleiden hat, sind diese. Der Ausgang der Abweichungen ist nicht von M , sondern dem, in unten anzugebender Weise zu findenden, D' zu nehmen. Das Gesetz ist nicht auf arithmetische Abweichungen, sondern logarithmische Abweichungen ($\log D' - \log a$) und ($\log a' - \log D'$) zu beziehen, und für jede beider Seiten nach den dafür besonders geltenden d , v , und d' , v' besonders zu verwerthen, wonach z. B. auf negativer Seite $\frac{d}{2}$ Werthe bis zu $\alpha = 0,8453 v$, auf positiver Seite $\frac{d'}{2}$ Werthe bis zu $\alpha = 0,8453 v'$ reichen. Diess z. B. auf Genre h , $h > b$ angewandt, so ist nach Tab. III und X (mit Zuziehung einiger Decimalen mehr, als in diesen Tabellen gegeben sind) $\log D'$ hier $0,57465 - 4$, $v = 0,43867$, $d = 287$, und sind mithin $443,5$ Werthe zu erwarten zwischen $D' = 0,37553$ als Zahlwerth zu $0,57465 - 4$, und dem Masswerth, welcher als Zahlwerth zum Logarithmus $0,45743 - 4$ gehört, der um $0,8453 v = 0,41722$ von $\log D'$ ins Negative abweicht, d. i. dem Masswerthe $0,28670$. Die Beobachtung (mit Zuziehung der unten anzudeutenden Interpolation eines Intervalls von $0,04$ Grösse) liess dafür $445,8$ oder $50,8$ p. C. statt der normalen 50 p. C. finden. Eine allgemeinere Bewährung ist unten gegeben.

Mit diesem Gesetze stehen aber noch folgende im Zusammenhange.

2) Es verhält sich $d : d' = v : v'$ und ist mithin $\frac{d'}{d} = \frac{v'}{v}$

3) Mit einer, für die Anwendung auf die Empirie völlig zulänglichen, Approximation gilt die Gleichung

$$\frac{\log C - \log D'}{\log G - \log D'} = \frac{\pi}{4}$$

wo π die Ludolfsche Zahl. Hieraus aber folgen unmittelbar die nächsten zwei Gesetze.

4) Der Werth C liegt stets seiner Grösse nach zwischen D' und G , mag $G > D'$ oder $G < D'$ sein, indem sich diess bei einiger Aufmerksamkeit nach voriger Gleichung leicht daraus folgern lässt,

dass $\frac{\pi}{4}$ ein positiver ächter Bruch. Um diess mit der Gleichung zu vereinbaren, muss nämlich G stets weiter und in gleicher Richtung als C von D' obliegen.

5) Der Werth D' lässt sich aus den Werthen G und C nach folgender Gleichung berechnen:

$$\log D' = \frac{4 \log C - \pi \log G}{4 - \pi}$$

6) Von anderer Seite her lässt sich beweisen, dass

$$\log D = \log D' - \frac{\pi v^2}{2},$$

und hienach D aus D' und v, berechnen.

In diesen Sätzen liegen die Grundgesetze der Vertheilung, deren Bewährung zu suchen ist.

Zur Bewährung des ersten, des Hauptgesetzes, nun gilt es, sich entweder vorzugsweise an solche Klassen und Abtheilungen zu halten, deren m nicht zu klein ist, und in denen keine zu auffälligen Unregelmässigkeiten vorkommen, oder, ohne Ausschluss von Serien mit irgendwelchen Unregelmässigkeiten, durch Zusammennehmen der Resultate mehrerer Serien die Störungen möglichst zu compensiren. Legen wir nun zuvörderst für letztern Bewährungsweg die Bestimmung der procentalen Abweichungszahlen bis zur 1., 2., 3. Gränze, so wie S. 304 angegeben ist, unter, bis wohin respectiv 25; 50; 75 p. C. der d, und d' reichen sollen; so erhielt ich aus den Originaltafeln von der Form der Tab. I *) zu-

*) Um den Einfluss der grossen Unregelmässigkeiten, welche die Tafeln in dieser Form noch zeigen, möglichst zu compensiren, habe ich mich bei Bestimmung der Abweichungszahlen bis zu den betreffenden Gränzen folgenden Kunstgriffes bedient. Die Gränze, bis zu welcher eine Abweichungszahl zu rechnen, fällt im Allgemeinen zwischen zwei Masse der Originaltabelle. Ich summire nun die 4 Zahlen des Intervalles von 0,04 Grosse, um dessen Mitte die Gränze eintrifft, d. h. die zu den 2 kleinem und 2 grossern Massen gehören, und ergänze die Abweichungszahl, die bis zum Anfange dieses Intervalles reicht, durch Interpolation der Zahlensumme dieses Intervalles nach Proportion des Stücks, um welches die Gränze in dasselbe hineinreicht. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Anfang und Ende des Intervalles, was z. B. die 4 ersten Zahlen der Tabelle I vereinigt, nicht 0,29 und 0,32 sondern 0,285 und 0,325 sind, weil die Masszahlen auf die Zwischenräume zwischen den Massen mit vertheilt zu denken sind. Zwar bedarf es, wie bei der zweiten Bewährungsweise zu zeigen, nicht nothwendig dieses Kunstgriffes, doch ist er immerhin ein Vortheil.

vörderst für Genre h , $h > b$ als Abweichungszahlen bis zu diesen Gränzen negativseits 64; 145,8; 215,3; indess $d = 287$ war; was 22,3; 50,8; 75,0 statt den normalen Procenten entspricht; positiverseits 118; 244,5; 374,9, indess $d' = 488$ war, was 24,2; 50,0; 76,8 procental entspricht. Dieselbe Bestimmung habe ich für das h und b jeder der untersuchten Klassen und Abtheilungen insbesondere nach ihrem d , v , d' , v' durchgeführt, nun aber die 4 Abweichungszahlen bis zu gegebener Gränze für die beiden Abtheilungen des h und b derselben Klasse jederseits summirt, und hienach die Procente der eben so summirten d , und d' bestimmt. (Bei Stilleben, wo bloß $h > b$ vorlag, gab es bloß je 2 Abweichungszahlen jederseits zu summiren.) So erhielt ich bis zu den bestimmten 3 Gränzen (Gr.) statt der normalen Procente von d , negativseits und von d' positiverseits folgende beobachtete Procente für folgende 4 Zusammenfassungen: 1) 4 Serien Genre; 2) 4 Serien Landschaft; 3) 2 Serien Stilleben ($h > b$); und 4) 4 Combinationen h und b bei Genre und Landschaft.

XI. Beobachtete procentale Abweichungszahlen
statt der normalen 25; 50; 75.

		1. Gr.	2. Gr.	3. Gr.
Genre.	$\Sigma d = 1092$	25,2	50,1	74,9
	$\Sigma d' = 1862$	25,1	49,4	74,8
Landschaft.	$\Sigma d = 1835$	26,2	50,2	74,9
	$\Sigma d' = 2317$	25,5	48,9	73,9
Stilleben.	$\Sigma d = 523$	24,9	43,3!	74,4
	$\Sigma d' = 283$	27,4	51,2	77,7
Combinat.	$\Sigma d = 3097$	25,5	49,1	75,0
	$\Sigma d' = 4009$	25,0	50,1	74,7

Um auch die Bewährung in der andern Form für einige der regelmässigeren Reihen zu geben, so folgt hier die Zusammenstellung der beobachteten Masszahlen der Tab. II für gegebene Intervalle in einigen Abtheilungen von Genre und Landschaft mit den nach unsern Regeln auf Grund einer ausgeführten Tabelle des Gauss'schen Gesetzes berechneten Zahlen, *) wobei sich die Be-

*) Der Interpolationskunstgriff, dessen in der Anmerkung S. 303 gedacht worden, ist folgendes bei Seite gelassen, und die beobachteten Masszahlen der Tab. II demgemäss hier genau, nur zusammengefasst für grossere Intervalle, reproducirt.

rechnung für das Intervall, in welches D' fällt, aus zwei Theilen zusammensetzt einer mit d , b , nach negativer, und einer mit d' , b' nach positiver Seite. Hat man die Tabelle des Gauss'schen Gesetzes zur Hand, so kann man nach den in Tab. III und X mitgetheilten Datis die folgend berechneten Werthe selbst controliren und auch die übrigen Serien der Tab. II berechnen und die Rechnung mit der Beobachtung vergleichen

XII. Vergleich beobachteter und berechneter Abweichungszahlen zwischen gegebenen Grenzen.

Mass- Intervalle	Genre $h, h > b$		Genre $h, h > b$		Landsch. $h, h > b$		Landsch. $h, b > h$	
	beob.	ber.	beob.	ber.	beob.	ber.	beob.	ber.
0—0,8	163,5	164,9	283,5	286,8	31,5	36,4	273	296
0,3—0,5	283,5	279,9	268	267,4	93,5	90,9	536	509,4
0,5—0,7	445,5	452,4	424	417,9	54	56,3	384	387,9
0,7—1,1	419,5	420,3	78,5	76,5	56	54,7	380	373,4
1,1—1,3	24	22,9	42,5	41,9	44	43,3	81,5	83,4
Rest.	34	34,6	41,5	44,5	33	30,4	439,5	444,8
	775	775	775	775	282	282	4794	4794

Unstreitig wird man die Uebereinstimmung von Beobachtung und Rechnung in vorstehenden beiden Tabellen befriedigend genug finden.

Zur Bewährung von Satz 2, wonach $\frac{d'}{d} = \frac{v'}{v}$, kann die Tabelle X dienen, worin die Werthe von d , d' , v , v' nach Beobachtung bezüglich der, in Tab. III verzeichneten, Werthe von D' gegeben, und nun freilich auch noch mit Beobachtungsirrthümern behaftet sind. Man wird aber dem Gesetze schon in den Bestimmungen für die einzelnen Klassen und Abtheilungen für sich nahe entsprochen finden, nur bald nach der einen, bald nach der andern Seite etwas darum schwankend. Zur möglichsten Ausgleichung dieser Zufälligkeiten summire man alle d , d' , v , v' der Tab. X, je 14 für sich, und nehme die Verhältnisse dieser Summen, so hat man

$$\frac{\sum d'}{\sum d} = \frac{8474}{6358} = 1,332$$

$$\frac{\sum v'}{\sum v} = \frac{3,2246}{2,3949} = 1,346$$

also beide Verhältnisse fast genau übereinstimmend.

Die Bewährung des Satzes 3) suchen wir in der Bewährung seiner beiden Folgerungen 4) und 5).

Was nun 4) anlangt, so findet sich die Bewährung in Tabelle III, sofern C überall der Grösse nach zwischen D' und G fällt, mag $D' > G$ sein, wie bei Stilleben $h > b$, oder $D' < G$, wie sonst überall.

Was 5) anlangt, so steht seine Bewährung in Zusammenhang mit der von 6). In Tabelle III sind die Werthe D' und D nicht direct nach Beobachtung gegeben, sondern D' nach 5) aus den beobachteten G und C berechnet, und D nach dem so berechneten D' und dem bezüglich dazu beobachteten v , mittelst 6) berechnet. Also gilt es, diese berechneten Werthe von D' und D mit den direct aus den Beobachtungen folgenden zu vergleichen. Die directe Bestimmung aus den Beobachtungen hat nun freilich wegen der zufälligen Unregelmässigkeiten der Vertheilung Schwierigkeiten; doch lassen sich trotz derselben soweit angenäherte directe Bestimmungen für D' und D gewinnen, um die Zulässigkeit der gegebenen Rechnungsregeln für diese Werthe danach beurtheilen zu können. Fassen wir zuerst D ins Auge.

Eine ziemlich rohe, doch einfache, Methode directer Bestim-

mung von D ist, in den ursprünglichen Vertheilungstafeln der betreffenden Klasse und Abtheilung, wie solche in einem Probestück für Genre h , $h > b$ in Tab. I vorliegt, die Zahlen von je 5 aufeinanderfolgenden Massen zusammenzufassen, und diess durch die Reihe der Masse fortzusetzen, (was z. B. in dem angeführten Probestück für das Intervall von 0,29 bis inclus. 0,33 giebt 82, von 0,30 bis 0,34 giebt 78 u. s. f.), und von den 5 Massen, auf welche die Maximumzahl fällt, die mittelste als naehin dem D entsprechend anzusehen, was in jenem Bruchstück 0,36 als approximatives D finden lässt, indem von 0,34 bis 0,38 (inclus.) 87 als Maximumzahl, d. i. grösser als in allen nachbarlichen Intervallen, gefunden wird. Wo man nun beim Durchlaufen der Vertheilungstafel in solcher Weise blos auf ein entschieden vorwiegendes Zahlenmaximum stösst, wird man in der Bestimmung des D danach selten stark irren können. Aber häufig kommt man wegen nicht hinreichend durch solche Zusammenfassung ausgeglichener Unregelmässigkeiten successiv auf mehrere entschiedene Maxima, und dann bleibt unentschieden, bei welchem man D zu suchen hat, am wahrscheinlichsten bei dem grössten; doch kann bei nicht sehr grossem Uebergewicht desselben das wahre D , was eine Ausgleichung der Unregelmässigkeiten voraussetzt, auch vielmehr bei einem kleineren Maximum oder zwischen ein paar Maximis zu suchen sein, kurz die Lage desselben danach in ziemlich weiten Gränzen unbestimmt bleiben. Heisse diese Methode der Kürze halber die Methode à 5. Viel genauer, aber auch viel umständlicher, als diese Methode ist folgende. Man fasst die Masszahlen für drei aufeinanderfolgende, eine gewisse Anzahl Masswerthe befassende, gleiche Massintervalle in drei Summenzahlen besonders zusammen, indem man diese Intervalle so gross und von einem solchen ersten Anfang an nimmt, dass auch beim Fortschritt mit dem Anfange der Intervalle durch die Reihe der Masse, welche in dem ersten begriffen sind, die Maximumsumme immer auf dem mittlern Intervall bleibt, bestimmt hienach für jeden solchen Anfang die Lage des D innerhalb der drei Intervalle mittelst einer, aus der Interpolationsformel mit zweiten Differenzen leicht ableitbaren, Maximumgleichung nach der approximativen Voraussetzung, dass die Summenzahl jedes Intervalles auf die Mitte desselben gehäuft sei, und nimmt aus diesen Bestimmungen das Mittel. Die nähere Auseinandersetzung dieses Verfahrens, welches leicht auf

eine mechanische Ausführung gebracht werden kann, würde hier zu weit führen; ich nenne es kurz das Interpolations-Maximum-Verfahren. — Zur directen Bestimmung von $\log D'$ kann man nicht minder auf beiden Wegen vorgehen, nachdem man zuvor die a auf ihre Logarithmen gebracht und zwischen diesen interpolationsmässig gleiche Intervalle hergestellt hat. Bezüglich D habe ich beide Verfahrungsweisen, bezüglich $\log D'$, woraus sich D' ergibt, blos das zweite angewandt. Hier nun folgt eine Zusammenstellung der so direct bestimmten Werthe von D und D' mit den in Tabelle III gegebenen, nach Satz 5) und 6) berechneten Werthen. Wo sich beim Verfahren à 5 mehrere entschiedene Summenmaxima darboten, sind die daraus folgenden Werthe von D nebeneinander aufgeführt, und das dem grössten Summenmaximum entsprechende im Druck hervorgehoben. Bei sehr starken Unregelmässigkeiten muss man von Bestimmung der dichtesten Werthe überhaupt absehen.

XIII. D und D' nach Rechnung und Beobachtung.

		D			D	
		ber.	beob.		ber.	beob.
			à 5	Int.-Max.		Int.-Max.
Genre	$h, h > b$	0,350	0,36	0,349	0,376	0,383
	$b, h > b$	0,277	0,29	0,284	0,308	0,315
	$h, b > h$	0,404	0,40. 0,57	0,398	0,436	0,467
	$b, b > h$	0,496	0,50. 0,57 0,64	0,502	0,545	?
Land- schaft	$h, h > b$	0,523	0,43. 0,63	0,528	0,594	0,660!
	$b, h > b$	0,392	0,40. 0,33	0,389	0,447	0,433
	$h, b > h$	0,430	0,36. 0,43	0,440	0,493	0,503
	$b, b > h$	0,617	0,66	0,643	0,713	0,718
Still- leben	$h, h > b$	0,673	0,46. 0,68	0,607	0,747	0,757
	$b, h > b$	0,563	0,40. 0,52, 0,59	0,585	0,633	0,608

Einzelne starke Abweichungen zwischen Beobachtung und Rechnung abgerechnet, wird man die Zusammenstimmung beider sowohl bezüglich D als D' wiederum sehr befriedigend finden, sich aber freilich auch von der ziemlichen Unsicherheit der Methode à 5 überzeugen können, in Betracht der mehrfachen Werthe, zwischen denen sie meist schwanken lässt.

Ob die vorigen, auf h und b für sich anwendbaren, Gesetze auch für $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$ gelten, unterliegt Zweifeln. Um es zu untersuchen, habe ich mir die Mühe gegeben, die Logarithmen der einzelnen Verhältnisse bei Genre zu bestimmen, und für $h > b$ und $b > h$ in zwei Vertheilungstafeln zu bringen, woraus die auf S. 294 gegebenen Bestimmungsstücke abgeleitet sind. Inzwischen finden sich in den Vertheilungstafeln einzelne starke Unregelmässigkeiten, der Anschluss der nach den bisherigen Regeln berechneten Vertheilung an die beobachtete ist sehr unvollkommen. Wahrscheinlich ist hieran der Umstand Schuld, dass die Reihe der $\frac{h}{b}$ wie $\frac{b}{h}$ nach Unten mit dem, der quadratischen Bilderform entsprechenden, festen Werthe 4 schliesst, statt durch Bruchwerthe ins Unbestimmte herabzureichen, wie es streng genommen in der theoretischen Voraussetzung liegt. Denn wollte man die Reihe der $\frac{h}{b}$, $h > b$ bis in ächte Bruchwerthe fortsetzen, so käme man damit in die $b > h$ hinein, welche nicht mit den ersten vergleichbar sind, und so umgekehrt mit $\frac{b}{h}$ bei $b > h$. Möglich jedoch auch, dass dieser Umstand auf die Hauptvertheilung von keinem sehr erheblichen Einfluss ist, und die unvollkommene Zusammenstimmung von unausgeglichene Zufälligkeiten abhängt, die in Verhältniss zu der geringen Variation der $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$ einen grossen Einfluss gewinnen.

Unter Zugrundelegung der S. 294 gegebenen Werthe für die Bestimmungsstücke von $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$ fanden sich bei $\frac{h}{b}$, $h > b$ die vom D' der $\frac{h}{b}$ (diess nach G und C bestimmt) an gerechneten Procentzahlen der d , und d' bis zu den drei angenommenen Gränzen respectiv 29,5; 54,6; 75,0 und 26,2; 56,4; 76,4; also zumeist sehr abweichend respectiv von 25; 50; 75; die zweite Regel, wonach $d : d' = v : v'$ bestätigt sich nach den Datis S. 294 bei $\frac{h}{b}$ schlecht, bei $\frac{b}{h}$ gut. Die Regel 4) trifft beidesfalls zu. Zu den, nach G und C berechneten Werthen D' liess sich wegen der Unregelmässigkeiten das D' nach Int. Max. bei $\frac{b}{h}$ nicht wohl bestimmen, indess bei $\frac{h}{b}$ danach der mit dem Rechnungswerthe

1,296 sehr nahe stimmende Werth 1,304 gefunden wurde. D ist nicht durch Beobachtung bestimmt worden, da nicht von den Logarithmen der $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$ zu den Zahlen zurückgegangen worden.

Mit grösserer Bestimmtheit dürfte man die wesentliche Geltung der für h und b besonders gültigen Gesetze auf die Flächenräume h b übertragen können, für welche die wichtigsten Bestimmungsstücke bei Genre S. 296 gegeben sind. Denn einerseits findet hier die angeführte theoretische Schwierigkeit nicht statt, anderseits stimmen die beobachteten Vertheilungszahlen besser mit den normalen als bei $\frac{h}{b}$ und $\frac{b}{h}$. In der That fanden sich als Procente der Zahlen d, d' von D' bis zu den drei angenommenen Gränzen bei $h > b$ respectiv 27,2; 50,8; 75,4 und 25,2; 48,5; 75,3; für $b > h$ entsprechend 25,7; 48,9; 77,0 und 26,3; 48,6; 72,2. Die Regel 2) stimmt nach den Werthen d, d', v, v' bei $h > b$ ziemlich gut, bei $b > h$ minder; die Regel 4) stimmt beidesfalls. Einer Controle der berechneten D'-Werthe durch das Int.-Max.-Verfahren standen grössere Unregelmässigkeiten in der Vertheilungstabelle im Wege.

Wo die verhältnissmässige Schwankungsgrosse $\frac{\epsilon}{M}$ klein ist, fällt G merklich mit M, und D' mit D zusammen, und kann man bei der Vertheilungsberechnung den logarithmischen Abweichungen bezüglich D' arithmetische Abweichungen bezüglich D substituiren, wodurch sich manches vereinfacht, In der That hat Scheibner (in den Berichten der sächs. Soc. d. Wissensch. (1873) gezeigt, dass man approximativ (ohne Rücksicht auf ein besonderes Vertheilungsgesetz) hat $G = M \left(1 - \frac{1}{2} \frac{q^2}{M^2} \right)$, wo q^2 das Mittel aus den Quadraten der Abweichungen von M ist, q^2 aber ist mit ϵ^2 von gleicher Grosseordnung. Wo also q^2 und mithin ϵ^2 sehr klein ist, fällt G mit M merklich zusammen. Nun kann aber auch v^2 nicht anders als sehr klein sein, wenn q^2 und ϵ^2 sehr klein sind, weil mit der verhältnissmässigen Kleinheit der Abweichungen bezüglich M und G eine solche bezüglich D' von selbst gegeben ist; diese aber trägt sich auf die Logarithmen über. Also wird dann nach Satz 6) auch die Abweichung des D von D' vernachlässigt werden können. Die Substituierbarkeit arithmetischer für logarithmische Abweichungen hängt an der Proportionalität beider bei verhältnissmässiger Kleinheit der ersten.

7) Nähere Bestimmungen über die Sachlage der Untersuchung

Die Klassen sind so bestimmt.

a) Religiöse Bilder, d. s. Bilder mit alttestamentlich und christlich religiösem Inhalt. Hiezu wurden nicht nur Compositionen mit mehreren Figuren gerechnet, sondern auch selbst einzelne Köpfe und Figuren, wie Christusköpfe, Heiligenbilder, Darstellungen von Märtyrergeschichten, selbst Landschaften mit heiliger Staffage, so dass diese Classe eigentlich ein schlecht definirtes Sammelsurium ist, daher auch eine sehr unregelmässige Vertheilung nach Mass und Zahl darin statt fand; nur dass auch hier die Vertheilungstabeln im Ganzen die so zu sagen papierdrachenartige Form von Tabelle II hatten.

b) Mythologische, d. s. Bilder mit einem Inhalt aus der griechischen und römischen Götter- und Heroenwelt, entsprechend weit gefasst, daher auch schlecht vertheilt.

c) Genrebilder, im üblichen Sinne, ohne Kriegs- und Jagdscenen.

d) Landschaften, mit Einschluss von Marinen, doch ohne Hafen- und Städteansichten.

e) Stilleben, d. s. Bilder mit todten Gegenständen (abgesehen von der dabei ausgeschlossenen Architektur), als wie Zusammenstellung von Esswaaren, Geräthen, ferner Blumen- und Fruchtstücke mit Ausnahme solcher, welche menschliche Figuren mit einschliessen, mit Einschluss aber solcher, in welchen Thiere nebensächlich auftreten.

Nicht zur Untersuchung zugezogen sind weltlich historische Bilder, Architekturbilder, Porträts, überhaupt die nicht in vorigen Klassen begriffenen Bilder. Ueberall ausgeschlossen sind Fresken- und Tapetenbilder, Diptichen und Triptychen und solche Tafeln, auf welchen verschiedene Darstellungen in von einander abgegränzten Abtheilungen von einander enthalten waren.

Natürlich konnte mehrfach Zweifel entstehen, ob ein Bild als Genrebild sollte unter c) mit aufgenommen oder als weltlich historisches Bild bei Seite gelassen werden, ob ein Bild als Landschaft unter d) sollte aufgenommen, oder als blosses Viehstück bei Seite gelassen werden u. s. w.; und gar wohl hätten Andre die zweifelhaften Fälle etwas anders rubriciren können. Indess kommt

hierauf nicht viel an, weil die Unsicherheit immer nur verhältnissmässig wenige Bilder betrifft, so dass die Verhältnisse dadurch nicht erheblich betheiligt werden können. Ein ganz scharfes Trennungsprincip lässt sich hiebei überhaupt nicht aufstellen; ich bin nach dem Apercu des vorwiegenden Eindruckes der Bilderbezeichnung in den Katalogen gegangen.

Mehrfach kommen Fälle vor, dass zwei oder gar eine Reihe ihrem Inhalte nach zusammengehöriger Bilder von demselben Formate hinter einander in den Katalogen aufgeführt sind. So kommen in der dritten Partie des Louvre-Kataloges *Ecole française* p. 342 ff. von no. 525 bis 547 unter dem Gemeintitel »Les principaux traits de la vie de St. Bruno« 22 Bilder von Le Sueur vor, welche, mit Ausnahme von no. 533, alle dieselben Dimensionen, $h=1,93$; $b=1,30$ Meter haben.

Es entstand die Frage, ob in solchen Fällen alle Exemplare als ein einziges nur einmal, oder so oft als sie vorkamen, in die Vertheilungstafel aufgenommen und verrechnet werden sollten.

Käme es nun darauf an, was aber wenig Interesse haben dürfte, die factischen Mittelwerthe der, in gegebenen Gallerien enthaltenen, Bilder von gegebener Art und die factischen Vertheilungsverhältnisse zu bestimmen, so könnte natürlich nur letzteres Verfahren eingehalten werden; aber da man nicht darauf zu rechnen hätte, dass in andern Gallerien dieselben Dimensionen durchschnittlich in demselben Verhältniss wiederkehrten, so würde man auf diese Weise einen unangemessenen Beitrag zur allgemeinen Mittelbestimmung erhalten und die allgemeinen Vertheilungsverhältnisse dadurch wesentlich alterirt finden. So fanden sich in den 22 Gallerien folgende Zahlen religiöser Bilder in folgenden Grössenintervallen der Höhe

Hohe	Zahl
1,865 — 1,895	91
1,895 — 1,995	89
1,995 — 1,205	93

welche Zahlen nahe übereinstimmen, wie bei aneinandergränzenden Intervallen zu erwarten. Aber hiebei sind sämmtliche 22 Sueursche Bilder von 1,93 Meter Höhe nur zweimal gerechnet,

hätte man sie 22-mal rechnen wollen, so hätte man statt der aufeinanderfolgenden Zahlen 94; 89; 93 erhalten: 94; 109; 93; was die Vertheilung sehr unregelmässig gemacht haben würde. Entsprechend in andern Fällen. Da nun aber eine Mehrzahl zusammengehöriger Bilder von denselben Dimensionen immerhin eine gewisse starke Bevorzugung dieser Dimensionen voraussetzt und mithin ein vermehrtes Gewicht in Anspruch nimmt, so habe ich mich kurz und rund entschlossen, alle Fälle, wo 2 oder mehr zusammengehörige Bilder von denselben Dimensionen vorhanden waren, 2-mal, aber nicht mehr als 2-mal, in der Vertheilungstafel zählen zu lassen.

Wenn S. 294 die Gesamtzahl der in Untersuchung genommenen Bilder zu 10558 angegeben ist, so ist diese Zahl insofern nicht streng, als nach voriger Bemerkung von einer grössern Zahl zusammengehöriger Bilder von gleichen Dimensionen überall eben nur zwei in Rechnung genommen sind, anderseits aber Landschaftsbilder, in welchen religiöse oder mythologische Staffage vorkommt, sowohl bei den Landschaftsbildern als religiösen oder mythologischen Bildern, als doppelt aufgenommen, sind. Da jedoch der Einfluss beider Umstände überhaupt nicht beträchtlich und überdiess von entgegengesetzter Richtung ist, bleibt obige Zahl nahe genug zutreffend.

Benutzte Cataloge.

- Amsterdam. Beschrijving der Schilderijen ops Rijks Museum te Amsterdam. 1858.
- Antwerpen. Catalogue du Musée d'Anvers, ohne Jahreszahl.
- Berlin. a) Verzeichniss d. Gemäldesamml. d. königl. Mus. zu Berlin. 1834.
b) Verz. d. Gemäldesamml. des . . . Consul Wagener. 1861.
- Braunschweig. Pape, Verz. d. Gemäldesamml. d. herzogl. Mus. z. Braunschweig. 1849.
- Brüssel. Fétis, Catalogue descript. et histor. du Mus. roy. de Belgique. 1804.
- Darmstadt. Müller, Beschreib. d. Gemäldesamml. in d. grossherzogl. Mus. z. Darmst.
- Dijon. Notice des objets d'art exposés au Mus. de Dijon. 1860.
- Dresden. Hubner, Verz. der königl. Gem. Gall. z. Dr. 1856.
- Florenz. Chiavacchi, Guida della R. Gall. del Palazzo Pitti. 1864.
- Frankfurt. Passavant, Verz. d. öffentl. ausgest. Kunstgeg. d. Städelschen Kunstinstituts. 1844.
- Leipzig. a) Verz. d. Kunstwerke d. städt. Mus. z. Leipzig. 1862.
b) Verz. d. Löhrschen Gem. S. z. L. 1859.
- London. The national Gallery, its pictures etc. Ohne Jahreszahl.
- Madrid. Pedro da Madrazo, Catalogo de los quadros del real Mus. de Pintura y Escultura. 1843.
- Mailand. Guida per la regia Pinacotheca di Brera.
- München. a) Verz. d. Gem. in d. königl. Pinakothek z. M. 1860.
b) Verz. d. Gem. d. neuen königl. Pinak. in M. 1861.
- Paris. Villot, Notice des tabl. exp. dans les gal. du Mus. imp. du Louvre. 1859.
- Petersburg. Waagen, die Gemäldes. in d. kaiserl. Eremitage zu St. Pet. 1864.
- Venedig. Catalogo degli oggetti d'arte esposti al Pubblico nella L. Roy. Acad. di belli arti in V. 1864.
- Wien. v. Mechel, Verz. d. Gem. d. k. k. Bildersamml. 1784.

Die Cataloge mehrerer Gallerien, die mir ausserdem noch zu Gebote standen, konnten nicht benutzt werden, theils, weil sie keine Massangaben enthielten, theils weil der Massangabe in Fussen, Zollen nicht beigefügt war, welcher Fuss dabei gebraucht war, und es nicht überall sicher schien, dass der im Lande übliche darunter zu verstehen.

Zusatz zu Th. I. S. 176. Ueber den Farbeneindruck der Vokale.

Am o. a. Orte ist bemerkt worden, dass man mehrfach geneigt ist, den Eindruck gegebener Vokale dem Eindrücke gegebener Farben, Weiss und Schwarz mit eingeschlossen, entsprechend zu finden, und dass zwar verschiedene Personen in den positiven Angaben hierüber sehr von einander abweichen, dass jedoch eine Uebereinstimmung in gewissen negativen Punkten nicht fehlt. Da ich gefunden, dass man sich mehreren Orts für den Vergleich der beiderlei Eindrücke interessirt hat, so habe ich, ohne ihm bei seiner grossen Unbestimmtheit eine wichtige Bedeutung beizulegen, doch durch Sammlung einer grösseren Anzahl von Stimmen, worin ich durch einige Bekannte unterstützt wurde, zu ermitteln gesucht, was sich etwa daraus als constant oder entschieden überwiegend finden lasse, und theile folgend die Ergebnisse davon mit. Hätte die Aufgabe ein grösseres Interesse, als sie unstreitig hat, so würde die Untersuchung darüber zur Gewinnung nahehin fester Mittelzahlen freilich auf eine noch bei weitem grössere Zahl von Personen auszudehnen sein, als hier geschehen ist.

Nicht alle Personen, an die man sich mit einer Frage desshalb wendet, gehen auf den betreffenden Vergleich ein, indem gar Manche erklären, dass sie einen solchen überhaupt nicht zu ziehen wissen; doch überwiegt entschieden die Zahl derer, die darauf eingehen, worunter sich nicht wenige finden, die solchen schon vorher auf eigene Hand angestellt haben. Vielen aber auch machen nur diese oder jene Vocale einen bestimmten Farbeneindruck, indess sie den übrigen unbestimmt finden. Manche äussern sich mit grösster Bestimmtheit und Entschiedenheit über den Eindruck sei es einiger oder aller Vocale, als wenn er gar nicht anders gefunden werden könnte, andre minder entschieden und sicher. Es zeigt sich aber kaum eine grössere Uebereinstimmung zwischen ersteren als zwischen letzteren, und mehrfach lachen sich die ersteren bei Confrontation ihrer Aussagen gegenseitig aus.

Der befragten Personen, welche sich überhaupt auf den Vergleich eingelassen haben, waren einschliesslich der schon in der ersten Notiz aufgeführten, (deren Angaben im Folgenden wieder mit aufgenommen werden) im Ganzen 73, darunter 35 männliche, 38 weibliche, alle aus gebildeten Ständen, und, mit Ausnahme von 2 Schülern und 3 Schülerinnen oberer Klassen, erwachsen oder mindestens über die Schuljahre hinaus.

Die Gesamttergebnisse sind in folgender Haupttabelle zusammengestellt, die männlichen und weiblichen Urtheile unter m. und w. gesondert. Diese Tabelle enthält nämlich die Zahl der Personen, die sich in einem gegebenen Farbeneindruck bezüglich eines gegebenen Vokals vereinigten. Wo eine Person zwischen zweierlei Farbeneindrücken schwankte, ist sie bei jeder der beiden Farben mit 0,4 notirt. Von Diphthongen ist blos ä zugezogen und nur bei einigen Personen danach gefragt worden. Personen, die sich überhaupt dem Vergleich entzogen, sind in der Tabelle nicht berücksichtigt; wo jedoch Personen ein Urtheil über den Eindruck mancher Vocale abgaben, indess sie den von andern unbestimmt liessen, sind diese unbestimmten Urtheile unter der Horizontalrubrik »unbest.« verzeichnet, da nicht wenige Personen den Farbeneindruck als dunkel (d.) oder hell (h.) oder einer besondern Nüance nach näher bestimmten, so sind diese Nebenbestimmungen unter der Tabelle besonders nachgetragen. Hienach folgt noch eine zweite Tabelle, worin die Vergleichsurtheile einiger Personen, deren Specification ein Interesse haben konnte, besonders zusammengestellt sind, nämlich 1) von Prof. C. Hermann, welcher sich viel mit dem ästhetischen Farbeneindruck beschäftigt hat; 2) dem Bruder des Prof. Zöllner, als Musterzeichner; 3) dem Maler Krause; 4) dem Componisten Franz v. Holstein; 5) einer musikalisch sehr gebildeten Dame Anna Anschütz, geb. Volkmann; endlich 4 männlichen und 6 weiblichen Personen, deren Urtheile in den Registern als solche verzeichnet sind, welche mit besondrer Entschiedenheit abgegeben wurden. Ausser den unzweideutigen Abkürzungen bedeutet darin, sowie in dem Verzeichniss näherer Bestimmungen, g. gelb, gn. grün, gr. grau, or. orange, h. hell, d. dunkel.

Tabelle über den Farbeindruck der Vocale.

	a		e		i		o		u		ä
	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m.	w.	m. w.
weiss	44	45	3	4,5	3	3	0	0	0	0	
schwarz	0	4	0	0	0	0	4	6	40	44	
roth	7	8	4	4	4	5,5	8	8	0	4	
orange	0	0	0	0	0	4	0	0	0	0	
gelb	0	0	40	44	43	44,5	0	2	0	0	
grün	0	4	7	6	5	7	2	3	4	2	4 4
blau	2	8	4	8,5	4	4	5	6	6	2	
lila	0	0	0	2	0	0	0	0	0	2	4 0
violet	0	0	0	0	0	0	2	4	0,5	6	0 4
grau	0	0	3	4	0	4	4	3	4	0	3 5
braun	0	0	0	4	0	0	3	2	5,5	8	4 0
glänzend	0	0	0	0	4	4	0	0	0	0	0 0
durchsicht.	0	0	0	4	0	0	0	0	0	0	0 0
unbest	44	4	40	2	7	4	40	5	14	4	

Einzelne nähere Bestimmungen.

- a. männl. d. bl., nicht d. bl. — weibl. etwas d. r., carmoisinr. nicht d. r., könnigsr., h. bl.
- e. männl. fahlg., citrong., d. g., nichtsicher gn., ziemlich sicher gn. — weibl. rosa, h. bl. 3 mal, d. bl., h. holzbr.
- i. männl. h. citrong., undeutl. r., und gn. 2 mal, ausserdem ist unter glänzend bei i aufgeführt: metallisch, stechender Glanz, stechendes gelb, feuergr., wovon die beiden gelb auch unter gelb mit zählen.
- o. männl. purpur, d. gn., d. bl., satt bl., blaugrau, schw. — weibl. purpur, d. r., golden, d. bl. 2 mal, königsbl.
- u. männl. düster grünbraun, d. br., sepiaschw. — weibl. d. gn., d. lila 2 mal, d. br. 4 mal, sepiabr.
- ä. männl. schwefelg., zimmtfarben, gelbgr., wasserbl. — weibl. gelblichgr.

Speciale Urtheile.

	a	e	i	o	u	a
C. Hermann, Farben-						
Aesthetiker	w.	bl.	g.	r.	gn.	gr
Zollner, Musterzeichner	r.	w.	metall.	d. bl.	schw.	
Krause, Maler	r.	or.	w.	bl.	schw.	
v. Holstein, Musiker	w.	gn.	g.	purp.	br.	wass bl.
A. Anschütz, musikal.	w.	durchsicht.	feuerfarb.	schw.	viol.	gr
Sehr Entschiedene.						
Prof. Emil Kuntze	r.	gn.	g.	bl.	bl.	
Hr. Platzmann	w.	g.	r.	sattbl.	schw.	
Otto Moser	w.	gn.	g.	r.	schw.	
Karl Volkmann, Stud.	w.	gn.	g.	r.	br.	gr.
Fr. Lisb. Volkmann	schw.	w.	hellbl.	viol.	br.	gr.
Frl. Isid. Grimmer	bl.	w.	hochr.	br.	schw.	gr.
Frl. E. Mayer	r.	w. od. h. bl.	gn.	br.	schw.	
Frl. Kühn	r.	bl.	gn.	gr.	schw.	
Frl. v. Platzmann	w.	h. bl.	or.	d. r.	viol.	
Fr. Dr. Schutz	r.	bl.	g.	gn.	schw.	

Folgendes die allgemeineren Bestimmungen, die man etwa aus voriger Tabelle ziehen kann.

Im Ganzen erscheinen a, e, i als heller, o, u als dunkler.

Den entschiedensten Eindruck unter den Vokalen machen i als gelb, a als weiss, u als schwarz; wofür die Zahlen nahe gleich stehen. Aber auch e hat, nur mit geringerem Uebergewicht als i, gelb als Hauptcharakter, indess o mit dem Hauptcharakter roth erscheint, beides doch wahrscheinlich nur, weil e im Worte gelb, o im Worte roth vorkommt, indess für i eine solche Association nicht geltend gemacht werden kann. Sieht man von Weiss und Schwarz, als welches keine eigentlichen Farben sind, ab, so würde roth auf a, braun und demnächst blau auf u fallen; aber auch o hat, nächst dem wahrscheinlich nur associativen Roth, Anspruch auf Blau. Wenn einige Personen, insbesondere Damen, o schwarz gefunden haben, so könnte nach einer Bemerkung von Dr. Grabau (einem meiner Mitsammler von Stimmen) dazu beitragen, dass o nicht selten als Schmerzenslaut gebraucht wird. In Betreff des Grün machen sich e und i eben so in zweiter Ordnung, wie in Betreff des Gelb in erster Ordnung, Concurrenz, worauf bei i

wahrscheinlich Einfluss hat, dass i dem im Worte Grün vorkommenden ü verwandt ist. Bezeichnungen, welche auf Glanz deuten kommen blos bei i vor.

Niemals ist a gelb e und i schwarz, o und u weiss, u gelb gefunden worden; a nur einmal schwarz, u nur einmal roth. Die, durch Association wohl erklärliche, Ausnahme a = schwarz fällt der in der 2. Tabelle ausgeführten Frau Lisb. V. zu, welche zugleich den ausserdem nur noch einmal vorkommenden, Vergleich i = blau hat, dennoch ihr Urtheil mit grosser Entschiedenheit fällte. Die Ausnahme u = roth kommt der Frau oder dem Fräulein Luise Fischer zu, welche ausserdem a grün, e deutl. gelb, i deutl. weiss fand, und auch von den Cosenanten k und w einen Eindruck respectiv als braun und grau hatte.

Obwohl der associative Einfluss des Vocals, der in die Wortbezeichnung einer Farbe eingeht, nach Vorigem hie und da nicht wohl zu verkennen ist, ist er doch viel weniger auffällig, als ich vermuthet hatte, und spielt offenbar nur eine Nebenrolle; sonst müssten die Resultate namentlich für a, i und u ganz anders ausgefallen sein.

Sehr charakteristische Unterschiede zwischen den männlichen und weiblichen Vergleichsurtheilen sind im Ganzen nicht zu finden; und jedenfalls müsste die Zahl der beiderseitigen Urtheile viel grösser sein, um eine Entscheidung darüber zu gewinnen. Auffällig bleibt doch das verhältnissmässig starke Ueberwiegen des Eindrucks von blau bei a und e, und von schwarz bei o auf weiblicher Seite gegenüber der männlichen.

Ausser mit Farben lässt der Eindruck der Vocale auch wohl noch manchen andern Vergleich zu. Prof. C. Hermann erwähnte gegen mich eines Vergleiches mit den Temperamenten. Während a ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Temperamenten repräsentire, entsprach e dem phlegmatischen, i dem sanguinischen, o dem cholerischen, u dem melancholischen Temperamente. In der That möchte nicht nur ich selbst diesem Vergleiche zustimmen, sondern auch Andre, die ich deshalb befragte, thaten es; nur dass Einer e zu lebhaft für das Phlegma fand. — Frau Anna A., die in der zweiten Tabelle mit aufgeführt ist, fand a, e, i dem musikalischen Dur, o und u dem Moll entsprechend.